Das aristokratische Prinzip in Natur- und Menschenleb...

Paul Otto Schmidt

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Digitized by Google

Das
aristokratische Prinzip
in
Natur- und Menschenleben.

Hauptbestandteile einer neuen, im wesentlichen anti-darwinistischen Lebensauffassung und Weltanschauung

auf exakt-naturwissenschaftlicher Basis

allgemeinverständlich dargestellt

von

Dr. phil. Paul Otto Schmidt.

Halle a. d. S.
Verlag von Schroedel & Simon (Richard Schroedel).
1889.

Digitized by Google

Das Übersetzungsrecht behält sich der Verfasser vor.

Digitized by Google

JC711
S25

Vorwort.

Als ich vor nunmehr einem Jahre daran ging, gewisse, in vielen Beziehungen neue Gedanken über Welt und Leben, die sich mir im Verlaufe meines engern (mathematisch-naturwissenschaftlichen) Fachstudiums gelegentlich aufgedrängt hatten, in einem kleineren Artikel — etwa für eine wissenschaftliche Zeitschrift passend — niederzulegen, glaubte ich nicht im entferntesten, daß aus dem Artikel in verhältnismäßig kurzer Frist ein Buch werden würde. Kaum war ich indessen bei der Arbeit — wie man so sagt — „warm geworden", so sah ich mich auch schon genötigt, die ursprünglich in Aussicht genommenen Grenzen der Behandlung anders abzustecken: den Artikel zu einer Broschüre zu erweitern. Doch auch dieser Rahmen erwies sich nicht lange darauf als zu eng. Der darzustellende Stoff wuchs gleichsam unter den Händen; es gruppierten sich immer mehr Gedanken um die ursprünglichen, bis nach und nach das vorliegende Buch entstand. Der Umfang und die Form, die dasselbe nunmehr erhalten hat, sind wohl auch jetzt noch nicht ein für allemal abgeschlossen: es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß das Buch später einen erheblich größeren Umfang und bez. der Form einen mehr fachwissenschaftlichen Charakter annimmt. Doch dürfte es auch in der jetzigen Gestalt lesbar sein; vielleicht so sogar eher, bezw. für einen größeren Kreis, als wenn es ein umfangreiches und rein wissenschaftliches Werk wäre. In unserer schnelllebigen Kulturepoche hat ja nur der kleinste Teil des höher gebildeten Publikum Zeit und Lust, umfangreiche wissenschaftliche Werke aufmerksam durchzulesen, zu studieren. Dann auch läßt sich für ein solches rein wissenschaftliches Werk nicht, — wie ich es hier versucht habe —

M375559

Digitized by Google

die Darstellung so wählen, daß jeder höher Gebildete, — gleichgiltig welchem Berufsfache angehörig — das Buch verständlich, oder doch wenigstens einigermaßen lesbar finden möchte. Daß indessen eine solche — sozusagen — „belletristische Eleganz der Darstellung" in diesem Falle keine leichte Sache ist und nicht immer gelingt, wenn man der wissenschaftlichen Strenge in keinem wesentlichen Punkte etwas nachgeben will, wird jeder zugeben, der einmal dergleichen unternommen hat.

Das vorliegende Buch enthält gleichsam in nuce alle Bestandteile eines philosophischen Systems, gewisse (metaphysische) Bestandteile vielleicht schon in ziemlich fertiger Ausbildung. Der kundige Fachmann wird (besonders in den beiden ersten Abschnitten) nicht nur gewisse längst bekannte wissenschaftliche Thatsachen in einer eigenartigen Beleuchtung erblicken, sondern auch manches in Auffassung und Gestaltung durchaus Neue herausfinden. Ich habe es nicht für zweckmäßig erachtet, dieses Neue als solches besonders herauszuheben und ausführlich zu begründen, weil ich den natürlichen Fluß der Gedanken nicht durch rein fachwissenschaftliche, dem größern Publikum ebenso gleichgiltige wie unverständliche Demonstrationen unterbrechen wollte. Für den höher gebildeten Laien haben ja in der Regel nur die Resultate wissenschaftlicher Forschungen Interesse; die oft so vielfach verschlungenen und gewundenen Wege und Stege, durch welche diese Resultate gefunden wurden, sind ihm gewöhnlich gleichgiltig, selbst wenn sie für ihn einigermaßen gangbar gemacht werden. Viele solcher Resultate haben überdies das Eigentümliche, daß ein feiner intellektueller Takt sie auch ohne vorausgegangene lange und breite Auseinandersetzungen versteht und für unzweifelhaft richtig hält. Was ich indessen hier aus den angegebenen Gründen zu thun unterlassen habe, gedenke ich in einer spätern, mehr fachwissenschaftlich gehaltenen Schrift nachzuholen.

Die Bezeichnung: „neue — anti-darwinistische — Weltanschauung ꝛc. auf exakt-naturwissenschaftlicher Basis" ist nicht etwa ein ironisches Reklame-Aushängeschild, sondern wirklich ernsthaft gemeint. Wer aber deshalb etwa in dem Verfasser rückständige An-

Digitized by Google

sichten, Gesinnungen ꝛc. vermutet und daraufhin das Buch liest, wird sich gründlich enttäuscht finden. Ich bin ziemlich frühzeitig und ohne jedes Vorurteil an die sog. neuere Entwickelungstheorie von Darwin, Haeckel ꝛc. herangetreten, war auch längere Zeit ein entschiedener Anhänger derselben. Wenn ich jetzt aus vollster Überzeugung bekenne, daß ich dies nicht mehr bin, so will ich damit nicht etwa sagen, daß jene Lehre unbedingt falsch sei, daß sie absolut nichts Wahres enthalte. Unter gewissen — im zweiten Abschnitt dieses Buches näher bezeichneten — Bedingungen und Einschränkungen gebe ich die Wahrheit jener Lehre sehr wohl zu. Wer immer nur ein bestimmtes Gebiet von Lebenserscheinungen — für welche die in Rede stehenden Bedingungen erfüllt sind — vor Augen hat, kann leicht auf den Gedanken kommen, das in ihnen wirksame und von ihnen abstrahierte Gesetz auf alle Lebenserscheinungen, auf das Leben überhaupt anzuwenden; gerade wie jemand, der von Jugend auf nichts als Not, Elend, Jammer erlebt und gesehen hat, und bessere Verhältnisse nicht einmal von Hörensagen kennt, ganz folgerichtig zu der Ansicht kommen muß, daß das Leben überhaupt nur aus Not, Jammer und Elend bestehe, und daß es niemals anders sein könne. Ganz ähnlich verhält es sich mit gewissen Ansichten Darwins, Haeckels ꝛc.; wir können aber natürlich hier nicht näher darauf eingehen.

Wer das vorliegende Buch ohne jedes Vorurteil aufmerksam durchliest, — nicht etwa bloß darin herumblättert — dürfte vielleicht finden, daß manches noch hätte besser begründet, erschöpfender behandelt werden können, — im großen und ganzen aber wird er die Stichhaltigkeit meiner Argumente gegen die neuere Entwickelungstheorie zugeben müssen. Überdies stehen diese gegnerischen Ansichten keineswegs im Vordergrunde der folgenden Untersuchungen und Betrachtungen; sie fallen gleichsam nur ganz nebenbei ab, — als notwendige Konsequenzen einer vorher aufgestellten und begründeten Theorie über das eigentliche Wesen alles Lebens.

Daß es übrigens nicht bloß für die Wissenschaft, sondern auch für das praktische Leben, für eine wahrhaft humane Auffassung desselben, durchaus nicht gleichgiltig sein kann, ob die Darwin'sche Theorie

Digitized by Google

unbedingt wahr sei, unter allen Umständen in Erscheinung trete, oder nur eine relative und eingeschränkte Geltung habe, — kann nur derjenige voll und ganz ermessen, welcher die ethischen und ästhetischen Konsequenzen jener Lehre einmal ganz ehrlich, ohne alle Schönfärberei gezogen hat. Man hat nämlich die brutale, gemeine, im ethischen, wie ästhetischen Sinne gleich häßliche Physiognomie jenes neuen wissenschaftlichen Götzen durch allerlei — oft sehr willkürlich zurechtgestutzten — Aufputz einigermaßen zu verschönern gesucht; es ist dies aber nur sehr unvollkommen gelungen, und die schärfer Blickenden hat man dadurch nicht zu täuschen vermocht. Für diese ist es nicht im mindesten zweifelhaft, in welchem Sinne die Antwort ausfallen muß, wenn man an die neuere Entwickelungstheorie ohne jeden Vorbehalt die Fragen stellt: „Worin besteht das eigentliche, wahre Wesen des Lebens und das letzte Ziel seiner beständig fortschreitenden Entwickelung?“ „Giebt es in Bezug hierauf überhaupt ein bestimmtes Ziel, — oder **war** das Leben, **ist es** und **wird es sein** stets nur ein wüster Kampf um die niedrigsten, notwendigsten Bedingungen seines Bestehens?“ „Handelt es sich hierbei stets nur um Sein oder Nichtsein schlechtweg, — oder auch noch um höheres und besseres Sein?“ — „Ist das Leben nichts als ein mechanisches Ineinandergreifen von Materie und Kraft, hängt der Fortschritt zum höhern, bessern Dasein allein von äußern Umständen, also vom blinden Zufalle ab, — oder — ist der Lebensprozeß gleichsam schon an sich selbst, seinem innersten, unerklärlichen Wesen nach, auf die Ausprägung seiner höchsten Stufe, (auf den Menschen, bezw. Idealmenschen,) gerichtet und wird dieses Ziel nur infolge ungünstiger äußerer Umstände mehr oder minder verfehlt?“ Steht deshalb wahre Humanität — oder civilisierte Bestialität, — edle und schöne Menschlichkeit oder brutale, raffinierte Gemeinheit — am Endpunkt der fortschreitenden Entwickelung? Diese so sehr zum Nachdenken anregenden Fragen werden im Folgenden mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft diskutiert.

Wer übrigens Augen hat zu sehen, wird auch bemerken, daß der sog. Darwinismus und die daraus resultierende Lebensauffassung

Digitized by Google

schon einige praktische Konsequenzen in unserer jetzigen Kulturepoche nach sich gezogen hat. Dabei haben immer erst verhältnismäßig sehr enge und in moralischer und intellektueller Beziehung meist sehr hochstehende Gesellschaftskreise von der neuen Lehre ernstlich Notiz genommen. Was würde erst daraus werden, wenn jene Lebensauffassung noch tiefere Wurzeln schlüge, wenn erst der moralische und intellektuelle Pöbel die von ihm ja schon immer beobachtete wüste Praxis als die einzig wahre (von der Wissenschaft ein für allemal als solche festgellte) Lebensweisheit erkennen würde!

Man wundert sich darüber, daß die bekannten, längst veralteten orientalischen Mythen und Legenden über Ursprung und Wesen von Welt und Leben noch immer — wenn auch nicht gerade gläubige, so doch wenigstens geduldige — Zuhörer finden und nicht schon längst überall, bezw. bei allen Zurechnungsfähigen, durch eine auf die moderne Forschung sich stützende Auffassung verdrängt worden sind. Indessen, es ist nicht bloß die Indolenz, die Trägheit der Massen, das Vorurteil gegen das Neue, und die Anhänglichkeit an das Alte, welche bisher der allgemeinen Verbreitung und rückhaltlosen Anerkennung jener neuen Lehren der Wissenschaft über den Urgrund alles Seins entgegengestanden hat. Wenn die moderne Weltanschauung, wie sie in dem sog. Materialismus und Positivismus zur Ausprägung gelangt ist, wirklich die Wahrheit voll und ganz repräsentierte, so hätte sie doch in unserem Jahrhundert, — unter so außerordentlich günstigen Bedingungen der Verbreitung, — eine ganz andere Überzeugungskraft entfalten müssen; sie müßte doch wenigstens bei allen vorurteilslosen Geistern rückhaltslose Anerkennung gefunden haben. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall. Auch völlig freie Geister haben einen gewissen instinktiven Widerwillen gegen sie und ihre letzten Konsequenzen nicht überwinden können. — Der Grund hiervon dürfte für einen spätern Kulturhistoriker auf der Hand liegen. Jene Weltanschauung konnte einfach deshalb nicht überall mit offnen Armen aufgenommen werden, weil sie nicht nur an einem fundamentalen Irrtum krankte, sondern selbst in ihren

Digitized by Google

unzweifelhaft wahren Bestandteilen gleichsam nur die eine Seite der Wahrheit — und noch dazu deren unvermeidliche Schattenseite — vertrat.

Möge das vorliegende Buch an seinem — wenn auch geringen — Teile dazu beitragen, nicht nur jenen fundamentalen Irrtum aufzuklären, sondern auch jene andere, bisher entweder völlig übersehene oder völlig entstellte, — Lichtseite — der Wahrheit zur unverfälschten Darstellung zu bringen. Erst dadurch dürfte gleichsam die letzte — uneinnehmbare — Burg, welche die alte Weltanschauung gegen die neue noch zu behaupten wagt, zur Übergabe gezwungen werden, und damit der Sieg der letztern erst eigentlich vollendet sein.

Halle, im Mai 1889.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Einleitung . . . . . Seite 1—2.

Erster Abschnitt.

Begriff des aristokratischen Prinzips und des Aristokratismus.

Erstes Kapitel: Kurzgefaßter Begriff des aristokratischen Prinzips und des Aristokratismus. — Unzulänglichkeit desselben für die Kennzeichnung der hier in Rede stehenden Sache. — Deshalb Hinweis auf den Urgrund alles Seins . . . . . Seite 2—5.

Zweites Kapitel: 1. Materie und Kraft als erste und allgemeinste Differenzierungen des gesamten Seins. — Einheitliches Wesen desselben. — Allgemeinstes Erhaltungs- oder Beharrungsprinzip. — Spezielleres Krafterhaltungsprinzip. — Potentielle bezw. aktuelle Hauptformen und verschiedenste Nebenformen der allgemeinen Energie. — Erläuterung ihrer Eigentümlichkeit an Beispielen. — 2. Ursache und Wirkung. — Kausalnexus. — Mechanischer und vitaler Kausalnexus. — Mechanismus und mechanistische Weltanschauung. — Nachweis der Unzulänglichkeit, bezw. Verfehltheit der letztern und Hinweis auf eine wesentliche neue Auffassung S. 6—20

Drittes Kapitel: Das Leben als Gegensatz zum Mechanismus. — Das Leben als monistisches Prinzip. — Monistische Weltanschauung. — Vorläufiger Hinweis auf die eigentümlichen Charaktere des Lebens. — Unmöglichkeit der letzten Erklärung desselben — . . . . . S. 20—25.

Viertes Kapitel: Wesentliche und unwesentliche Charaktere des Lebens. — 1. Hauptgliederungen und Hauptabstufungen des Lebens: Anorgane, Pflanzen, Tiere, als Resultate der bildenden Lebensthätigkeit. — Gleichheit, Identität des Wesens bei aller Verschiedenheit der Lebensäußerungen auf diesen Haupt-, bezw. Zwischenstufen. — Bildung und Zersetzung als allgemeinste, auf jeder Stufe dem Wesen nach gleiche Hauptthätigkeiten des Lebens. — Ein und dasselbe Prinzip der Artung und Individualiation auf allen Stufen. — Bestimmte Temperatur als unerläßlichste Vorbedingung für die stufenmäßige Aufeinanderfolge der Bildungen und der bildenden Lebensthätigkeit überhaupt. — 2. Resultate der zersetzenden Lebensthätigkeit. Gleichheit des Wesens bei aller Verschiedenheit der Stufen. — Form und Gehalt bei jeglicher Art von Lebens-

Digitized by Google

äußerung. — Unterschied zwischen beiden. — Kennzeichnung des Gehalts als intensive (Kraftgrößen) und der Form als ertensive (Raum- bezw. Zeit-) Größen. — Hinweis auf Ursprung und Bedeutung von Raum und Zeit. 3. Freiheit und Zwang bei den Lebensäußerungen. — Kennzeichen der Freiheit an der Form der Lebensäußerungen. — Rhythmus, Symmetrie und Harmonie. — Ausführliche Definition, bezw. Beschreibung dieser Formkennzeichen und Anwendbarkeit derselben auf alle Lebensäußerungen. — Rhythmische und symmetrische Harmonie. — Bedeutung dieser Formkennzeichen für den jedesmaligen Zustand des Gehalts S. 26—43

Fünftes Kapitel: Die Vereinigung von Rhythmus, Symmetrie mit entsprechender Harmonie als Kennzeichen der Schönheit bei allen Lebensäußerungen und Gestaltungen. — Schönheit eine bloße Eigentümlichkeit der Form, die von dem Gehalt wohl zu unterscheiden ist. — Schönheit als relatives Ziel aller freien Lebensregungen und Gestaltungen. — Identität des Schönheitstriebes mit dem Streben nach ruhendem bezw. beweglichem Gleichgewicht. — Schönheit als jedesmaliger Gipfel (Maximum) der Äußerungs- und Gestaltungsfähigkeit des Lebens. — Schönheit und Aristokratismus. — Das aristokratische Prinzip. — Dasselbe nicht schlechthin mit dem Schönheitstriebe identisch. — Irrtum M. Carrières und anderer in Bezug auf die Schönheit. — Steigerung und Komplikation (Bereicherung) des Gehalts einerseits und Verschönerung der Form andererseits wesentliches Kennzeichen des aristokratischen Prinzips, bezw. des Aristokratismus. — Stufenleiter der Aristokratismen — 2. Das sog. Wahre, Gute und Schöne als nur relative Begriffe. — Verhältnis des Wahren, Guten und Schönen zum Aristokratismus in dem hier in Rede stehenden Sinne . . . . . S. 44—53

Schluß: Rückblick. — Kurze Zusammenfassung des Vorhergegangenen und Hinweis auf das Folgende . . . . . S. 53—57.

Zweiter Abschnitt.

Das aristokratische Prinzip in der Natur.

Erstes Kapitel: 1. Natur und Naturleben. — Verhältnis desselben zum allgemeinen Leben im Weltall. — Erinnerung an den Unterschied zwischen Mechanismus und Leben, an die wesentlichsten Charaktere des letztern und an das aristokratische Prinzip im allgemeinen. — 2 Mutmaßlicher Anfang des allgemeinen und des besonderen Lebens im Weltall. — Sog. äußere Umstände, Mängel, Konflikte, Widerstände ꝛc. nicht für ein abgeschlossenes Lebensganze, sondern nur für das einzelne (individuelle) innerhalb dieses Ganzen in Betracht kommend. — Illustration dieser Thatsache durch ein anschauliches Bild. — Gunst und Ungunst der sog. äußern Umstände in Bezug auf die

Digitized by Google

Entwickelung im Sinne des aristokratischen Prinzips. — Unterschied zwischen Intensität und Extensität des Lebens. — Organismus und Organisation — Organisation und Individualisation. — Unabhängigkeitstendenz des individuellen Daseins. — Parallelismus und Divergenz des individuellen mit dem Gesamtleben. — . . . . . Seite 58—69.

Zweites Kapitel: 1. Materielle und andere Vorbedingungen des Lebens. — Verkleinerte Abbilder eines relativ selbständigen Lebensganzen. — Die sog. Zeugung als Urzeugung und Wiedererzeugung. — 2. Der individuelle Tod im Lichte des aristokratischen Lebensprinzips . . S. 70—76.

Drittes Kapitel: Die allmähliche Bildung und Umbildung (Entwickelung) des individuellen Lebens. — Einheitliches Prinzip derselben. — Untergeordnete Bedeutung der sog. Anpassung. — Eigentliches Wesen aller aufwärts gehenden Entwickelung. — Falsche Auffassung, bezw. unverhältnismäßige Überschätzung der Wichtigkeit des sog. „Kampfes ums Dasein". — Unzulänglichkeit der darauf gegründeten Entwickelungstheorie Darwins. — Das aristokratische und das katistokratische Prinzip in der Entwickelung. — Besonders in die Augen fallende Schwächen und Mängel der Darwinschen Theorie — 2. Durchaus falsche philosophische Grundlage der modernen Entwickelungstheorie Darwins, Häckels ꝛc. bei aller Anerkennung der bedingten Gültigkeit derselben. — Hinweis auf die einzig wahre Grundlage, auf welcher eine solche Theorie aufgebaut werden könnte . . S. 77—91.

Viertes Kapitel: Die sog. Zufälligkeit in der Aufeinanderfolge der äußern Umstände der Lebensbethätigung. — Mehr oder minder beschränkte Macht des Zufalls. — Eigentliches Hauptziel aller Lebensthätigkeit und der bildenden insbesondere. — Parallelismus zwischen der autogenitischen und phylogenitischen Entwickelung. Beschränkte Tragweite der darauf gegründeten Abstammungstheorie . . . . . S. 92—99.

Fünftes Kapitel: 1. Abhängigkeit der individuellen Entwickelung von dem jedesmaligen Entwickelungszustand unseres Planeten. — Charakter der aufeinanderfolgenden Epochen des organischen Lebens auf demselben. — Bedeutung der Beschaffenheit des sog. Urkeims für das überhaupt erreichbare Maximum einer Entwickelungsreihe. — Bisherige Vernachlässigung dieses Moments. — 2. Das Problem der Entstehung der Arten. — Dasselbe von der modernen Wissenschaft keineswegs als gelöst zu betrachten. — Unrichtigkeit des Weges, auf dem man dasselbe bisher zu lösen versucht hat. — Unerläßliche Vorbedingung für eine etwaige Lösung. — Eigentliche Ursache der großen Aufmerksamkeit, welche man dem bisherigen Lösungsversuch von seiten des größern Publikums entgegengebracht hat. — Schluß. Der Mensch das vollständigste verkleinerte Abbild des Universum. Begründung bezw. Erklärung dieser Thatsache . . . . . S. 100—116.

Schlußbemerkung . . . . . S. 116—118.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Das aristokratische Prinzip im Menschenleben.

Erstes Kapitel: Spezialisierung der Aufgabe. — Erinnerung an vorhergegangene Erörterungen. — Der Lebensgehalt und der Lebenswert eines Menschen als Produkt der physischen, moralischen und intellektuellen Eigenschaften. = 1. Die physischen Eigenschaften. — Gesundheit. — Merkmale körperlicher Schönheit, die ausschließlich auf dem Gesundheitszustande beruhen. — Andeutung der über den bloßen Gesundheitszustand hinausgehenden Eigenschaften — Temperament gleichsam auf der Grenze zwischen den physischen und moralischen (Gemütseigenschaften) Fähigkeiten stehend. — 2. Die moralischen (seelischen ꝛc.) Eigenschaften. — Der Mut. — Niedere (physische) und höhere (moralische) Stufe des Mutes. — Letztere die moralische Eigenschaft „par excellence“ und als Grundlage eines ganzen positiven Moralsystems verwendbar. — Äußerliche Erscheinungsformen des Mutes (Stolz ꝛc.). — Gerechtigkeit als die beste der mehr negativen moralischen Fähigkeiten. — Der Wille im weiteren Sinne als Gesamtheit der moralischen Eigenschaften. — Freiheit und Unfreiheit des Willens. — Der Wille im engern Sinne als der ins jedesmalige Bewußtsein fallende Teil des motorischen Systems. — 4. Die intellektuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten. — Verstand, bezw. Intellekt als der ins jedesmalige Bewußtsein fallende Teil des sensibeln Systems. — Vernunft. — Phantasie. — Verbindung der intellektuellen mit den moralischen Eigenschaften. — Abstufungen der intellektuellen Fähigkeiten. — Hinweis auf die Harmonie aller persönlichen Eigenschaften als notwendiges Erfordernis für den Normal- oder Schönheitstypus . . . . . S. 119—135.

Zweites Kapitel: Das aristokratische Prinzip in Anwendung auf die Ausprägungen des Menschentypus. Mängel unserer jetzigen Kulturepoche. — Die drei Hauptstufen des persönlichen Aristokratismus. — a. Untere Stufe: Grundton der Harmonie in den physischen Eigenschaften. — Charakterisierung der entsprechenden Typen. — b. Zweite Hauptstufe: Grundton der Harmonie in den moralischen (Gemüts-) Eigenschaften. — Kennzeichnung der bez. Persönlichkeiten. — c. Dritte Hauptstufe: Grundton der Harmonie in die geistige Sphäre fallend. — Die drei am meisten charakteristischen Spezialtypen dieser Stufe. — Der Marstypus. — Der Apollotypus. — Der Zeustypus. — Weibliche Vertreter dieser Typen. — Diskussion der Frage, ob über die dritte Hauptstufe hinaus noch eine weitere Vervollkommnung möglich ist S. 136—151.

Drittes Kapitel: Mittel, Wege, Vorbedingungen ꝛc. der Ausprägung des aristokratischen Prinzips im Menschenleben — Allgemeine Betrachtungen über Mittel und Zweck, Kausalität und Teleologie. — 1. Materielle Mittel — Wichtigkeit und Unwichtigkeit derselben. — 2. Geistige Mittel: Erziehung. — Unterricht. — Beschränkte Wirksamkeit

Digitized by Google

der ersteren und teilweise Verfehltheit der letzteren in unserer jetzigen Kulturepoche. — Glückliche, harmonische Komposition von der Geburt her unter allen Umständen ausschlaggebend. — Wichtigkeit der darauf gerichteten instinktiven Triebe und Leidenschaften. — Die verfeinerte Geschlechtsliebe das bei weitem wichtigste und wirksamste Mittel. — Charakterisierung derselben. — Widerlegung der bisherigen von Schopenhauer und andern in Bezug hierauf aufgestellten Theorie und tiefere Begründung der Liebesleidenschaft. — Trennung der Geschlechter in der Natur überhaupt. — Ursache derselben. — Anwendung auf das (engere) Menschenleben. — Mittelbarer und unmittelbarer Zweck der Geschlechtsliebe. — Verfehltheit der Verketzerungsversuche derselben. — Die sog. Bastarderzeugnisse als Produkte einer unnatürlichen, mehr oder minder erzwungenen geschlechtlichen Kombination. — Der sog. Rückschlag oder Atavismus bei Vererbung der persönlichen Eigenschaften. — Wahrscheinliche Ursache desselben. — . . . . . S. 152—177.

Viertes Kapitel: Das aristokratische Prinzip in einem individuellen Verbande (Volk, Nation ꝛc.). 1. Analogon zwischen einem einzelnen Individuum und einem individuellen Verbande. — Ähnlichkeit und Verschiedenheit in der Organisation beider. — Analogon des Gesundheitszustandes. — Kreislauf der Berufsklassen, bezw. Stände im Volke eine natürliche und notwendige, (mit dem Stoffwechsel im eigentlichen Organismus vergleichbare) Erscheinung. — Schädlichkeit einer künstlichen Unterdrückung oder Hemmung desselben durch gesellschaftliche Vorurteile und gesetzliche Institutionen. — Die gute Beschaffenheit der unteren und besonders der mittleren Stände bezw. Schichten der Gesellschaft direkt und indirekt zum Bestand und zur gedeihlichen Weiterentwickelung eines Volkes notwendig. — Begründung dieser Ansicht. — 2. Weitere Parallele zwischen einem einzelnen Individuum und einem individuellen Verbande. Die drei Hauptstufen des Aristokratismus, bezw. der Kultur eines sich selbständig entwickelnden Volkes. a. Urzeit, b. Mittelalter, c. Neuzeit. — Charakterisierung derselben und Hinweis auf ihren ursächlichen Zusammenhang und ihre natürliche Aufeinanderfolge. — Oberfläche und tiefere Schichten der Gesellschaft. — Hebungen, Senkungen und sonstige Unregelmäßigkeiten der Oberfläche. — Übergangsepochen und ihre spezifischen Charaktere. — Periodische Abwechselungen, bezw. teilweise Wiederholungen der drei Hauptkulturstufen. — Relative Maxima und Minima, (positive und negative) Gipfel. — Breite und Höhe der aufeinander folgenden Gipfel. — 3. Vorbedingungen, Mittel, Wege ꝛc. der Ausprägung des aristokratischen Prinzips in einem individuellen Verbande. Wichtigkeit der staatlichen Verfassung. — Die beste Regierungsform eines politischen Gemeinwesens. — Natürliche und künstliche Regierungsformen. Monarchie. Beste Form derselben. Die herkömmlichen Staatsverfassungen, deren Vorteile, Nachteile ꝛc. — Vergleich zwischen dem Nervensystem des Organismus und Regierungssystem des Staates. — Die politische Organisation eines Volkes vollkommen ausreichend für die gedeihliche Entwickelung

Digitized by Google

eines Volkes und Überflüssigkeit, ja Schädlichkeit einer sog. geistlichen Nebenorganisation. — Das geistliche und die geistige Bedürfnis im Volke. — Diskussion der Frage, ob die Kirche oder die Religion schlechtweg in ihrer jetzigen Gestalt fortbestehen kann oder nicht. — Haltbare und unhaltbare Bestandteile der christlichen Religion. — Die Jenseitigkeitslehre und die Gottesidee in ihrer wahren und in ihrer falschen Bedeutung Seite 178—230.

Digitized by Google

Einleitung.

Das (zuerst von Aristoteles gebrauchte) Wort: „Aristokratie“ bezeichnet im klassischen Altertum eine bestimmte Form der Regierung eines politischen Gemeinwesens bezw. eine gewisse Art der staatlichen Verfassung, deren Wesen im Gegensatze zur Demokratie und Monarchie darin besteht, daß die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten weder einem Einzigen (Monarchen) anvertraut ist, noch von der Gesamtheit der Staatsbürger ausgeht, sondern sich in den Händen einer größern oder geringern Zahl von privilegierten Individuen bezw. Familien befindet, die — wenigstens sofern das Wort: „Aristokratie“ im konkreten Falle seinen eigentlichen Sinn (Herrschaft der Besten) behält — durch besondere persönliche Vorzüge (militärische und politische Tüchtigkeit, höhere Einsicht, edlere Gesinnung ꝛc.) vor den übrigen hervorragen, sich auszeichnen.

In nicht gerade engem Zusammenhang mit diesem ursprünglichen, rein politischen Sinne des Wortes „Aristokratie“ hat sich nun in unserer Zeit eine mehr soziale, gesellschaftliche, allenfalls auch allgemein menschliche Bedeutung herausgebildet. Das Hervorragen, Auszeichnen weniger unter vielen bleibt natürlich auch hier immer das ausschlaggebende Moment, doch ist man heutzutage bezüglich der Eigenschaften, welche die Zugehörigkeit zur sogenannten Aristokratie bedingen, bekanntlich nicht sehr wählerisch. Man spricht in mehr oder minder einseitiger Beziehung von einer Geburts-, Standes-, Geldaristokratie ꝛc. Am wenigsten noch denkt man bei den Worten „Aristokratie“, „aristokratisch“ ꝛc. an allgemein menschliche Rassenvorzüge in allseitiger (physischer, moralischer und intellektueller) Beziehung: wie z. B. körperliche Schön-

Digitized by Google

heit, Kraft, Gewandtheit feuriges Temperament, Mut, leichtbewegliche Phantasie, feiner Verstand ꝛc. Gerade diese Bedeutungsnuance jener Worte ist es aber, die den Verfasser veranlaßt hat, ein bestimmtes Lebens- und Entwickelungsprinzip — im Gegensatze zu einem andern — mit dem Namen des „aristokratischen", zu bezeichnen. Welche Sache im übrigen mit diesem Namen gemeint ist, kann erst im Laufe der folgenden Untersuchungen und Betrachtungen klar werden.

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Begriff des aristokratischen Prinzips und des Aristokratismus.

Erstes Kapitel.

Definiert man das aristokratische Lebens- und Entwickelungsprinzip kurz als die auf die Ausprägung des „Besten" in Natur- und Menschenleben gerichtete Tendenz, und Aristokratismus als ein mehr oder minder bleibendes Resultat dieser Tendenz, — so ist damit anscheinend alles, im Grunde genommen aber nichts gesagt. Denn was ist im konkreten Falle und was ist überhaupt das „Beste"! Bekanntlich ist der, die, das Beste zwar der allerumfassendste, aber auch der allerunbestimmteste Superlativ, der sich auf die verschiedensten Komparative und Positive (nützlich, gut, edel, schön ꝛc.) beziehen kann. Greift man unter diesen edel, edeler, als hier vorzugsweise in Betracht kommend heraus, — da man bei jenem Aristokratismus doch zuerst an eine Veredelung denken könnte — und schränkt die Bedeutung des Edelen durchaus auf entwickelungsfähige organische Lebewesen ein — schließt also edele Steine, Weine ꝛc. ohne weiteres aus — so ist dadurch immer noch nicht viel an Bestimmtheit gewonnen. Man spricht von edelen Tieren und Pflanzen mit Rücksicht auf die verschiedensten menschlichen Bedürfnisse oder Liebhabereien. Einmal ist der Nützlichkeits-, ein andermal der Schönheitsgesichtspunkt, immer in Verbindung mit einer verhältnismäßigen Seltenheit des Betreffenden hierbei maßgebend. So nennt man beispielsweise gewisse Pflanzen mehr oder weniger edel, je nachdem die Form oder Farbe ihrer Blüten, Blätter, Rinde, die Schönheit ihres Wuchses vor den andern vorteilhaft absticht, ihre Samen mehr oder minder nützlich sind, ihre

Digitized by Google

Früchte besonders dem Gaumen schmeicheln ꝛc. und bei alledem nicht allzu gemein, d. h. allzu häufig sind. Betreffs der Tiere mögen in Bezug hierauf oft ähnliche und auch noch andere Rücksichten den Ausschlag geben.

Wenn man bedenkt, daß viele solcher Eigenschaften, die wir an Tieren und Pflanzen edele nennen, in deren Naturzustande häufig gar nicht, oder nur in geringer Ausbildung beobachtet werden, so könnte man diese Arten von Aristokratismen kulturelle (im Gegensatze zu den natürlichen) nennen. Ihre Tendenz ist auf ein dem Menschen als Schönheits- bezw. Nützlichkeitsideal mehr oder minder deutlich vorschwebendes Ziel gerichtet und verwirklicht sich bekanntlich in der Weise, daß immer die in einer bestimmten Beziehung besten Individuen — bewußt oder unbewußt — zur Fortzucht gewählt, zweckmäßig ernährt und — wie z. B. bei Pferden und Hunden — womöglich noch besonders trainiert werden: bis infolge der stetigen Summierung der Eigenschaften nach den Naturgesetzen der Gewöhnung und Vererbung allmählich — im Laufe vieler Generationen — eine jenem Schönheits- bezw. Nützlichkeitsideale nahekommende Pflanzen- oder Tierform entsteht. So könnte man an vielen Kulturpflanzen und -Tieren die Wirkung eines derartigen aristokratischen Prinzips oder eines Veredelungstriebs in einer einseitig bestimmten Richtung zum Gegenstand der Untersuchung machen. Wir wollen indessen auf solche (durch menschliche Absicht) bedingte Aristokratismen, die mehr ein Ausfluß der menschlichen Kultur, als ein Produkt der freischaffenden Natur sind, auch weniger oder gar nicht den betreffenden Individuen und Rassen selbst, sondern fast ausschließlich dem Menschen zu gute kommen, — nicht weiter eingehen.

Es handelt sich nämlich in diesem Buche keineswegs etwa um eine ausführliche Beschreibung aller solcher in der Natur und im Menschenleben etwa möglichen und wirklich ausgeprägten Arten von natürlichen und kulturellen Aristokratismen, sondern um nichts mehr und nichts weniger als: — Untersuchungen und Betrachtungen über das Wesen des Lebens, insbesondere, soweit dieses Wesen in einer Stufenfolge von Aristokratismen in unserem Sinne, d. h. in einer stufenweise aufsteigenden Entwickelung vom Kleinen zum

Digitized by Google

Großen, vom Niedern zum Höhern, vom Einfachen zum Komplizierten, vom Guten zum Bessern, vom Bessern zum Besten ꝛc. besteht.

Das aristokratische Prinzip ist also hier jene bekannte Fortschritts- bezw. Vervollkommnungstendenz in Natur- und Menschenleben, aber in ihrer besten, allseitigen — nicht (wie gewöhnlich) einseitigen — Bedeutung erfaßt. Die Fortschrittstendenz kann nämlich — wie später noch besser ersichtlich sein wird — sehr viele, von einander mehr oder minder weit abweichende Richtungen einschlagen. Es giebt jedoch unter allen diesen eine — und in der Regel nur eine Richtung, — die zu dem höchsten der auf unserem Planeten überhaupt erreichbaren Ziele, zu der höchstmöglichen Stufe der Steigerung und Komplikation (Intensität und Extensität) des Lebens führt, und um diese handelt es sich hier ausschließlich.

Um deren Bedeutung voll und ganz zu erfassen, können wir unsere Betrachtungen nicht in der bisherigen Weise fortsetzen; wir müssen dazu viel weiter ausholen: auf das ursprüngliche Wesen alles Seins zurückgehen. Hierzu kann uns nun die gewöhnliche, hergebrachte Philosophie mit ihrer banalen Logik und wurmstichigen Metaphysik wenig helfen. Wir müssen die gesamten Naturwissenschaften ohne Ausnahme: Mathematik, Mechanik, Physik, Chemie, Physiologie ꝛc zu Rate ziehen, denn:

„Glaub ich," sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schar sicher und fertig beschwört?
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebäu stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage du mir's! Du bist in die Tiefe gestiegen,
Aus dem modrigen Grab kamst du erhalten zurück.
Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es!
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht."[1] —

[1] Schillers Gedichte: „Der Genius."

Digitized by Google

Es geht also nicht anders; Schiller selbst, der doch so ästhetisch fühlte und dachte, sagte es: wir müssen in die tiefen Schachte der Wissenschaft eindringen, selbst wenn die Luft dort etwas modrig und feucht, der Aufenthalt nicht gerade angenehm wäre. Indessen wollen wir diese Atmosphäre uns nach Kräften zu mildern und den Aufenthalt nach Möglichkeit abzukürzen suchen. Auch soll es unser Bestreben sein, jene tiefverborgenen Gänge, die für die Wissenschaft noch dunkel, oder höchstens durch ein trübes Lämpchen kümmerlich erhellt sind, möglichst zu vermeiden. Wenn dabei mitunter Sachen zur Sprache kommen, die mit dem eigentlichen Thema nur in einem indirekten Zusammenhange stehen, so wolle man das nicht für überflüssig ansehen. Eine neue Idee kann nur durch die Perspektive einer ihr angemessenen Weltanschauung ausreichende theoretische Evidenz und dadurch überzeugende Wahrheit erhalten. Da nun die hier vertretene Weltauffassung zu ihrem empirischen Teile sich auf die neuesten *sichern* Errungenschaften der Naturforschung stützt, und keineswegs alle der für dieses Buch in Aussicht genommenen Leser hiermit genügend vertraut sein dürften, so hielt ich es für wünschenswert, darauf etwas näher einzugehen, suchte mich aber dabei, wie bemerkt, so kurz zu fassen, wie es ohne Beeinträchtigung des Verständnisses nur irgend möglich erschien. Indessen ist der wissenschaftlichen Strenge bei allem Streben nach Gemeinverständlichkeit und Kürze in keinem wesentlichen Punkte etwas nachgegeben worden, und es dürfte deshalb auch für den bez. *Fachmann* vielleicht nicht ohne Interesse sein, gewisse Thatsachen von dem hier angenommenen Standpunkte aus zu betrachten.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

1. Betrachten wir das gesamte sogenannte Sein, wie es sich im Weltall, in der Natur unseres Planeten und in uns selbst offenbart, bezw. wie es uns mit Hilfe der Wissenschaft zum mehr oder minder deutlichen Bewußtsein gekommen ist, so zeigt es zwei wesentlich verschiedene Zustände, die wir ganz allgemein, (von allen Besonderheiten abgesehen) als Materie und Kraft unterscheiden. Ob diese beiden Zustände stets getrennt als zwei durchaus verschiedene Wesenheiten existierten, oder ob beide in einem Urzustande des Seins zu einer unterschiedlosen Einheit, (aus der sie sich erst später differenzierten) vereinigt gedacht werden müssen, – wollen wir dahingestellt sein lassen. Die letztere Ansicht hat jedoch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich; und vielleicht ist hiernach das, was man „Kraft" nennt, nichts anderes als das Sein, soweit es noch im Werden begriffen, — und „Materie" das Sein, soweit es bereits ein für allemal etwas geworden ist: bestimmte Stufen erreicht hat, von denen es niemals und unter keinen Umständen mehr herabfallen kann.[1] Man muß wenigstens etwas Derartiges annehmen, wenn man trotz jener Zweiteilung in Materie und Kraft die Einheit des Seins aufrecht erhalten will. Doch, wie dem auch sein mag, so viel steht fest, daß in der jetzigen Phase des Bildungsprozesses des Weltganzen — soweit dasselbe unserer unmittelbaren und mittelbaren Erfahrung (Beobachtung und Rechnung) zugänglich ist — Materie und Kraft als zwei wirklich verschiedene, niemals mit einander zu verwechselnde und in einander

[1] Diese bestimmten Stufen sind nämlich die einfachsten, unzerstörbaren und unveränderlichen sog. Elementarstoffe, deren Atomgewichte eine nach gewissen Gesetzen aufsteigende Reihe bilden.

Digitized by Google

verwandelbare[1] Zustände des Seins existieren. Hiermit ist eigentlich schon gesagt, daß sie sowohl ihrer (quantitativ bestimmten) Menge, als auch ihrem ursprünglichen Wesen nach beständig sich selbst gleich, oder vielmehr eins, identisch bleiben müssen. Und doch ist die empirische Bestätigung und allgemeine Sicherstellung dieser — wenn man es sich recht überlegt — fast selbstverständlichen Thatsache die Haupterrungenschaft der Naturforschung in diesem Jahrhundert. Man nennt hier diese Thatsache bekanntlich das Prinzip von der Erhaltung der Menge der Materie und Kraft. Wir können nicht umhin, diese äußerst wichtige und wegen ihrer axiomatischen Giltigkeit auch als Erkenntnismittel außerordentlich weittragende Naturthatsache, welche die Mechanisten[2] unter den Philosophen als vollkommen ausreichende Grundlage zur Erklärung der Welt und des Lebens ansehen, genauer ins Auge zu fassen. Nur so ist ein volles Verständnis des folgenden möglich. Soweit dabei von der Erhaltung der Menge und wesentlichen (elementaren) Beschaffenheit der Materie die Rede ist, braucht es wohl nicht erst besonders verdeutlicht zu werden; denn jedem, der mit den Grundzügen der modernen Chemie nur einigermaßen vertraut ist, wird dieser Teil jenes Prinzips ohne weiteres klar sein. Es bleibt uns also nur übrig, den auf die Erhaltung der Kraft bezüglichen Teil etwas genauer zu erörtern. Hierbei kommt es vor allem darauf an, sich zuerst einen einigermaßen scharfen Begriff von dem zu machen, was hier unter Kraft eigentlich zu verstehen ist. Insbesondere sind zwei charakteristische Formen oder Zustände derselben fest und scharf ins Auge zu fassen: — alles andere ergiebt sich dann von selbst.

Jenes bestimmte Etwas, welches in der mechanischen Physik „Kraft," „Energie" heißt, hat nämlich zwei wesentlich verschiedene Hauptformen der Existenz. Die eine ist mit der Bewegung im

[1] Sofern man nämlich die Stoffverbindungen nicht als Stoffverwandelungen ansieht.

[2] Es wird weiter unten klar werden, wie dieser Ausdruck zu verstehen ist.

Digitized by Google

weiteren Sinne: d. h. mit der gewöhnlichen Ortsveränderung (Veränderung der Konfiguration zusammengehöriger Massen), mit wellenartigen Schwingungen wägbarer, (fester und flüssiger) Körper; (Schall 2c.) dann besonders mit wellenartigen Schwingungen einer unwägbaren Materie, des sog. Äthers (Wärme, Licht[1] 2c.) identisch und heißt in diesem Sinne wirkliche, aktuelle oder auch Bewegungsenergie. Die andere hat mit der Bewegung zunächst nichts zu thun, sondern besteht in einem eigentümlichen Ruheverhältnis, für welches das Wort „Spannung" sehr bezeichnend und anschaulich ist. Spannung ist nämlich ein eigenartiger (labiler) Gleichgewichtszustand der Materie, bezw. eines materiellen Systems, welcher nur aufgrund gewisser materieller, oder auch anderer Widerstände als ein solcher besteht und sofort in einen andern (stabileren) Gleichgewichtszustand übergeht, sobald diese Widerstände beseitigt werden. An einer gespannten Armbrust oder an einer aufgezogenen Uhrfeder ist dies besonders anschaulich; denn sofort nach Abdrücken vermittels der Hand, bezw. Beseitigung des Hemmklocks schnellen diese in ihren früheren (stabilen) Gleichgewichtszustand zurück. Die Kraft dieses Zurückschnellens repräsentiert einen gewissen Arbeitswert, der genau dem Kraftaufwand gleich ist, welcher zum Aufziehen notwendig war, und heißt als solche genau begrenzte Bewegungsmöglichkeit eben potentielle oder Spannungsenergie. Es kann diese bis zu einem ihr äquivalenten Betrage in beliebige Formen der andern (wirklichen) Energie nach Beseitigung jener Widerstände verwandelt werden: wie z. B. in obigen concreten Fällen in das Fortschnellen des Pfeils oder in den Gang des Uhrwerks. Im letztern Falle z. B. wird nun genau so viel potentielle Energie (Federkraft) verschwinden, als aktuelle Energie (Bewegung des Uhrwerks) gewonnen wird.

Wenn man sich daher das ganze Weltall als ein solches Uhr-

[1] Elektricität schließe ich hier absichtlich aus, weil dieselbe sowohl in der einen, wie in der andern dieser beiden Hauptkraftformen existiert und wahrscheinlich den Übergang beider in einander in gewissen Fällen vermittelt.

Digitized by Google

werk vorstellt, das niemals abläuft, weil es Mittel hat, sich gleichsam immer selbst wieder aufzuziehen, so wird man die Thatsache von der Erhaltung der Kraft im Weltall verhältnismäßig leicht übersehen. Denn hier, bei einem solchen Uhrwerk ist jenes Äquivalenzverhältnis zwischen potentieller und wirklicher Energie und demnach die Konstanz oder die Erhaltung der Summe beider leicht zu begreifen. So einfach ist dies nun freilich im allgemeinen nicht, und wir müssen demnach andere Formen der beiden Hauptkraftarten in Betracht ziehen.

Es giebt nämlich gewisse, (aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff ꝛc. mehr oder minder mannigfaltig zusammengesetzte) Stoffe, denen man das Spannungsverhältnis, den labilen Gleichgewichtszustand nicht so ohne weiteres ansieht, wie jener gespannten Armbrust, oder jener aufgezogenen Uhrfeder. Hierzu gehören alle von den Pflanzen gebildeten, von diesen herstammenden, sowie alle aus diesen zusammengesetzten tierischen Stoffe. Dann auch müssen dazu noch alle (aus diesen letzten Endes hervorgegangene) Substanzen, welche die organische Chemie kennt, und besonders die fossilen Reste von sämtlichen in jene Kategorie gehörigen Stoffen (Kohle, Petroleum, Erdpech ꝛc.) gerechnet werden. Die Stelle der jene Uhrfeder aufziehenden Hand vertritt hier (bezw. hat vertreten) der von bewegenden Naturkräften (Wärme und Licht der Sonne) veranlaßte und nur unter beständigem Fortwirken derselben mögliche Vegetationsprozeß. Alle von diesem erzeugten, bez. ihrer Beschaffenheit letzten Endes auf diesen zurückzuführenden Stoffe werden in ihrem labilen Gleichgewichtszustande nur durch die auf unserem Erdball gewöhnlich herrschende Temperatur erhalten. Jener Zustand hört daher sofort auf in dieser Weise zu bestehen, sobald die Stoffe einer entsprechend höhern Temperatur ausgesetzt werden. Doch ist auch dies nicht einmal in allen Fällen durchaus notwendig. Gewisse Arten jener Stoffe können unter gewissen Umständen auch schon bei gewöhnlicher Temperatur ganz, oder teilweise, plötzlich, oder langsam (Explosion, Fäulnis) aus ihrem labilen Gleichgewichtszustande herausgerissen werden. Im ersteren Falle (bei hoher Temperatur) tritt

Digitized by Google

unter Anwesenheit von Sauerstoff gewöhnlich sehr rasch und heftig eine sogen. Verbrennung, d. h. eine vollständige Änderung der molecularen, bezw. atomistischen Zusammensetzung und damit eine Rückkehr in den frühern stabilen Gleichgewichtszustand (als Kohlensäure, Wasser und Stickstoff) ein. Die sehr merklichen Wärme- und Lichterscheinungen bei dieser Rückkehr vertreten hier die Formen von Bewegungs-Energie, die dort in dem Fortschnellen des Pfeils oder in dem Gang des Uhrwerks besteht; doch kann dabei bekanntlich auch noch mittelbar oder unmittelbar (Schießgewehr oder Dampfmaschine) eine Bewegung (der Kugel, des Kolbens) gewonnen werden, indem ein gewisser Teil jener Wärme in solche übergehen kann. Es giebt aber auch Stoffe (gewöhnlich ebenfalls von jenen Pflanzenstoffen herrührende, oder bez. ihrer Entstehung durch diese vermittelte) die einen so empfindlichen labilen Gleichgewichtszustand haben, daß derselbe schon durch eine größere oder auch ganz geringe Erschütterung (Schlag ꝛc.) aufgehoben werden kann: ganz wie es bei jener gespannten Armbrust (durch Hinfallen ꝛc.) möglich wäre. Solche Stoffe sind z. B. das bei Kotillon-Touren häufig angewandte Knallquecksilber, oder auch das — allerdings zu weniger harmlosen Vergnügungen gebrauchte — sog. Dynamit. Die Explosion einer genügenden Menge solcher Stoffe kann bekanntlich die gewaltigsten bewegenden Wirkungen hervorrufen. Dieselben sind genau gleich der Summe von Bewegungsenergie, (in Form von Wärme, Licht ꝛc.) die notwendig war, um sie in ihren früheren labilen Gleichgewichtszustand zu bringen.

Die Verbrennung, teilweise Zersetzung (Fäulnis) und die Explosion sind aber nicht die einzigen in der Natur beliebten Mittel, den labilen Gleichgewichtszustand gewisser Materien in einen stabileren zu verwandeln. Ja, man könnte dieselben (mit Wegfall vielleicht der Fäulnis) als meist nur vom Menschen veranlaßte Ausnahmen bezeichnen. Der viel häufigere und gewöhnlichere Fall ist nämlich der, daß die von den Pflanzen durch den Vegetationsprozeß gebildeten Spannstoffe (Stärkemehl, Zucker, Eiweiß ꝛc.) durch den tierischen Körper als Nährstoffe aufgenommen, entweder noch

Digitized by Google

mehr kompliziert und zu dessen Aufbau und teilweisen Wiederersatz verwandt, oder innerhalb des Organismus und auf Veranlassung desselben, ganz oder teilweise wieder zersetzt werden. Dadurch (durch diese Zersetzung) werden die in jenen Stoffen aufgehäuften Spannkräfte — letzten Endes aus dem Verbrauch der den Vegetationsprozeß bewirkenden Naturkräfte stammend — ganz oder teilweise frei und können durch Vermittelung von Nerven und Muskeln ꝛc. in alle möglichen aktuellen Lebensäußerungen in: — willkürliche Bewegungen, Empfindungen, sinnliche Wahrnehmungen, Gemütsaffekte, Phantasiebilder, abstraktere Vorstellungen und reine Gedanken — umgesetzt werden. Wenn man hier das Bild — ich bemerke ausdrücklich: „Bild" — des Uhrwerks wieder zuhilfe nimmt, so ist die Explosion dem Zurückschnellen der Feder ohne jedes Rad: die Verbrennung und Fäulnis dem schnelleren Ablauf unter Einstellung bloß einiger Räder: und endlich die tierischen Lebensregungen dem gewöhnlichen langsamen, richtigen Gang des Uhrwerks unter Einstellung aller Räder vergleichbar.

Auf diese Weise wird in der gesamten Natur durch den von der Sonne veranlaßten und beständig unterhaltenen Vegetationsprozeß potentielle Energie gewonnen und aufgespeichert: durch den tierischen Körper dagegen oder anderswie, unter Gewinn von aktueller Energie, wieder rückgängig gemacht. Indem nun hierbei ein in Zahlen und entsprechenden Einheitsgrößen mathematisch genau ausdrückbares Äquivalenzverhältnis besteht, wird dem Prinzip von der Erhaltung der Kraft — welche Schwankungen auch immer zwischen den beiden Hauptformen herüber und hinüber stattfinden mögen — in aller Strenge Genüge gethan, da die Summe beider, die Gesamtenergie immer constant bleibt. Es repräsentiert jenes mathematisch genau ausdrückbare Äquivalenzverhältnis gleichsam die eherne Notwendigkeit, die nirgends umgangen werden kann und ist so gewissermaßen das oberste und gerechteste, aber auch strengste, unerbittlichste aller Gesetze im Weltall, in der Natur und im Menschenleben.

Dieses Gesetz von der Erhaltung der Kraft und das daraus

Digitized by Google

folgende oder damit identische Äquivalenzprinzip gilt aber nicht, bloß zwischen jenen beiden Hauptformen von Energie in der Weise wie wir es soeben angedeutet haben, sondern seine Geltung erstreckt sich auch auf die Übergänge oder Umwandelungen der verschiedenen Formen von aktueller Energie (Massenbewegung, Wärme, Licht ꝛc.) in einander, überhaupt auf jeglichen Austausch zwischen irgend welchen Haupt- oder Nebenformen der Kraft. Auf die einfachste Art und Weise findet dieser Übergang beim einfachen Stoß der Massen auf einander statt. Hier ist die Äquivalenz mitunter ohne weiteres sichtbar: z. B. beim centralen Stoß zweier (gleich schweren) Billardkugeln, von denen die eine in Ruhe ist. Die stoßende giebt dabei sichtbar ihre gesamte Energie an die gestoßene ab, indem sie selbst zur Ruhe kommt, während die andere mit derselben Geschwindigkeit forteilt. Die beiden Kugeln haben also ihre Zustände mit einander äquivalent vertauscht. Weniger einfach und nicht so unmittelbar in die Augen fallend ist die Äquivalenz bei der Verwandelung von Wärme in Bewegung und von Bewegung in Wärme. Doch ist es der Wissenschaft Mitte dieses Jahrhunderts durch Robert Mayer gelungen, auch hier die Äquivalenz stricte durch Zahl und Maß nachzuweisen. Bezüglich des Lichts und der Elekricität hat man bis jetzt etwas Ähnliches völlig exact noch nicht zu konstatieren vermocht; doch ist die Äquivalenz hier ebenso unzweifelhaft vorhanden. Indem nun das Äquivalenzprinzip überall erkennbar ist, wo Kraft und Materie in einander greifen, so kann man seinen Giltigkeitsbereich auf alle Veränderungen im Weltall, in der Natur und im Menschenleben ausdehnen. Es gilt also nicht bloß der Satz: „Jede Veränderung, jede Wirkung hat eine Ursache," sondern sogar: „jede Wirkung hat eine dieser äquivalente Ursache." Da das wohl nicht sofort in vollem Umfange eingesehen werden dürfte, so wollen wir auch darauf etwas näher eingehen.

Die vollständige Äquivalenz zwischen Ursache und Wirkung kann nicht so leicht verkannt werden, sofern es sich nur um gegenseitige Übergänge oder Umwandelungen von Energieformen handelt, wie

Digitized by Google

wir sie bisher in Betracht gezogen haben. Schwierig war hierbei allerdings schon diese Einsicht, wo von dem Übergang der aktuellen Energie der Sonnenstrahlen in die potentielle Energie der verschiedenen Pflanzenstoffe die Rede war. Indeß, jeder weiß hier sehr wohl, daß die Bildung jener pflanzlichen Spannstoffe: die Aufspeicherung von potentieller Energie in Form von sogenannten Kohlenhydraten (Holzfaser, Gummi, Zucker, Stärkemehl ꝛc.) und eiweißartigen Stoffen nur äußerst langsam vor sich geht, und daß dieser Vegetationsprozeß noch verlangsamt wird oder ganz still steht, wenn Wärme und Licht nicht in genügender Menge zur Verfügung stehen. Auch der Laie kann es deshalb allenfalls wohl glauben, wenn behauptet wird, daß zur Bildung einer bestimmten Menge Spannstoffe eine bestimmte, (sich stets gleichbleibende, äquivalente) Menge Sonnenkraft verbraucht wird. Ebenso kommt es dem Laien allenfalls noch wahrscheinlich vor, daß eine Trennung und andere räumliche Gruppierung der Teile einer zusammenhängenden Masse immer mit einem äquivalenten Verbrauch von Kraft in irgend einer Form (Zertrümmerung durch Stoß, Zerschmelzen durch Wärme ꝛc.) verbunden ist, und daß die so verbrauchte aktuelle Energie in eine äquivalente potentielle Form (Spannung, Anziehung ꝛc.) übergeht.[1] Völlig unglaubhaft erscheint indessen das Äquivalenzverhältnis von wirkender Ursache und hervorgebrachter Wirkung bei jenen Übergängen von potentieller Energie in aktuelle, die bei den verschiedenen tierischen Lebensthätigkeiten statthaben. Es ist eine richtige Einsicht hier nur dadurch möglich, daß man die wirkenden Ursachen in Veranlassungen (Reize, Motive ꝛc.) und eigentlich wirkende Ursachen spaltet.

Vergegenwärtigt man sich z. B., daß oft ein bloßer Lichtreiz auf die Augennetzhaut ein Vorstellungsbild erzeugt, dieses ein Motiv im Bewußtsein, dieses Motiv wieder eine Anregung gewisser (motorischer) Nerven bewirkt, welche weiterhin einen lebhaften Stoffwechsel in den

[1] Die Vermittelungsrolle spielt hier eben vielleicht die Elektricität, welche bald anziehend, bald abstoßend wirkt.

Digitized by Google

Muskeln und so zuletzt eine heftige, oft lang andauernde Bewegung des ganzen tierischen Lebewesens hervorrufen; — so scheint diese endliche Wirkung in gar keinem Verhältnis mit der ersten Ursache, jenem minimalen Reiz auf die Augennetzhaut, zu stehen. Man muß hier aber bedenken, daß durch jenen Reiz nur die außerordentlich geringen Widerstände beseitigt wurden, welche die Spannstoffe (Fett ꝛc.) in den Nerven und weiterhin in den Muskeln in ihrem labilen Gleichgewichtszustande erhielten. Die verschieden beschaffene Labilität dieses Zustandes, welche von der Struktur ꝛc. der Nerven abhängt, bedingt nämlich die stärkere und schwächere Reaktionsfähigkeit derselben und heißt bekanntlich auch Reizbarkeit, Irritabilität.

Kleine Ursachen können also ohne Umgehung des Äquivalenzprinzips große Wirkungen haben, wenn durch sie die Möglichkeit gegeben ist, die oft sehr geringen — und ihnen jedenfalls vollkommen äquivalenten — Widerstände zu beseitigen, welche den labilen Gleichgewichtszustand eines materiellen Systems oder gewisser organischer Spannstoffe[1] unterhalten. Es ist dies ja auch an einer gespannten Armbrust oder geladenen Flinte ersichtlich. Auch hier scheint der leichte Druck der Hand auf den Abzugsbolzen in keinem Verhältnis zur Kraft des fortgeschnellten Pfeils oder der sausenden Kugel zu stehen. Die eigentlich wirkende und der hervorgebrachten Wirkung vollkommen äquivalente Ursache ist aber hier die in dem gespannten Bogen, oder in der Kohle und dem Schwefel des Pulvers aufgespeicherte potentielle Energie, die im Moment des Abdrückens frei wird. Jenes scheinbare Mißverhältnis zwischen wirkender Ursache und hervorgebrachter Wirkung kann aber — was wohl zu beachten ist — nur bei der Aufhebung einer bereits irgendwie vorhandenen Spannung, nicht aber bei dem Übergang irgend einer andern Form von Energie in eine andere, wie z. B. bei der Aufspeicherung dieser Spannkraft statthaben.

---

[1] Dieselben bilden vielleicht ebenfalls ein solches — aus Molekülen und Atomen bestehendes — materielles System.

Digitized by Google

2. Man vermag so nach dem Vorhergegangenen wohl einigermaßen einzusehen, oder es wenigstens für wahrscheinlich zu halten, daß jede Wirkung nicht bloß eine Ursache, — zu dieser Einsicht gehört nicht viel — sondern sogar eine äquivalente Ursache, bezw. äquivalente Summe von Ursachen hat. Unter gewissen Umständen läßt sich nun aus der Beschaffenheit und Größe der Ursache die Art und Größe der Wirkung voraus bestimmen, da erfahrungsmäßig dieselben Ursachen unter denselben Umständen immer dieselben Wirkungen haben. Und was für eine Ursache und eine Wirkung gilt, kann auch für eine längere oder kürzere Kette von solchen Geltung behalten. Hierzu ist aber notwendig, daß in dieser Kette — wo jedes Glied Ursache der folgenden und Wirkung der vorhergehenden Ursache ist — die bedingenden (beschränkenden) Umstände der Wirksamkeit derartig im voraus bemessen und eingerichtet sind, daß der freien Wirksamkeit nicht der geringste Spielraum gelassen ist. Wenn dagegen die bedingenden Umstände den treibenden Ursachen (Kräften) einen größern oder geringern Spielraum in der Wirksamkeit lassen, so wird eine endliche Wirkung wohl auch eintreten: sie ist aber dann der Art und Größe nach, sowie bez. ihres Eintritts in der Zeit im allgemeinen nicht im voraus zu bestimmen. Es ist nämlich das Prinzip eines künstlichen (vom Menschen konstruierten) Mechanismus: aus einer der Art und Größe nach bestimmten und gegebenen Ursache eine der Art und Größe nach bestimmte endliche Wirkung hervorzubringen. Es müssen demnach die bedingenden Umstände der Kräftewirkungen derartig im voraus (durch feste materielle Schranken: Bahnen, Schienen ꝛc.) eingerichtet werden, daß dem freien Spiel der Kräfte nicht der geringste Raum gelassen ist.

Wenn man diesen Begriff des Mechanismus, welcher der einzig richtige und zulässige ist, beständig im Auge behält, wird man niemals in die Lage kommen, den Kausalnexus der Veränderungen (Umbildungen und Neugestaltungen ꝛc.) im Weltall, in der Natur unseres Planeten und in unserem eigenen Leben für einen rein mechanischen zu erklären, oder — was dasselbe ist —

Digitized by Google

sich zur sogen. mechanistischen Weltanschauung zu bekennen. Man wird höchstens jenen Kausalnexus in gewissen Fällen mit einem Mechanismus vergleichen, keinesfalls ihn aber damit identifizieren. Nichtsdestoweniger hat jene Weltanschauung vielfach Vertreter gefunden. Am unumwundensten und deutlichsten ist sie wohl von Laplace ausgesprochen worden; denn dieser berühmte französische Mathematiker hat bekanntlich die Behauptung aufgestellt, daß vermittels einer sogenannten Weltgleichung[1] alle Phänomene im Weltall, in der Natur und im Menschenleben genau in Zeit, Raum ꝛc. vorauszubestimmen wären, wenn zu einer bestimmten Zeit der Ort eines jeden Moleküls (kleinsten Massenteils) im Weltraum bekannt, d. h. größenmäßig (durch Coordinaten ꝛc.) gegeben sei.

Auf die trostlose Öde, welche diese Weltanschauung dem menschlichen Geiste eröffnen muß, und auf die Oberflächlichkeit, welche dieselbe trotz aller scheinbaren Tiefe und Gründlichkeit erkennen läßt, brauche ich wohl kaum aufmerksam zu machen. In der That kann nur ein sehr ideenarmer oder geradezu sich selbst verleugnender Kopf mit dieser Auffassungsweise der Welt sich einverstanden erklären. Sie stützt sich nämlich letzten Endes auf die sogenannten allgemeinen Prinzipien der Mechanik, und diese sind wieder letzten Endes auf das Prinzip von der Erhaltung der Menge der Materie und Kraft: somit auf jenes oben berührte Äquivalenzprinzip zurückzuführen.[2] Die allgemeinen mechanischen Prinzipien besagen also im Grunde genommen nur etwas über die größenmäßigen (quantitativen) Beziehungen zwischen Ursachen und Wirkungen in jenem Kausalnexus, sind aber völlig außer stande, über die ordnungsmäßige Aufeinanderfolge und das sonstige „Wie“ aller Veränderungen im Weltall (einschließlich des Menschenlebens) Aufschluß zu geben.

[1] Mit Weltgleichung meinte er eine (den Bewegungsgleichungen der analytischen Mechanik ähnliche) exakt-mathematische Beziehung zwischen Ort, Zeit und Materie, bezw. deren größenmäßigen Bestimmungen.

[2] Auf den exakten Nachweis dieser Behauptung kann in dieser Skizze nicht eingegangen werden, weil dazu spezielle Fachkenntnisse (in der höheren Mechanik) bei den Lesern vorausgesetzt werden müßten.

Digitized by Google

Selbst wenn also die mechanistische Erklärung vollständig wäre, in allen Einzelheiten wissenschaftlich exakt durchgeführt werden könnte, so würde dadurch doch nichts weiter an den Tag kommen, als jene — wenn man es sich nur recht überlegt — sehr triviale Thatsache, daß die Wirkung immer äquivalent (quantitativ gleich) der wirkenden Ursache ist. In der That haben denn auch die allgemeinen mechanischen Wissenschaften (einschließlich der mechanischen Physik und Chemie) — abgesehen von ihrer praktischen (technischen) Verwertung — keinen andern Zweck, kein anderes Ziel, als jene Äquivalenz mathematisch exakt (durch Zahlen und entsprechende Einheitsgrößen) nachzuweisen. Die Vertreter dieser Wissenschaften thun auch im Grunde genommen nichts weiter als zählen, messen, wägen 2c. Es geschieht dies selbstverständlich nicht bloß in eigentlicher, sondern auch in uneigentlicher (erweiterter) Beziehung; aber sofern dies keinen praktischen Zweck hat, kann es auf nichts weiter hinauslaufen, als eben jenes Äquivalenzverhältnis überall zum mehr oder minder exakten Ausdruck zu bringen. Daß diese Art der Forschung einmal notwendig war und zum Teil wohl noch ist, um zu einer höhern Einsicht zu gelangen, wird kein Vernünftiger bestreiten wollen; aber darin den letzten Grund aller wissenschaftlichen Erklärung, die alleinige Basis einer alles umfassenden Weltanschauung finden zu wollen, beruht zum mindesten auf einer sehr oberflächlichen Annahme. Man könnte ebenso gut behaupten, daß ein Baumeister, ohne einen bestimmten Plan vor Augen zu haben, allein mit Winkelmaß, Meßschnur, Wasserwage 2c. ein Bauwerk zustande bringe, als daß diese Art wissenschaftlicher Forschung ausreiche, um alles Bestehende und alle Umwandelungen im Weltall, in der Natur und im Menschenleben zu begreifen.

Man glaubte aber offenbar deshalb jede andere nicht rein mechanistische Hypothese der Weltentstehung und -Umwandelung abweisen zu müssen, weil man der Meinung war (und jetzt wohl noch immer ist), daß nur vermittels einer rein mechanischen Erklärungsart eine einheitliche (monistische) Auffassung der gesamten (organischen und unorganischen) Natur möglich sei. Daß diese

Digitized by Google

Meinung durchaus irrtümlich ist, werden wir bald sehen; indessen auch von einem andern Gesichtspunkte aus läßt sich für das Aufkommen dieser Weltanschauung ein Erklärungsgrund finden. Wir brauchen nämlich nur das Wesen unserer Erkenntnisart im allgemeinen, und derjenigen des vorigen Jahrhunderts, (in welchem jene Weltauffassung als das non-plus-ultra der sogenannten Aufklärung besonders beliebt war) genauer zu untersuchen.

Wir vermögen mit unseren Sinnen, mit unserem Verstande nur das mehr oder minder genau zu erfassen und festzuhalten, von dem wir uns entweder ein vollständiges (sinnlich wahrnehmbares oder durch die Phantasie zu konstruierendes) Bild machen können, oder von dem wir wenigstens einen Maßstab, eine Scala, zum allermindesten aber ein Gleichnis, ein Analogon ꝛc. haben. Nun können wir aber derartige Erkenntnismittel nur aus denjenigen Gebieten unseres Wissens schöpfen, die uns verhältnismäßig genau bekannt sind. Auch sind wir hierzu unwillkürlich geneigt, wenn wir ein noch unbekanntes Gebiet unseres Wissens erforschen wollen. Wir gehen dabei aber häufig zu weit und glauben, daß nur jene Erkenntnismittel und keine andern hierbei in Frage kämen. Weil nun die Wirkungsgesetze der unorganischen (toten) Materie, wie sie uns die analytische Mechanik[1] lehrt, gegen Ende vorigen Jahrhunderts zum erstenmale genauer, vollständiger und allgemeiner bekannt wurden und in ihrer mathematisch-exakten Form jeden gewöhnlichen Zweifel an ihrer unbeschränkten Geltung ausschlossen, so wandte man diese auch auf die bis dahin wissenschaftlich unzugängliche organische Welt an, ging dabei aber, — wie das natürlich ist — zu weit und wähnte, daß nur diese Gesetze und keine anderen auch hierin bestimmend wären. Allerdings sind dieselben, wie wir gesehen haben, so allgemeine Gesetze, daß sie von keiner (organisierten und unorganischen) Form der Materie und Bewegung umgangen werden können. Man hätte sich aber dabei erinnern sollen, daß uns selbst die sog. mechanischen Wirkungs-

[1] Nicht der lebenden unorganischen Materie, wie sie uns die Chemie lehrt.

Digitized by Google

gesetze der unorganischen Materie keineswegs so genau und vollständig bekannt sind, als es den Anschein hat, und deshalb mit deren ausschließlicher Anwendung etwas vorsichtiger sein sollen. —

Die rein mechanistische Weltanschauung, soweit sich diese auf die allgemeinen Prinzipien der Mechanik und die davon abhängigen mechanischen Naturwissenschaften stützt, ist also jedenfalls unzulänglich und bedarf notwendig einer Ergänzung. Denn — wie schon bemerkt — vermögen die letzteren Wissenschaften im günstigsten Falle nur über die quantitativen Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung in jenem kosmischen Kausal-Nexus etwas auszumachen; sie können aber nichts über die qualitativen Beziehungen und das sonstige Wie jenes Kausal-Nexus, über die notwendige Aufeinanderfolge aller Veränderungen ꝛc. an den Tag bringen. Wenn jene Wissenschaften trotzdem etwas Derartiges unternehmen, so müssen sie sich dabei eben auf Erkenntnismittel stützen, die nicht in jenen allgemeinen mechanischen Prinzipien enthalten sind. Dieselben bringen — wie nicht oft genug wiederholt werden kann — im Grunde genommen nur das Prinzip von der Erhaltung der Menge der (wägbaren) Materie und Kraft zu einem speziellen den jedesmaligen besondern Umständen angepaßten Ausdruck.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Wenn nun aber den gesamten organischen und unorganischen Gestaltungstrieben der Materie kein anderer Zweck, kein anderes Ziel innewohnte, wenn diese gleichsam auf nichts weiter hinauswollten, als jenen mechanischen Prinzipien Genüge zu thun: einesteils aktuelle Energie in potentielle, anderenteils diese wieder zurück in die verschiedenen Arten von aktueller Energie (Wärme, Bewegung ꝛc.) zu verwandeln, — so brauchte die Natur dazu zum mindesten nicht die ungeheure Mannigfaltigkeit und stufenmäßige Folge von unorganischen und organisierten Formen hervorzuzaubern: sie konnte dies z. B. durch eine einzige Pflanzen- und Tierform oder auch durch unorganische Körper ebenso gut besorgen lassen. In der That, der rein mechanistischen Weltanschauung, welche alle Lebensformen rein mechanisch erklären und jeden Zweckbegriff aus der Natur verbannen möchte, müßte diese ungeheure Mannigfaltigkeit und besonders stufenmäßige Folge vom Einfachen zum Komplizierten höchst überflüssig, ja geradezu komisch erscheinen. Es muß also in dem kosmischen Kausalnexus wohl noch andere (als rein mechanische) Beziehungen geben: es muß offenbar ein innerhalb gewisser Grenzen selbstthätig gestaltendes Prinzip dabei mitgewirkt haben, bezw. mitwirken. Daß dieses Prinzip ein einheitliches (monistisches) ist, läßt sich aus mannigfachen Gründen, die wir zum Teil schon angedeutet haben und weiter unten ausführlich darlegen werden, vermuten. Was ist das nun aber für ein Prinzip, welches die lange — für unsere Erkenntnis an gewissen Stellen unterbrochen erscheinende — Stufenleiter von unorganischen und organischen Formen hinauf nach einer Äußerung und Ausprägung ringt? Die endgiltige Lösung dieses Rätsels sind bis jetzt wohl noch alle Philosophen und Naturforscher schuldig geblieben; denn die verschiedenen

Digitized by Google

Antworten darauf sind nichts als bloße Namengebungen für eine im wesentlichen unbekannte Sache: vergleichsweise das x in jener Laplace'schen Weltgleichung, dessen Wert man wohl mitunter zu bestimmen versuchte und wohl auch mit größerer oder geringerer Annäherung – freilich oft auch ganz falsch — bestimmt hat, dessen eigentliches Wesen dabei aber immer unbekannt geblieben ist.

Wir wollen uns für keinen der hergebrachten Namen: Gott[1]; Weltgeist; Weltwille; das Unbewußte (was eigentlich heißen müßte: „das Ungewußte") u. s. w. entscheiden: es wäre dadurch für unseren Zweck nichts gewonnen. Sucht man aber — um überhaupt eine kurze und einigermaßen zutreffende Bezeichnung dafür zu haben — nach einem allgemein bekannten Worte und Begriffe, welcher jenem fraglichen Etwas noch am meisten entspricht: dabei noch allgemeiner, umfassender und trotzdem noch viel greif- und fühlbarer ist, als Weltgeist, Weltwille ꝛc., so ist es das, was wir mit dem Worte „Leben" in seinen verschiedensten Bedeutungen verbinden. Der Begriff Leben umfaßt hier die gesamte organische und unorganische Materie, sofern dieselbe nicht gänzlich „tot" — wie man ja unwillkürlich sagt — d. h. nicht der geringsten Veränderung ihrer Form und ihres Zustandes mehr fähig ist, beständig starr sich selbst gleich bleibt: wie dies gewisse Arten der Materie unter gewissen Umständen annähernd sind. Lebendig ist in der unorganischen Natur — in der organischen bedarf dieses wohl keiner Andeutung — alles Werdende, neu sich Gestaltende, bezw. Umgestaltende, im Ganzen oder in den kleinsten Teilen sich Bewegende: tot alles Gewordene, in seiner Gestalt ein für allemal Beharrende, Starre, Unveränderliche; ganz gleichgiltig, ob dieses Starre Teil eines Mechanismus ist und so indirekt eine Bewegung hervorruft. Es wird sich weiter unten zeigen, daß die unorganische Lebensthätigkeit und deren mehr oder minder bleibende Gestaltungen (z. B. die aufgrund von Affinitäten erfolgenden chemischen Verbindungen, Zersetzungen ꝛc. und die Artung in verschiedene Stoffe) die wesentlichsten Charaktere mit dem

[1] Bekanntlich heißt es in diesem Falle: Pantheismus

Digitized by Google

organischen Leben gemein hat, und daß deshalb jene Erweiterung des Begriffs „Leben" durchaus gerechtfertigt erscheint.[1]

Welche Summe von Empfindungen, Gemütsaffekten Vorstellungen, Gedanken ꝛc. an das Wort „Leben" und seine Verneinung „Tod" geknüpft ist, braucht wohl kaum angedeutet zu werden. Schon die Epitheta „ewiges" Leben, „seliges," „glückliches" Leben dürften hierfür genügen. Von alledem spürt man bei den Worten: „Weltgeist," „Weltwille," das „Unbewußte" — wenig. Es ist überhaupt in den meisten Fällen absurd und unzweckmäßig, uralte metaphysische Begriffe, die in jeder einigermaßen kultivierten Sprache niedergelegt sind und im allgemeinen auch noch richtig verstanden werden, — plötzlich mit neuen Namen zu bezeichnen: in der Erwartung, daß dadurch die etwas verblaßte Erinnerung an das eigentliche Wesen jener Begriffe wieder aufgefrischt werden und an Klarheit gewinnen könnte. Wie dies aber außer Schopenhauer — der es übrigens an einer interessanten Stelle seiner Werke[2] selbst an Spinoza rügt — noch viele andere Philosophen gethan haben und noch thun, brauche ich wohl nicht weiter zu erörtern. Wir wollen uns also im Folgenden wohl hüten, den *spezielleren* Begriff „Wille" an Stelle des *allgemeinen*: „Leben" zu setzen; es wird dadurch, — wie eben auch bei Schopenhauer — nur Verwirrung oder Unklarheit hervorgerufen und durchaus nicht irgend welcher Vorteil dabei gewonnen.

Es scheint, daß das Wort „Leben" den meisten der bisherigen Philosophen zu gemein und populär, zu wenig gelehrt geklungen hat, um es zur Bezeichnung eines gewissen Etwas zu wählen, von dem wir nicht wissen, woher es kommt und wohin es letzten Endes führen wird, das aber trotz alledem so unzweifelhaft, wie nur irgend etwas existiert, da wir es ja selbst mehr oder minder deutlich empfinden; fühlen, vorstellen ꝛc.

Ich mache mich nun nicht etwa anheischig, dasselbe letzten Endes

---

[1] Vollkommen klar kann dies erst im nächsten Abschnitt werden.

[2] Parerga und Paralipomena Bd. I. „Über die Philosophie der Neuern."

Digitized by Google

erklären zu wollen. Es wird sich wohl mit der letzten Erklärung jenes ewigen und unendlichen (wenigstens wenn man das ganze Weltall in Betracht zieht) zeitlich und räumlich unbeschränkten — allgemeinen Lebens genau so verhalten, wie in gewisser Beziehung mit unserem individuellen Dasein: wir können uns auf den Anfang unserer individuellen Existenz niemals besinnen (wenn wir denselben auch später annähernd zeitlich festzustellen vermögen) und wissen im besondern ebenso wenig, wann wir aus unserem individuellen Dasein abtreten werden. Das schließt aber nicht aus, daß wir sowohl unser individuelles, wie auch jenes allgemeine Leben innerhalb gewisser Grenzen ganz gut verstehen und begreifen können. Das Leben letzten Endes zu erklären, ist ebenso wenig möglich, als wir für das Dasein des Weltalls einen Grund außerhalb desselben angeben können. Ein derartiges Außerhalb ist überhaupt ein Unding. Es ist ein vollständiger Widersinn oder Wahnsinn, davon nur ernstlich reden zu wollen. Man sagt gewöhnlich in diesem Falle, daß man bei den letzten Gründen angelangt sei. Es kann hier aber von Gründen überhaupt nicht die Rede sein; unsere Forschung und Fragestellung kann sich immer nur auf das „Wie" niemals aber auf das eigentliche „Was" beziehen. Dieses „Was," nämlich das Dasein überhaupt, (abgesehen von jeglicher Gestalt und Form) wird trotz aller noch so überschwenglichen Spekulationen für unsere Erkenntnis immer das bleiben, was es schon lange gewesen ist. Die eigentliche Wissenschaft beschäftigt sich hiermit auch gar nicht. Für das sogenannte „reine" oder besser allgemeine Sein, welches sowohl das Werdende als das Gewordene, (Leben und Tod) einschließt, kann es eben keinen Grund außerhalb seiner selbst geben. Es „ist" — das wissen wir — sowohl in uns, wie außer uns; darüber hinaus können wir aber niemals etwas wissen und brauchen es auch ganz und gar nicht zu wissen.

Etwas anderes ist es aber mit dem „Wie" des Daseins und vor allem — mit dem „Wie" des Lebens. Dasselbe können wir nicht nur verstehen und begreifen lernen, sondern das Leben selbst drängt auf die richtige Einsicht in sein wahres Wesen nach Möglichkeit und

Digitized by Google

Bedürfnis hin: es strebt nach deutlichem reflektierten Bewußtsein seiner selbst. Dieses Ziel kann das Leben freilich, wie es nun einmal ist — und ohne Umgehung der unabänderlichen Naturgesetze alles Werdens auch nicht anders sein kann — nicht auf einmal, oder auch nur in einer einzigen zusammenhängenden Stufenleiter von Bildungen und Umbildungen (Entwickelungen) erreichen. Daß es aber dieses Ziel erreicht und überall, wo die unerläßlichen Vorbedingungen dazu vorhanden sind, notwendig erreichen muß, gehört ebenso gut zum Wesen des Lebens, wie irgend etwas anderes. Wollen wir jetzt jenes „Wie" des Lebens zunächst auf seine allgemeinsten, auf jeder Stufe erkennbaren und giltigen und eben deshalb wesentlichen Charaktere hin näher betrachten.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

1. Das Leben auf unserem Planeten zeigt bekanntlich in seinen bis jetzt erreichten Resultaten (in dem jetzigen Bildungsstadium) drei im allgemeinen deutlich von einander unterscheidbare und auf einander als der jedesmaligen Grundlage ruhende Hauptgliederungen oder Hauptabstufungen: Anorgane, Pflanzen, Tiere mit den entsprechenden Kräfteäußerungen oder Lebensfunktionen. Diese letztern zerfallen nun ganz allgemein (auf allen drei Hauptstufen) in zwei einander entgegengesetzte Thätigkeiten: in die bildende (schöpferische) potentielle Energie aufspeichernde, und in die zersetzende, diese Spannkraft wieder auflösende Thätigkeit. Bei der ersten wird, wie schon angedeutet, aktuelle Energie (Bewegung in irgend einer Form) verbraucht; bei der andern gewonnen. Auf der unorganischen Stufe nun besteht die erste Thätigkeit in der sog. chemischen Verbindung (mit oder ohne Krystallisation), die andere in der eigens so genannten Zersetzung (Fäulnis, Verbrennung, Explosion ꝛc.) Bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unseres Planeten, wo die unteren Stufen des Lebens bereits im großen und ganzen abgeschlossen sind, fallen jene beiden Lebensthätigkeiten in diesen einfachsten (unorganischen) Formen nur der engern Forschung deutlicher in die Augen; und das ist der Grund, weshalb man sie früher gar nicht zum eigentlichen Leben gerechnet hat. Selbst heutzutage, wo doch die großen Fortschritte der Chemie ihre Analogie mit dem organischen Leben so nahe gelegt haben, kann man sich immer noch nicht recht entschließen, sie dem eigentlichen Wesen nach mit den organischen Funktionen als eins zu setzen. Weiter unten wird sich zeigen, wie diese Analogie überall durchführbar ist und wie alle Unterschiede zwischen anorganischer und organischer Lebensthätigkeit sich als unwesentlich herausstellen.

Digitized by Google

Viel mehr in die Augen fallend erscheinen dagegen jene beiden Hauptthätigkeiten auf der organischen Stufe, und man erinnere sich hierbei an das, was hierüber schon unter Kap. 2 gesagt worden ist. Auf der Pflanzenstufe nennt man bekanntlich die erste (bildende) Thätigkeit den Vegetationsprozeß, und das Leben der Pflanze besteht darin fast ausschließlich. Es handelt sich hierbei (bei dieser bildenden Thätigkeit) darum, aus sog. unorganischen Substanzen (vorzugsweise Kohlensäure, Wasser, Ammoniak, einigen alkalischen Erden und Salzen) sog. organische Stoffe (namentlich sog. Kohlenhydrate: Holzfaser, Gummi, Zucker, Stärkemehl ꝛc.; dann besonders eiweißartige Stoffe) unter Veranlassung und beständigem Mitwirken bewegender Naturkräfte (besonders in Form von Wärme, Licht) vermittels eines mehr oder minder zweckmäßig eingerichteten Organismus zu erzeugen und in demselben aufzuspeichern: ohne daß innerhalb dieses Organismus und für die Zwecke desselben im allgemeinen gleichzeitig ein Verbrauch, eine Wiederersetzung stattfindet. Die Pflanze produziert also nicht nur vorwiegend, sondern fast ausschließlich, und konsumiert beinahe gar nicht. Es ist dies insofern nicht zu verwundern, als sie ohne willkürliche Bewegung, Empfindung ꝛc., überhaupt ohne eigentliche Sebstthätigkeit ist. Sie erinnert durch die starre, regelmäßige Anordnung ihrer Teile noch sehr an gewisse unorganische Naturkörper (Krystalle ꝛc.)

Die tierische Lebensthätigkeit zerfällt ebenso in eine bildende, (produktive) und eine zersetzende (konsumtive). Erstere erzeugt ebenfalls vermittels eines Organismus neue Stoffe und speichert sie in demselben auf: nur mit dem Unterschiede, daß hierzu im allgemeinen bloß solche Stoffe verwandt werden können, welche die Pflanze bereits vorgebildet hat. Diese bildende Thätigkeit scheint somit auf der tierischen Stufe nur einen von den Pflanzen bereits begonnenen Prozeß fortzusetzen: die Spannkraft (potentielle Energie) der Pflanzenstoffe durch Summierung und Konzentration nur noch zu steigern, gleichsam noch höher zu potenzieren. Es wiegt hier die bildende Thätigkeit nur ausnahmsweise und vorübergehend (Mästung)

Digitized by Google

über die andere zersetzende (Bewegung und Wärme erzeugende) Funktion vor; in der Regel hält sie derselben nur das Gleichgewicht.

Die beiden Hauptfunktionen des Lebens sind also auf allen Stufen der Äußerungen dem (unsichtbaren) Wesen nach eins, identisch; und das begründet eben unter anderem (noch weiter unten folgenden) unsere einheitliche (monistische) Auffassung des Lebens und aller seiner Äußerungen. Weil nun aber die sichtbaren (mehr oder minder vorübergehenden bezw. bleibenden) Resultate dieser letztern je nach Umständen (Temperatur ꝛc.) außerordentlich verschieden ausfallen, so hat man auch dieser Verschiedenheit dadurch Rechnung getragen, daß man eben gewisse Haupt- und Nebenstufen unterschieden hat. Hiernach zerfällt das Leben auf unserem Planeten unter den gegenwärtigen Umständen eben in jene schon erwähnten drei Hauptstufen: Anorgane; Pflanzenreich; Tierreich; und jede von diesen wieder in außerordentlich viele Neben- bezw. Unterabstufungen: Individuen, Arten, Gattungen, Ordnungen, Klassen ꝛc. Im ganzen genommen bilden diese — von den einfachsten Anorganen mit den entsprechenden Bethätigungsformen bis zum kompliziertesten Organismus des Menschen mit seinen bewußten Vorstellungen und Gedanken — eine stetig aufsteigende Stufenleiter von mehr oder minder bleibenden (materiellen) Gestaltungen und vorübergehenden Formen der zugehörigen Kraftäußerungen. Und zwar bedeutet hier jede Sprosse nach aufwärts eine Steigerung und Komplikation; nach abwärts das Umgekehrte: eine Verringerung und Vereinfachung des Lebensgehalts oder Lebenswertes. Diese Stufenleiter ist entweder überall stetig zusammenhängend, oder es wenigstens irgend einmal (in irgend einer Entwickelungsepoche) gewesen, — wenn sie auch unserer (zeitlich und räumlich immer begrenzten) Erkenntnis jetzt an mehreren Stellen unterbrochen erscheint: wie z. B. vorzugsweise zwischen Anorganen und Pflanzen, zwischen Pflanzen und Tieren und zwischen Tieren und Menschen. Es können jedoch Übergangsstufen irgend einmal vertreten gewesen sein, wenn diese Vertreter

Digitized by Google

auch keine, oder höchstens nur undeutliche Spuren bis auf unsere Zeit zurückgelassen haben.

Diese stufenmäßigen Einzelresultate zunächst der bildenden (potentielle Energie aufspeichernden) Lebensthätigkeit: die mehr oder minder bleibenden (materiellen) Gestaltungen nennt man ganz allgemein, abgesehen von speziellen Unterschieden: chemische Verbindungen, Krystalle; Pflanzen; Tiere. Die Resultate der zersetzenden (Bewegung im weiteren Sinne erzeugenden) Lebensthätigkeit zerfallen auf den unorganischen Stufen in Ortsveränderungen (infolge von Anziehung oder Abstoßung) und Wellenbewegungen (Schall, Wärme, Licht 2c.); auf den organischen Stufen in: willkürliche Bewegungen und in Empfindungen sinnliche Wahrnehmungen, Gemütsaffekte, Phantasiebilder 2c. Fassen wir von diesen Resultaten der Lebensäußerung zunächst die mehr oder minder bleibenden Gestaltungen etwas näher ins Auge, so muß uns sofort eine gewisse Ähnlichkeit im Ganzen und doch auch wieder eine nicht zu verkennende Verschiedenheit im Einzelnen auffallen. Diese Eigentümlichkeit hat es eben möglich gemacht, die gesamten (anorganischen wie organischen) Lebensformen in sogen. Individuen, Arten, Abarten, Gattungen, Ordnungen, Klassen, Abteilungen 2c. einzuteilen. Die größte Ähnlichkeit (bei unorganischen Formen absolute Gleichheit) lassen die Individuen einer Art erkennen; während sich die Gattungen, Ordnungen 2c. durch eine stufenweise sich vermindernde Ähnlichkeit und entsprechende Zunahme der Verschiedenheit auszeichnen und bestimmen. Es könnte freilich zweifelhaft erscheinen, ob diese Einteilung bloß auf einer Funktion unseres Verstandes (Trennung und Zusammenfassung; Analyse und Synthese; Spezifikation und Homogenität) beruht, oder auf ein thatsächliches Verhältnis in der Natur hinweist. Nun ist es allerdings wahr, daß unser Intellekt mit allem, was er seiner Herrschaft unterwerfen will, einesteils eine Trennung, anderenteils eine Zusammenfassung vornimmt und vornehmen muß, wenn er nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten soll. — indessen wäre dies doch wohl nicht möglich, wenn nicht überall in der Natur wirklich etwas dem Entsprechendes existierte.

Digitized by Google

So finden wir z. B. in der unorganischen Natur mit Hilfe desjenigen Zweiges der Naturwissenschaften, welcher Chemie heißt, daß hier dieselbe stufenmäßige Aufeinanderfolge von Bildungen und Gestaltungen stattbat, wie wir sie bei den organischen Lebensformen schon lange kennen oder wenigstens zu kennen vorgeben. Es ist hier dieselbe — je nach der Komplikation — stufenweise aufsteigende Einteilung der Arten (Stoffe) möglich. Ebenso lassen sich diese Arten in mehr oder minder ähnliche Gruppen (Gattungen, Ordnungen, Klassen ꝛc.) zusammenfassen. Obwohl nun diese Einteilung in der Chemie in manchen Beziehungen exakter durchgeführt werden könnte, als in der Zoologie und Botanik, so ist sie doch nicht mit demselben ängstlichen Fleiße ausgebildet worden; denn man legt dort nicht denselben Wert darauf, wie hier. Bekanntlich kennt die Chemie ungefähr 64 einfache, mehr oder minder weit von einander abstehende, gruppenweise einander ähnliche Arten: sogenannte Elementarstoffe. Man könnte von diesen mit demselben Rechte, welches die neuere Zoologie und Botanik für die organisierten Formen in Anspruch nimmt, behaupten, daß sie von einer einzigen unbekannten Stammform herzuleiten oder — exakter ausgedrückt — daraus zusammengesetzt seien. Ja, man hätte für diese Behauptung vielleicht noch stichhaltigere Gründe, als für jene.

Aus den einfachen Arten bilden sich dann unter gewissen Umständen — ganz ähnlich wie auf der organisierten Stufe — alle die komplizierten Formen, welche die Chemie noch außerdem kennt. In den Fällen, in welchen die Bedingungen, Umstände ꝛc. der Bildung bekannt und realisierbar sind, vermag die Chemie diese Stoffe von neuem entstehen zu lassen: was auf der organischen Stufe allerdings nicht in dem Maße möglich ist. Das eigentliche „Was," „warum" dieser anorganischen Lebensthätigkeit, die sich besonders frappant in den sogenannten chemischen Affinitäten oder Wahlverwandtschaften kund giebt, ist uns letzten Endes nicht minder ein Rätsel und Wunder, wie das entsprechende der organischen. Warum sich z. B. unter gewissen Umständen (Temperatur ꝛc.) eine Säure und ein Alkali zu einem Salze vereinigen, ist

Digitized by Google

uns nicht weniger wunderbar, als warum ebenfalls unter bestimmten Umständen durch Vereinigung der mikroskopisch kleinen weiblichen und männlichen Zeugungsprodukte (Eizelle und Sperma) ein derartiger Komplex von Materie entsteht, daß eine bloße Ernährung, (Stoffzufuhr in geeigneter Form) Schutz gegen Verletzungen ꝛc. und eine bestimmte annähernd konstante Temperatur — hinreicht, um nach Verlauf einer bestimmten Zeit alle Phasen und Stadien vom Embryo bis zum Fötus, vom Fötus bis zum neugeborenen Jungen ꝛc. zu durchlaufen.

Auch sind alle Lebensbethätigungen der Anorgane — ebenfalls wie bei Pflanzen und Tieren — mit einem Verbrauch, bezw. Gewinn von potentieller oder aktueller Energie (z. B. Wärme) verbunden. Der einzige bedeutendere Unterschied zwischen der anorganischen und organischen Lebensbethätigung ist der, daß die mehr oder minder bleibenden Resultate der ersteren sich ungleich schneller vollziehen und nicht erst der äußerst langsamen Entwickelung der organischen Formen bedürfen. Der Grund hierfür mag einesteils an der bedeutend höhern Temperatur, bei der sie sich gewöhnlich vollziehen, dann auch daran liegen, daß die bedingenden Umstände und jedesmal zu erreichenden Ziele (Zwecke) viel einfacher sind. Mit jener Temperatur kommen wir zugleich auf ein anderes gemeinsames Merkmal, nämlich ein solches, welches die unorganischen und organischen Formen bezügl. der unerläßlichsten und allgemeinsten Bedingung ihrer Entstehung und Bestehung gemein haben.

---

2. Ein Ineinandergreifen von Materie und Kraft, (vielleicht überhaupt erst eine Trennung, Differenzierung dieser beiden) und damit die Entstehung der verschiedenen chemischen Differenzen zwischen Elementarstoffen und Verbindungen, kurz, eine Artung der Materie in diese verschiedenen Elementarstoffe und Komplexe von solchen — ist nämlich nur unter gewissen unerläßlichen Bedingungen möglich, die man angemessene Intensitätszustände gewisser Kraftformen nennen könnte. Für eine bestimmte Kraftform, die Wärme, hat die

Digitized by Google

Wissenschaft bezügl. eines solchen Intensitätszustandes einen bestimmten Anhalt: wir kennen hier eine sogenannte Temperatur und sind imstande, dieselbe innerhalb gewisser Grenzen durch die jedesmalige Ausgedehntheit eines Stoffes, (z. B. der Luft oder des Quecksilbers) ziemlich genau zu messen. Wir können so verschiedene Grade jenes Zustandes unterscheiden. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß diese Bestimmung durchaus relativ ist und bis jetzt noch nicht exakt durch eine sogenannte absolute Temperatur ersetzt wurde. Für andere hierbei jedenfalls auch noch in Betracht kommende Kraftformen (z. B. Licht) fehlt uns aber ein derartiger Anhalt und wir können deshalb auch nicht genau ausmachen, unter welchen Umständen jenes Ineinandergreifen von Materie und Kraft, eine Bildung der chemischen Differenzen, Affinitäten ꝛc., die Entstehung der verschiedenen Stoffe, also die sogenannte unorganische und weiterhin auch die organische Bethätigungsform des Lebens überhaupt erst möglich ist.

Nehmen wir nach dem Maßstabe der Wärme an, daß unterhalb — 200° C. jede (wägbare) Form der Materie erstarrt ist[1], und daß über + 4000° C. hinaus jede sogenannte chemische Affinität (Verbindungsdrang) zwischen den verschiedenen Elementen aufgelöst ist, so würde sich also die unorganische Bethätigungsform des Lebens ungefähr zwischen — 200° und + 4000° C. abspielen. Ich habe mit Absicht hier bestimmte Zahlen genannt, obgleich dieselben wohl kaum einigermaßen richtig zutreffen. Indessen kann die neuere Wissenschaft nachweisen, daß es wirklich solche bestimmten Zahlen giebt, oder vielmehr, daß etwas ihnen Entsprechendes für die fragliche Bethätigungsform in der That existiert.

Oberhalb der ungefähren Grenze von 4000° würde also das Leben selbst in seinen unorganischen Äußerungen noch nicht: und unterhalb — 200° nicht mehr möglich sein. Auch sind nur innerhalb gewisser ähnlicher Grenzen (die für die verschiedenen

[1] Die atmosphärische Luft ist erfahrungsmäßig bei dieser Temperatur flüssig und weiterhin schneeflockig.

Digitized by Google

Stoffe verschieden sind) die besondern Arten der Materie (Stoffe) bildungs- und gestaltungsfähig. Außerhalb dieser Temperaturgrenzen sind sie dies entweder gar nicht mehr, d. h. ein für allemal fertig gebildet, oder noch gar nicht vorhanden. Die auf unserem Planeten nachgewiesenen nicht einfachen (zusammengesetzten) Stoffe werden sich demnach vielleicht (ganz ähnlich, wie die Organismen) erst stufenweise mit der allmäligen Abkühlung und Verdichtung der Masse unseres Planetensystems und unseres Planeten gebildet haben. Hierbei mögen natürlich Wechselbeziehungen, Umstände, Verhältnisse ꝛc. mitgewirkt haben, die jedenfalls nur während einer kurzen Bildungsepoche und dann nie wieder bestanden haben und bestehen können. Das ist jedenfalls der Grund, weshalb wir gewisse chemische Stoffe, obwohl wir deren elementare Zusammensetzung kennen, doch nicht künstlich herzustellen vermögen. Wir sind jedenfalls nicht im stande, die Bedingungen ihrer Entstehung noch einmal zu realisieren, wenngleich wir die Temperatur, Druckverhältnisse ꝛc. innerhalb ziemlich weiter Grenzen zur Verfügung haben.

Wenn sich also die unorganische Bethätigungsform des Lebens ungefähr zwischen 5000 Temperaturgraden abspielt, demnach ziemlich weite Grenzen hat, so sind diese für die organische Stufe bedeutend enger; und wir können hier schon bestimmtere Zahlen anführen. Da nämlich alle innerlichen physiologischen Lebensfunktionen an den flüssigen Zustand des Wassers gebunden sind, dieses aber bei 0° erstarrt, so ist hier von selbst ein für allemal die untere Grenze gesetzt. Bezüglich der obern kann man wohl 50° als das Äußerste annehmen, wenn selbstverständlich auch diejenige Temperatur, bei welcher die meisten Lebensfunktionen am besten von statten gehen, bedeutend niedriger ist. Es giebt im allgemeinen für jeden Organismus und für jede Art seiner inneren Lebensbethätigung eine beste Temperatur, ein Maximum der Bethätigungsfähigkeit; wir können darauf aber natürlich hier nicht näher eingehen.

Diese verschiedenen Temperaturgrade oder die jedesmal passenden Intensitätszustände gewisser Formen von aktueller Energie (Wärme,

Digitized by Google

Licht ꝛc.) sind insofern unerläßlichste Bedingungen jeglicher Art von Lebensäußerung, als sie die hierzu notwendige Kraftaufnahme bezw. Kraftabgabe ermöglichen. Andere Vorbedingungen werden wir im zweiten Abschnitt kennen lernen.

---

3. Was nun die vorübergehenden dynamischen Regungen, Bewegungen ꝛc., die Resultate der zersetzenden Lebensthätigkeit anbelangt, so kann man bei ihnen ebenfalls eine durch alle Stufen hindurchgehende Gleichartigkeit des Wesens bei aller sonstigen Verschiedenheit beobachten. Sie bestehen auf der unorganischen Stufe — wie schon erwähnt — einer Art in Veränderungen der gegenseitigen Lagebeziehungen (Konfiguration) größerer, kleinerer und kleinster Teile eines einheitlichen Massenkomplexes[1], anderer Art in rhythmischen, wellenartigen Bewegungen (Schwingungen) solcher Teile. Auf der organischen (tierischen) Stufe entsprechen der ersteren Art die willkürlichen Ortsveränderungen (durch Kriechen, Laufen, Fliegen ꝛc.) oder die (gröberen) Muskelbewegungen; der andern Art die (feineren) Nervenbewegungen (Empfinden, Fühlen, Vorstellen, Denken ꝛc.), die sehr wahrscheinlich — auch abgesehen von der Analogie mit den vorhergehenden —, wellenartige Bewegungen, Schwingungen, Vibrationen kleinster Teile der Nervenfasern sind.

Eine strenge Grenze zwischen diesen beiderlei Arten von Bewegungen (Ortsveränderungen und rhythmischen Bewegungen) ist weder auf der unorganischen noch auf der organischen Stufe zu ziehen; sie gehen hier wie dort vielfach in einander über.[2]

Während sich nun die Resultate der bildenden (potentielle Energie aufspeichernden) Lebensthätigkeit im allgemeinen mehr oder minder langsam vollziehen, erfolgen diejenigen der zersetzenden

---

[1] Hierfür geben die Bewegungen der Weltkörper (Trabanten, Planeten, Sonnen, Planetensysteme ꝛc.) die großartigsten Beispiele ab.

[2] Die Bewegungen der Himmelskörper können ebensogut als Ortsveränderungen, wie als rhythmische Bewegungen aufgefaßt werden.

Digitized by Google

(jene Spannkräfte wieder auslösenden) Thätigkeit gewöhnlich mehr oder minder *rasch*, mitunter sogar außerordentlich *schnell* auf einander. Im Übrigen verhalten sie sich ungefähr wie Arbeit und Genuß: „Produktion und Konsumtion," wenn man auch diese Begriffe streng genommen nur auf den höheren und höchsten Stufen des Lebens (bei höhern Tieren und beim Menschen) anwenden kann.

Nun muß aber bei jeglicher Art von Lebensäußerung der *Gehalt* von der *Form* unterschieden werden. Wenn nämlich auch in der Regel jeder Lebensgehalt seine entsprechende Erscheinungsform hat, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß sich unter derselben Form mitunter ein anderer Gehalt verbergen kann.

Die *Form* der Äußerungen bestimmt sich nun ausschließlich in *Raum* und *Zeit*, wenn man unter „Raum" bezw. „Zeit" etwas von den mannigfachen *realen* Bewegungen und Gestaltungen *Unabhängiges* (nämlich „*ein für allemal feststehende Normen:*" einesteils *unveränderliche Orts- und Orientierungssysteme* für unser Vorstellen, anderenteils *absolute physikalisch-sachliche Einheitsmaße*) verstehen will.[1] Der eigentliche *Gehalt* hat indessen — und das ist sein unterscheidendes Merkmal — mit Raum und Zeit gar nichts zu thun; er ist keine

[1] In der That, *wirklich*, existiert nämlich weder der Raum noch die Zeit *unabhängig* von der Materie und Bewegung: beide sind nur aus (logischen und sachlich-physikalischen) Gründen als davon *unabhängig gesetzt*. Die Logik — wenn sie nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten will — bedarf nämlich eines festen Orts- und Orientierungssystems für das Neben- bezw. Nacheinander der Vorstellungen, und die *Physik* kann als exakte Wissenschaft gewisse absolute Einheitsmaße nicht entbehren. Ursprünglich von bestimmten Arten der Materie und Bewegung (feste Körper und regelmäßige Bewegungsvorgänge) abstrahiert, sind jene Begriffe später als davon unabhängig gesetzt worden. Beide sind also nicht, wie *Kant* meint, *a priori*, sondern wesentlich *a posteriori*. Wer sich über dies eigentümliche Verhältnis von Raum und Zeit zu Materie und Bewegung — welches so lange Gegenstand der trostlos-ödesten, unfruchtbarsten wissenschaftlichen Kontroverse gewesen und zum Teil noch ist, — genauer informieren will, verweise ich auf meine bald nach der vorliegenden ebenfalls bei Schroedel & Simon, Halle, erscheinende Schrift: „*Ursprung und Bedeutung des Raum- und Zeitbegriffs im Lichte der modernen Physik.*"

Digitized by Google

extensive (wie Raum und Zeit), sondern wesentlich eine intensive Größe, bezw. ein mehr oder minder mannigfaltiger Komplex von solchen. Sein begriffliches Wesen besteht in einer Summe, bezw. Produkt, Potenz ꝛc.[1] von potentialiter und aktualiter in der Materie existierenden und mit derselben verbundenen Kräften, Antrieben, Faktoren ꝛc. Solche (intensiven) Größen können nur dem Grade und der Qualität nach von einander unterschieden werden.

Wenn nun der Gehalt die Erscheinungsform selbst bestimmt, so geht der Lebensprozeß frei, ungezwungen — in gewissen Fällen nennt man das glücklich — von statten. Sobald sich indessen jener Gehalt in irgendwie bereits feststehenden (teilweise oder ganz vorgeschriebenen) Formen, Schranken ꝛc. äußern und gestalten muß, so geht das Leben unfrei, gezwungen (unglücklich) vor sich. Je vollständiger, fester, unnachgiebiger diese Schranken sind, desto mehr nähert sich das lebendige Dasein dem toten; es geht mehr oder minder in einen Mechanismus über: der Art, wie wir denselben in Kapitel 2 gekennzeichnet haben. Weit entfernt also, daß der Causalnexus der Lebenserscheinungen mit einem mechanischen[2] identisch ist — muß er vielmehr im allgemeinen als dessen Gegensatz betrachtet werden. Das Leben hat stets das Bestreben, sich frei und ungezwungen nach seinen ihm eignen Gesetzen zu bewegen und zu gestalten; nur, wo es dabei auf Hindernisse, Widerstände ꝛc. (materieller und anderer Art) stößt, trägt es denselben notgedrungen Rechnung: es sucht gleichsam einen möglichst erträglichen Kompromiß mit ihnen zustande zu bringen.

---

4. Was sind das nun aber für eigne, freie Gesetze, nach denen sich das Leben regt und gestaltet? Sind dieselben für uns erkennbar? Offenbaren sie sich durch irgend welche Kennzeichen? In der That:

---

[1] Die adäquateste Bezeichnung hierfür würde die (mathematisch-analytische) Funktion sein.

[2] d. h. unfreien (ohne jeden Spielraum vorausbestimmten) Causalnexus.

Digitized by Google

es ist dies der Fall. Wenigstens haben die räumlich zeitlichen Erscheinungsformen aller mehr oder minder freien[1] Lebensäußerungen gewisse typische Kennzeichen der Gestalt an sich, die wir als Rhythmus, Symmetrie und Harmonie schon lange, wenn auch weniger genau kennen, aber gewöhnlich nicht auf sämtliche Äußerungen ohne Ausnahme anwenden. Der Rhythmus ist für die vorübergehenden, die Symmetrie für die mehr oder minder bleibenden Resultate, oder (wie man es nennt) Gestalten charakteristisch, während die Harmonie sowohl mit dem Rhythmus als mit der Symmetrie verbunden sein kann. Es wird sich später herausstellen, wie das zu verstehen ist. Fassen wir zunächst den Rhythmus näher ins Auge.

Man nennt eine Bewegung rhythmisch, periodisch, wenn alle räumlichen Phasen (Gestalten) derselben — gleichgiltig welche wir in der unbeschränkt teilbaren Zeit als besonders charakteristisch herausgreifen — in bestimmten, genau abgemessenen Zeitintervallen vollkommen oder annähernd identisch wiederkehren. Indem eine solche Bewegung, wenn sie nicht irgendwie von außen beeinflußt wird, unverändert in dieser Weise andauert, kann man sie auch als eine (bewegliche) Gleichgewichtsform ansehen; denn auch hierin besteht das Wesen des Gleichgewichts: „des ruhenden Pols in der Erscheinungen Flucht."

Es sind nun alle mehr oder minder freien Lebensregungen, wenn sie einigermaßen stationäre (im Gleichgewicht befindliche) Zustände angenommen haben, — mehr oder weniger rhythmisch periodisch. Je regelmäßiger dieser Rhythmus, desto freier, ungezwungener (ungestörter) gehen dieselben vor sich. Es ist dabei ganz gleichgiltig, ob dieser Rhythmus sich in den schwingenden Bewegungen des sogen. Kernes einer lebenden Zelle; in den periodischen Säftebewegungen innerhalb des pflanzlichen Organismus; in dem Herzschlag und Blutumlauf der tierischen Lebewesen; in den Muskelbewegungen beim Gehen, Tanzen ꝛc.; in dem Tonfall beim Sprechen,

[1] Solche, die einen größern oder geringern Spielraum in ihrer Wirksamkeit haben.

Digitized by Google

Singen ꝛc.; in dem Auf und Abwogen der Gemütsaffekte, Nervenvibrationen; oder — in den periodischen Umläufen der Trabanten um ihre Planeten, der Planeten um ihre Sonnen, der Sonnen um ihre Centralsonne; oder gar in den außerordentlich feinen und kurzen Vibrationen sich zeigt, die wir als Ursache der Wärme-, Licht-, Elektricitätserscheinungen voraussetzen müssen. Diese überall erkennbare rhythmische Grundform der freien Regungen und Bewegungen ist jedenfalls ein weiterer Beleg für die Berechtigung jener Auffassung des Lebens als ein und dasselbe Etwas: gleichgiltig, ob es sich in sogen. organischen oder unorganischen Äußerungen offenbart.

Der Rhythmus kann nun mehr oder weniger kompliziert, die Periode einfacher oder zusammengesetzter sein. Dies hängt nämlich davon ab, wie viele Rhythmen, bezw. Perioden mit einander abwechseln können, ohne sich gegenseitig zu stören, oder — in Konflikt geraten — wie sie sich dann einander beschränken, bezw. verstärken (interferieren) können, sodaß noch für die einzelnen Elemente ein Ablauf in gleichmäßigen — wenn auch nicht bei allen gleich weiten — Intervallen stattfindet. Wenn nun bezügl. dieser Intervalle bestimmte Größenverhältnisse herrschen; oder (was dasselbe ist) wenn die Schwingungszahlen (Anzahl der Rhythmen in der Zeiteinheit) in passenden Zahlenverhältnissen stehen, so macht der zusammengesetzte Rhythmus einen wohlthuenden Eindruck auf die Sinne (Auge, Gefühl, Ohr) und heißt dann Accord, Konsonanz, Harmonie. Besonders ist dies der Fall, wenn jene Verhältnisse sich in möglichst einfachen Zahlen, z. B. wie 1:2; 2:3; 3:4; 4:5; ꝛc. ausdrücken lassen. Je weniger dies möglich ist, je komplizierter diese Verhältnisse event. werden müßten, um so unvollständiger, unreiner, oder wie man es nennen mag, ist der betreffende Accord, die Konsonanz, Harmonie ꝛc., und um so mehr nähern sich diese ihrem Gegenteil: der Disharmonie, Dissonanz ꝛc. Alles dies gilt ganz allgemein für jegliche Art rhythmischer Bewegung, wenn man es gewöhnlich auch nur in der Musik, woher dieses alles stammt und zuerst seinen Namen erhalten hat, genügend streng beachtet. Wenn z. B. die Aufeinander-

Digitized by Google

folge der Rhythmen nicht mehr unmittelbar (durch das Auge oder durch ein Allgemeingefühl z. B. beim Tanz) percipiert, sondern nur auf irgend eine andere Art und Weise mittelbar wahrgenommen werden kann, (z. B. als Höhe oder Tiefe eines Tones in der Musik), so fließt der eigentlich zusammengesetzte Rhythmus in einen einzigen, d. h. einfach (als Ton) wahrgenommenen zusammen und heißt dann (im engern Sinne): Accord, Konsonanz. Sobald indessen (ebenfalls in der Musik) bezügl. der einzelnen Töne — die als in der Zeit auf einander folgend sehr wohl unterschieden werden — etwas Ähnliches statthat, so nennt man es (im engern Sinne): Harmonie. Im Grunde ist das aber in beiden Fällen ein und dasselbe: im letztern Falle nur gleichsam (in der Zeit) mehr auseinander gezogen.[1] Ich möchte diese Art von Harmonie zum Unterschiede von einer andern (sofort zu erörternden) die rhythmische Harmonie nennen. Sie kann je nach der Einfachheit oder Kompliziertheit jener Größen- bezw. Zahlenverhältnisse reiner, unreiner; je nach Anzahl und Intensität der integrierenden Bestandteile voller, kräftiger; oder leerer, schwächer sein.

Wie nun der Rhythmus eine bewegliche Gleichgewichtsform vorstellt, so kann die Symmetrie als eine ruhende Gleichgewichtsform bezeichnet werden. Jene existiert in der Zeit; diese im Raume. In der That gehen alle Symmetrieaxen bezw. Symmetrieebenen an sämtlichen mehr oder minder bleibenden räumlichen Gestaltungen (organischen wie unorganischen: Tiere; Pflanzen, Krystalle) durch Schwerpunkte, bezw. Schwerlinien, bei deren

[1] Wenn man einen Accord in ähnlicher Weise in der Zeit vergrößern könnte, als man im Raume dies (mittels eines Mikroskops) mit einem materiellen Objekt thun kann, so würde man den Accord als eine anmutig abwechselnde Folge von rhythmischen Bewegungen wahrnehmen. Aus einer solchen besteht z. B. die Silbenfolge in einem Verse, die Versfolge (mit oder ohne Reim) in einer Strophe und die Strophenfolge in einem Gedicht. Würde sich dies alles entsprechend kürzer (in der Zeit) zusammenziehen, so würde dies einen (musikalischen) Accord ergeben. Die Wirkung des Reimes in einem Gedicht beruht jedenfalls darauf, daß durch ihn der Eindruck der rhythmischen Harmonie noch bedeutend verstärkt wird.

Digitized by Google

Unterstützung oder irgend welcher Festhaltung der betreffende Körper ganz oder teilweise ruht. Zur Symmetrie in Bezug auf eine Axe, bezw. Ebene gehört bekanntlich, daß die unendlich kleinen Teile (Punkte) des betreffenden Körpers sämtlich gleich weit von der Axe, bezw. Ebene entfernt sind. Hieraus folgt dann von selbst, daß die endlichen (aus einer unbeschränkt großen Anzahl solcher unendlich kleiner Punkte bestehenden) Teile, überhaupt die gesamten sogen. symmetrischen Hälften völlig gleich groß und ähnlich sind: was eben wieder mit dem Begriff der Symmetrie zusammenfällt. Die Symmetrie an den mehr oder minder bleibenden Lebensgestaltungen braucht nun nicht bloß einseitig, in Bezug auf eine Axe oder Ebene vorhanden zu sein, sondern kann auch mehrseitig, in Bezug auf mehrere Axen und durch dieselben gelegte Ebenen stattfinden. Bei Krystallen findet Symmetrie z. B. in Bezug auf ein, zwei und drei durch den Schwerpunkt gehende Axen und durch dieselben gelegte Ebenen statt. So sind z. B. die Krystalle des sogen. regulären Systems (Würfel, Oktaeder ꝛc.) in Bezug auf drei senkrecht aufeinander stehende Axen und auf die durch dieselben senkrecht gelegten Ebenen symmetrisch. Bei Pflanzen und pflanzlichen Bildungen (Blüten, Früchte ꝛc.) kennt man gewöhnlich (doch nicht ausnahmslos) nur eine einzige Axe und auch in Bezug darauf ist die Symmetrie oft nur unvollkommen ausgebildet. Die tierischen Körper und Körperteile (Glieder) zeigen in der Regel — es giebt hier ebenfalls Ausnahmen, z. B. gewisse Meertiere — Symmetrie nur in Bezug auf eine (durch den Schwerpunkt gehende) Ebene. Eine eigentliche Axe existiert hier — wenigstens auf den höhern Stufen — nicht.

Wenn nun aber auch die symmetrischen Hälften im Großen und Ganzen immer gleich und ähnlich sein müssen, so kann doch auf jeder Hälfte bezügl. der einzelnen Teile ein, oder mehrere oder auch gar kein bestimmtes Größenverhältnis herrschen. Diese bestimmt abgemessenen Größenverhältnisse sind nun in gewissen Fällen analog dem, was wir soeben beim Rhythmus die Harmonie der integrierenden Bestandteile nannten. Wir wollen deshalb diese Art von Harmonie die symmetrische nennen. Sie kann ebenfalls ein-

Digitized by Google

facher oder komplizierter (bezügl. einer oder mehrerer Axen); einfacher oder mannigfaltiger sein. In gewissen Fällen könnte man die symmetrische Harmonie eine unvollständige (teilweise) Symmetrie in Bezug auf gewisse (gedachte) Axen oder Ebenen nennen, wenn man nämlich das Unvollständige so versteht, daß die fraglichen symmetrischen Hälften wohl mehr oder weniger dieselbe Form (Ähnlichkeit aufgrund desselben Größenverhältnisses) aber nicht dieselbe (ausgedehnte) Größe haben.

Je mehr nun diese bestimmten Größenverhältnisse von einander verschieden sind, oder besonders, falls sie gar nicht statthaben, desto mehr wird der Eindruck des Disharmonischen an sonst symmetrischen Gestaltungen hervorgerufen. Dagegen wird das Gefühl der Harmonie vielleicht am reinsten, — wenn auch wohl nicht am stärksten — da erregt, wo bezügl. aller Teile oder Glieder ein einziges jedesmal passendes Größenverhältnis herrscht, oder wo wenigstens die übrigen Verhältnisse davon nicht allzu verschieden sind. Bei Pflanzen und Tieren soll z. B. bezügl. der Größe der Glieder zum gesamten Körper ein einziges Verhältnis: das des sogen. goldenen Schnittes oder der stetigen Teilung bestehen. Wir wollen hierauf nicht näher eingehen, weil dies für diejenigen, denen es bekannt, überflüssig, und für die andern doch unverständlich sein würde.

Bezüglich des wohlgefälligen Eindrucks der Harmonie bei den Gestaltungen des Lebens kommt es noch auf irgend einen, mehr oder minder deutlich angeschauten Zweck derselben an. Besonders bei organischen Gestaltungen ist eine mehr oder minder unbewußte Anschauung von der Aptilität (Angepaßtheit) für bestimmte Notwendigkeiten hinsichtlich des Eindrucks der Harmonie in den Größenverhältnissen der Körperteile (Glieder ꝛc.) jedenfalls am meisten maßgebend. Das Leben kann sich ja eben nicht immer frei, sondern gewöhnlich nur mit Rücksicht auf gewisse, nicht zu umgehende Notwendigkeiten (Widerstände, Lebensbedingungen ꝛc.) äußern und gestalten. Wo daher das Leben völlige innere Freiheit der Gestaltung hat, geht die Harmonie ganz in der Symmetrie auf. Besonders häufig ist dies auf den unorganischen und den niedern organischen

Digitized by Google

Stufen der Fall. Die freieste (mehr oder minder bleibende) Gestalt ist hier die Kugel, denn diese und nur diese zeigt in Bezug auf jede Schwerpunktsaxe oder -Ebene vollkommene Symmetrie. Es ist deshalb die Kugel die freieste ruhende Gleichgewichtsform. Sie tritt in abstrakter (mathematischer) Reinheit freilich nur äußerst selten (bei freischwebenden flüssigen Körpern) in Erscheinung; mit einer gewissen Annäherung findet sie sich jedoch häufiger (bei anorganischen und organischen Gestalten) vor. Je mehr sich deshalb ein Körper der Kugelgestalt nähert, desto freier (unabhängiger von äußern Verhältnissen) war seine Bildungskraft thätig.

Indem — wie bereits oben bemerkt — diese symmetrische Harmonie als eine unvollständige Symmetrie angesehen werden kann, so wird dieselbe sich auch natürlich nur da ausprägen, wo die Gestaltungskraft des betreffenden Lebensgehalts keine unbeschränkte Freiheit hat, sondern mit einer nicht zu umgehenden Notwendigkeit (Widerstände, Lebensbedingungen ꝛc.) rechnen muß. Überhaupt ist die Harmonie ganz allgemein jener oben erwähnte Kompromiß, den das Leben als Ganzes im Falle des Conflikts mit seinen einzelnen Gestaltungen und andern mehr oder weniger widerstehenden Mächten zustande zu bringen sucht. Sie stellt so das Gleichgewicht des inneren freien Bildungstriebes mit den äußeren beschränkenden Umständen her. Je weniger deshalb die Harmonie in irgend einer Äußerung und Gestaltung ausgeprägt ist, desto weniger herrscht hier jenes der Verbindung des Rhythmus und der Symmetrie mit der bezügl. Harmonie eigentümliche (ruhende, bezw. bewegliche) Gleichgewicht. Denn daß dieses Gleichgewichtsbestreben nach innen und außen nicht bloß bei den mehr oder minder bleibenden (räumlichen) Gestaltungen herrscht, sondern auch den (zeitlichen) mehr oder minder rhythmischen Regungen innewohnt, beweist unter anderem z. B. der Umstand, daß in der Musik die Auflösung einer unvollständigen (unreinen) Harmonie einen wohl thuenden Eindruck auf das Gemüt macht. Wenn nämlich nicht allen Lebensregungen — gleichviel welchen — ein Streben nach Rhythmus und entsprechender Harmonie — sofern diese durch äußere

Digitized by Google

Notwendigkeit gestört worden sind — innewohnte, so würde deren Mangel in der Musik nicht in dem Maße Ängstlichkeit, Schmerz: und deren Wiederkehr Befriedigung, Freude hervorrufen. Denn der bloße angenehme Ohrenkitzel, welchen nach der Lehre der Physiologen harmonische Töne mehr als andere erzeugen sollen, ist jedenfalls nicht hinreichend, um jene eigentümlichen und intensiven Wirkungen zu erklären, welche die Musik oder die Aufeinanderfolge von unvollkommenen und vollkommenen Accorden, Konsonanzen, Harmonien ꝛc. auf das ganze Gemüt, den vollen, ganzen Menschen ausübt. Die musikalischen (und damit verwandten) Künste geben eben nichts mehr und nichts weniger als ein Abbild des Lebens, soweit dasselbe dem Wesen nach in mehr oder minder rhythmischen Regungen besteht. Dieses Bild ruft denn auch, wie eben alle Bilder denselben Eindruck wie die Wirklichkeit, wenn auch in geringerer Stärke, hervor: also hier dieselben Empfindungen, Gemütsaffekte ꝛc., die in ihrer vollen ungeminderten Stärke das reale Leben in den konkreten Fällen ausmachen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

1. Die Vereinigung des Rhythmus, bezw. der Symmetrie mit der jedesmal entsprechenden Harmonie: also der Freiheit mit der Notwendigkeit, nennt man bei den verschiedenen Lebensregungen und Gestaltungen bekanntlich auch Schönheit.[1] Dieselbe ist um so vollendeter, reiner ꝛc. — abgesehen von ihrer sonstigen Bedeutung — je vollständiger, strenger, exakter ꝛc. im Ganzen und in den Teilen Rhythmus, bezw. Symmetrie mit entsprechender Harmonie besteht. Insofern die Schönheit bloß an der (räumlich-zeitlichen) Erscheinungsform haftet, kann sie auch ganz oder teilweise unabhängig von dem ihr jedesmal entsprechenden Lebensgehalt (subjektiv) vorgestellt und durch verschiedene Mittel künstlich oder vielmehr — wie man hier sagt: künstlerisch — dargestellt werden. Und zwar geschieht dies entweder nur in der Zeit (Musik) oder nur im Raume (Malerei, Bildnerei) oder in beiden zugleich (z. B. Drama). Will man dabei zugleich den Lebensgehalt mitempfinden, bezw. mitempfinden lassen, so ist dies nur durch die Phantasie unter Vermittelung bestimmter Symbole mit oder ohne konventionelle Bedeutung (Sprache ꝛc.) möglich. Dies alles geht uns indessen hier nichts weiter an; wir betrachten hier nur die lebendige Schönheit, also die Erscheinungsform in Verbindung mit dem jedesmal entsprechenden Lebensgehalt und nehmen dabei an, daß sich durch

---

[1] In Bezug auf die vorübergehenden Gestalten (der rhythmischen Bewegung nämlich) könnte man die Schönheit je nach dem Grade der Schnelligkeit oder Langsamkeit, sowie nach der Größe, Menge und sonstiger Bedeutung der in Bewegung gesetzten Masse auch: „Anmut;“ „Grazie;“ „Würde;“ „Hoheit;“ „Majestät“ nennen. In Bezug auf die mehr oder minder bleibenden Gestalten (Körper ꝛc.) hat man für Art und Grad der Schönheit keine besondern Ausdrücke, wenn man nicht „edelschön;“ „idealschön“ ꝛc. oder „architektonische“ Schönheit im Sinne Schillers (cf. dessen Abhandlung über Anmut und Würde) dafür nehmen will.

Digitized by Google

eine bestimmte Erscheinungsform immer auch nur ein bestimmter Gehalt und kein anderer — soweit dies eben möglich ist — offenbart. Unter dieser Voraussetzung finden wir in der Verkörperung der Schönheit — an welchen Lebensäußerungen und Gestaltungen dieselbe auch in Erscheinung treten mag — die Vollendung jener stufenweise aufeinanderfolgenden Resultate, Zwecke, Ziele ꝛc. des Lebens. Zwecke, Ziele, oder wie man es nennen will, sind nämlich (sowohl für die unorganische als für die organische Bethätigungsform des Lebens) alle mehr oder minder abgeschlossenen, nach innen und außen im Gleichgewicht befindlichen (stationären) Zustände der dynamischen Regungen, Bewegungen, und der materiellen Bildungen. Je besser dieses Gleichgewicht besteht, oder — was dasselbe ist — je mehr und je vollständiger Rhythmus, Symmetrie und entsprechende Harmonie statthat, desto reiner, oder wie wir eben hier sagen wollen — schöner — sind jene Zwecke erreicht und ausgeprägt. Es kommt dabei — bei diesem Begriff der Schönheit — gar nicht darauf an, wieviel oder wie wenig von dem gesamten Lebensgehalt in den betreffenden Schönheiten sich offenbart, wenn nur jene Gleichgewichtsform nach innen und außen möglichst vollkommen besteht. Es sind demnach alle (organischen wie unorganischen) Äußerungen schön, wenn der ihnen entsprechende Lebensgehalt (jener zusammengehörige Komplex von Kräften) — sei derselbe auch noch so gering und einfach, oder noch so gewaltig und kompliziert — die ihm jedesmal eigentümliche innere und äußere Gleichgewichtsform in Rhythmus, Symmetrie und Harmonie gefunden hat.

Solcher Zwecke und Ziele hat nun das Leben scheinbar unendlich viele und von einander von Grund aus verschiedene. Es sind dies eben jene (eingangs erwähnten) unendlich zahlreichen und mannigfaltigen Haupt- und Nebengliederungen des gesamten (unorganischen und organischen) Lebens, jene stufenmäßig aufeinanderfolgenden Individuen, Arten, Gattungen, Ordnungen, Klassen, Abschnitte ꝛc. von mehr oder minder bleibenden Gestaltungen und zugehörigen (vorübergehenden) Äußerungen. Alle diese scheinbar so

Digitized by Google

verschiedenen Ziele oder Zwecke erscheinen unserer (subjektiven) Betrachtung vom Ende nach dem Anfange hin — also nach rückwärts gesehen: — als mehr oder minder absichtliche Vorstufen, Vorbereitungen, Vorbedingungen ꝛc. eines einzigen höchsten Zieles: — und umgekehrt vorwärts — (vom Anfange nach dem Ende zu) gesehen — als mehr oder minder verfehlte Versuche, dieses eine höchste Ziel zu erreichen. Die erste Betrachtungsweise heißt bekanntlich die teleologische (einen vorausbestimmten Endzweck anerkennende) — und die andere die kausale (alles aus Ursache und Wirkung erklärende). Beide sind aber nur verschiedene (subjektive) Standpunkte, von denen aus ein und dasselbe Etwas — das eigentliche Wesen des Lebens — betrachtet wird. Der teleologische Standpunkt erlaubt in manchen Beziehungen eine bessere Übersicht und Einsicht; wir wollen ihn deswegen vorzugsweise einnehmen. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß wir uns auch mitunter auf den andern Standpunkt begeben. — Das eine höchste Ziel des Lebens ist nun das: einen möglichst intensiven und reichen, mannigfaltigen Gehalt in vollendet schöner Form in einem einzigen Organismus oder in einem organischen Verband von Organismen zum Ausdruck zu bringen. Dieses Ziel vermag das Leben aber, — wie es nun einmal ist und ohne Umgehung der unabänderlichen Gesetze alles Werdens auch nicht anders sein kann — nicht auf einmal oder auch nur in einer einzigen, wenn auch noch so allmälig aufsteigenden, Reihe von Bildungen und Umbildungen (Entwickelungen) zu erreichen. Es ist deshalb — wenigstens von unserem subjektiven Standpunkte aus gesehen — jene Zersplitterung des Lebens in die verschiedensten Formen und Gestaltungen teilweise notwendig, unerläßlich, weil eben nur dadurch die mannigfachen Wechselbeziehungen, Combinationen ꝛc. von Kräften möglich werden, welche dem Leben jenes eine höchste Ziel erreichen lassen. Es ist dies gewissermaßen eine Arbeitsteilung zur bessern, oder überhaupt nur hierdurch einzig möglichen Leistung einer außerordentlich großen und komplizierten Arbeit, wie man es ja auch im engern menschlichen Leben vielfach beobachten kann. Auch hier

Digitized by Google

laufen so oft, selbst wenn eine einheitliche Leitung nicht vorhanden ist, alle einzelnen Arbeiten auf ein einziges großes Ziel hinaus.

Das Streben nach jenem höchsten Ziele, — welches wir in den nächsten Kapiteln noch näher kennen lernen werden — ist nun eben unser aristokratisches Prinzip. Es ist auf allen Stufen der bildenden und zersetzenden Lebensthätigkeit nachweisbar und einerseits mit dem Vervollkommnungs-: andererseits mit dem Verschönerungstrieb identisch. Die Schönheit ist (in ihrer Vollendung) jedesmal ein Bestes, eine Ausprägung des aristokratischen Prinzips; aber nicht die absolut beste, sondern nur die — inmitten ähnlicher (minder vollendeter) Ausprägungen — relativ beste. Sie ist also auch nicht die höchste, sondern nur eine — in Bezug auf die jedesmalige Bildungs- bezw. Entwickelungsepoche überhaupt erreichbare - Stufe des Aristokratismus. Die Höhe der Stufe hängt von dem Grade der Steigerung und Komplikation (Reichtum) des Lebensgehalts ab. Dieser erlangt eben durch die betreffende Stufe des Aristokratismus den jedesmaligen Gipfel, das relative Maximum seiner Äußerungsfähigkeit, und mit seiner Vollendung in der Schönheit zugleich einen stationären Zustand, eine Gleichgewichtsform. Denn: wie in der unorganischen Natur, bei dem sogen. mechanischen Zusammenwirken einer Anzahl von einesteils treibenden Kräften — sofern diese ein sog. Potential[1] haben — und andernteils beschränkenden Widerständen (Schranken ꝛc.) — durch jedes Maximum der aktuellen Wirkungsfähigkeit der ersiern ein (labiler) Gleichgewichtszustand der Kräfte und Widerstände bedingt und indiziert ist, — so auch hier. Und zwar hat dies hier etwas mehr als eine bloß metaphorische Bedeutung. Das Dasein von Rhythmus, Symmetrie und entsprechender Harmonie, – oder eben die Schönheit — zeigt an, daß eine bestimmte Entwickelungsphase vollendet: alle Halbheit, Unregelmäßigkeit, Unsicherheit, „alle Angst des Irdischen" verschwunden, —

[1] Ein Begriff aus der höhern Mechanik, auf dessen Definition hier nicht eingegangen werden kann.

Digitized by Google

für alle zusammengehörigen Lebensregungen und Gestaltungen eine mehr oder minder bleibende Form, eine Form des innern und äußern Gleichgewichts gefunden ist. Diese Form wird nun so lange bestehen bleiben, als alle Elemente (integrierenden Bestandteile ꝛc.) des betreffenden Lebensgehalts sich in Rhythmus, Symmetrie und entsprechender Harmonie mit einander und mit der umgebenden Welt befinden. Gewöhnlich wird dieser Zustand nicht lange andauern, weil eben dieses Gleichgewicht mehr oder minder labil ist.

Wo also das aristokratische Prinzip in der Natur und im Menschenleben in Erscheinung tritt, ruft es eine Stufenfolge von Schönheiten (Aristokratismen) hervor, die alle in ihrer Art vollendet, vollkommen sein können, von denen aber der folgende Typus doch immer noch besser und schöner — wenn man sich so ausdrücken darf — als der vorhergehende ist, indem er bei gleicher Vollendung der Erscheinungsform einen reicheren Lebensgehalt repräsentiert. Das aristokratische Prinzip ist demnach keineswegs mit dem bloßen Schönheitstrieb schlechtweg zu identifizieren. Die Schönheit ist überhaupt durchaus nicht ein für allemal feststehendes Ideal, wie unter anderen z. B. Moritz Carrière in seiner „Ästhetik" zu glauben scheint, sondern ein ganz und gar relativer Begriff, der für die Lebensregungen, an denen er haftet, für die er gilt, nur besagt, daß im Ganzen und in den Teilen Rhythmus, Symmetrie und Harmonie herrschen und daß damit das Notwendige, Zweckmäßige mit dem freien ungezwungenen Verhalten des Lebens möglichst vereinigt ist: nicht aber kundgiebt, daß das Endziel aller möglichen Entwickelung dadurch erreicht wäre. Die Schönheit an sich besteht — wie nicht oft genug wiederholt werden kann — nur in der äußerlichen (räumlich-zeitlichen) Form der Erscheinung; sie ist nur die oberflächliche Hülle des jedesmaligen (reicheren oder ärmeren) Lebensgehalts und nur als das Kennzeichen der Vollendung eines Gestaltungstriebes wertvoll und wichtig. Ihre volle, uneingeschränkte Wirkung auf ein anschauendes Subjekt ist denn auch dann nur allein möglich, wenn jener Gehalt wirklich da ist, dessen vollendete Gestaltung sie offenbaren soll. Sie verfehlt aber den größten Teil ihrer Wirkung,

Digitized by Google

sobald der innere Gehalt der äußern Erscheinungsform nicht vollkommen entspricht: die Schönheit der Form gewissermaßen absichtlich und heuchlerisch benutzt wird, um einen gemeinen oder trivialen Gehalt als edel erscheinen zu lassen. Man ist nämlich gewohnt, mit einer schönen Form auch einen entsprechenden edelen Gehalt zu verbinden. Indessen wird diese Täuschung nicht lange vorhalten und ist zudem nur da möglich, wo ohne jedes innerliche Gefühl allein der kritisierende (als solcher oft irre geleitete) Verstand urteilt. Wo nämlich, wie z. B. bei einem Kunstwerk der thatsächliche Gehalt fehlt und nur die entsprechende Erscheinungsform existiert, muß die Phantasie des Beschauers das an der lebensvollen Wirklichkeit Fehlende ersetzen. Es hängt deshalb auch die Größe der Wirkung in diesem Falle von dem Grade der Lebhaftigkeit, Stärke und Klarheit der Phantasie ab. Wo nun diese gar nicht oder bloß in niedrigem Grade vorhanden ist, und fast nur der theoretische Verstand nach gewissen Regeln urteilt, muß denn auch das Urteil danach ausfallen. Hiernach hat M. Carrière einigermaßen recht, wenn er sagt: „Die Empfindung des Schönen wird von dem Subjekt hervorgebracht.“ Doch gilt dies durchaus nicht im eigentlichen Sinne. Es muß immer ein (objektiver) *Gegenstand* den (subjektiven) *Zustand*, die Empfindung hervorrufen. Das objektive Dasein des Schönen und der darin verkörperte oder als verkörpert vorgestellte Lebensgehalt bewirkt gewissermaßen einen Abglanz, einen Nachhall, oder besser: erregt gleichsam einen elektrischen Induktionsstrom in dem die Schönheit anschauenden Subjekt. Je mehr und je nähere Berührungsstellen jener elektrische *Hauptstrom* — das objektive Dasein des Schönen — mit diesem Subjekt hat, desto stärker wird im allgemeinen auch der *Nebenstrom* — das subjektive Gefühl, die Empfindung — sein. Das, was ich hier bildlich „nähere Berührungsstellen“ genannt habe, deckt sich einigermaßen mit einem gewissen Spannungszustand in dem Subjekt, auf den wir im dritten Abschnitt noch näher kommen werden. —

Indem die Schönheit selbst in ihrer Vollendung nur eine (vorübergehende) Ausprägung des aristokratischen Prinzips ist, so

Digitized by Google

darf „die Lösung des Welträtsels“ (ein Ausdruck Carrière's) nicht in der Schönheit *allein* gesucht werden. Wenn also Carrière[1] der deutschen Schulgelehrsamkeit zum Vorwurf macht, daß sie diese „Lösung des Welträtsels“ in der Schönheit allein eine bloß oberflächliche genannt habe und etwa meint, daß dies nicht der Fall sei, so hat er dieses Rätsel, wie auch die deutsche Schulgelehrsamkeit, gründlich verkannt. Diese hat hier in der That das Richtige gefühlt. Die Schönheit kann nämlich auch schon bei dürftigem Lebensgehalt und hier sogar — begreiflicherweise — viel leichter, häufiger und vollkommener verwirklicht sein, als bei reicherem, da dieser viel schwerer in Rhythmus, Symmetrie und Harmonie zu bringen sein wird. Deshalb wird auch die *Anzahl* der individuellen Träger vollendeter Schönheit — unter sonst gleichen Umständen — mit der Höhe der ihr entsprechenden Stufe des Aristokratismus abnehmen und auf den höhern und höchsten Stufen nur äußerst gering sein.

Indem die Schönheit jener oben näher charakterisierten Gleichgewichtsform analog ist, vertritt sie nicht bloß den Gipfel der Äußerungs- und Gestaltungsfähigkeit des betreffenden Lebensgehalts, sondern ist zugleich das Maximum des Lebens- und Wirkungsgefühls — der Gipfel des Glücks für die individuellen Träger jenes Gehalts, der sich auf diese Weise zugleich offenbart und selbst genießt. Ein mehr oder minder schwacher Abglanz, ein mehr oder minder leiser Nachhall hiervon ist jene subjektive Empfindung, die das *Anschauen der Schönheit* hervorruft. Die Stärke dieser *reflektierten* Empfindung verhält sich aber zu der Gewalt jenes dem *realen Zustand* entsprechenden Gefühls ungefähr so, wie sich das Glück des Künstlers beim Erschaffen[2] seines Kunstwerks zu dem Glücke desjenigen verhält, der dasselbe später genießt. Das Gefühl, welches die Schönheit erregt, kann demnach alle Grade von „angenehm,“ zufrieden,“ „glücklich“ bis „selig,“ „entzückend,“ „berauschend“ — und noch weiter — erreichen.

[1] „Ästhetik“ Bd. I.

[2] Dies gilt indessen nur für die erste Conception der Idee. Die spätere oft mühevolle Produktion dürfte kein glücklicher Zustand sein.

Digitized by Google

2. Dem Schönen werden häufig — z. B. in jener „Ästhetik“ von M. Carrière — das Wahre und Gute als notwendige Corollarien beigesellt. Nun sind aber das Wahre, Gute, Schöne, streng genommen ganz verschiedene Begriffe, die man nicht ohne weiteres zusammen gleichsam in einen Topf werfen kann. Das Wahre hat doch zunächst immer nur eine subjektive, auf die (richtige) Erkenntnis von irgend Etwas bezügliche Bedeutung; und wenn man dem Wahren eine hiervon unabhängige rein objektive Bedeutung beimessen will, so kann dieselbe nur mit derjenigen von „wirklich,“ „thatsächlich“ zusammenfallen. Beide Bedeutungen des Wahren, die subjektive wie die objektive, haben also mit „schön“ an sich nichts zu thun. Das Gute ebenso ist in seinen verschiedensten allgemeinen und besonderen Bedeutungen — wie auch in jener Zusammenstellung — immer nur eine Vorstufe, ein niedrigerer Grad eines „Besten“ und kann auch immer nur auf den Lebensgehalt und nicht — wie das Schöne — auch auf die bloße Form bezogen werden. Es zeigt sich also in jener Zusammenstellung offenbar eine Verwechselung des Schönen mit dem Besten. Wo das Wahre, Gute und Schöne im menschlichen Leben vereinigt gedacht werden, könnte man eben nur ein Bestes, eine mehr oder minder bleibende Ausprägung des aristokratischen Prinzips vor sich haben. Das Wahre, Gute und Schöne im Verein fällt also nach unserer Auffassung mit einer Stufe des Aristokratismus zusammen. So wenig es nun hier etwas Absolutes, sondern immer nur etwas Relatives, ein möglich Bestes giebt, so ist auch jene von edeln Naturen oft so sehnsüchtig erstrebte Vereinigung des Wahren, Guten und Schönen durchaus kein absolutes Ideal. Es ist eine vollständige Verkennung des Lebensprinzips, (welches niemals ewig auf einer erreichten Stufe des Aristokratismus stehen bleiben kann) ein solches absolutes Ideal als ein für allemal feststehend anzunehmen. Es wird dies immer nur ein nächstes, aber niemals (wenigstens nicht in absehbarer Zeit) ein letztes, absolutes sein. Dabei kann nicht einmal das nächste Ziel, das nächste Maximum (Gipfel)

Digitized by Google

einer im Sinne des aristokratischen Prinzips (was nicht immer gleicherweise der Fall zu sein braucht) fortschreitenden Entwickelung vorher bestimmt werden. Denn ihre Tendenz nimmt bei jedem neuen Aufsteigen und noch während desselben außer den bisherigen stets neue — vorher oft nicht einmal geahnte — Antriebe in sich auf und ihr zeitweiliger Abschluß macht oft alle früheren Voraussetzungen zu Schanden.

Man kann daher dem Wahren und Guten nur in Bezug auf ein relativ Bestes (und Schönes) eine klare und einigermaßen feststehende Bedeutung geben. Diese könnte sich nun auf den Entwickelungsgang, auf den Weg zu einem möglich Besten — der jedesmal nächsten Stufe des Aristokratismus — beziehen. Hiernach würde das Wahre mit der Erkenntnis des richtigen Weges zu dieser Stufe zusammenfallen. Da es indessen hierfür mitunter mehrere richtige, und wohl auch gleich kurze Wege geben dürfte, so hat das Wahre auch in dieser Bedeutung immer noch etwas Unbestimmtes an sich. Dem entsprechend könnte das „Gute" alles das einschließen, was den Fortschritt auf jenem Wege zu befördern: das Gegenteil, das „Böse," „Schlechte" ꝛc. alles das sein, was jenen Fortschritt zu verhindern oder zu erschweren fähig ist. Aus diesem Grunde wird das „Gute" gewöhnlich etwas Positives; das „Böse" in der Regel etwas Negatives sein: was ja auch ganz dem exakteren Sprachgebrauch gemäß ist. Sämtliche allgemeinen und besonderen Bedeutungen des Wahren und Guten (das Korrekte, Richtige, Nützliche, moralisch Gute ꝛc.) ließen sich hierein leicht einordnen und die bisherige Verwirrung oder Unklarheit in Bezug auf diese Begriffe würde dadurch soviel als möglich gehoben sein. Wir wollen dies, soweit es unser Thema mit sich bringt, später im besonderen thun, jetzt aber uns mit dieser vorläufigen Erinnerung begnügen.

Ist nun eine auf diesem Wege erstrebte Stufe des Aristokratismus erreicht, was sich in der Schönheit der äußeren Erscheinung kund giebt, so fällt allerdings das sogen. Wahre und Gute mit dem Schönen zusammen, indem erst dann der betreffende Lebensgehalt

Digitized by Google

nach innen und außen im Gleichgewicht ist. Das Streben nach Herstellung dieses Gleichgewichts mag sich bei den einzelnen Individuen als mehr oder minder deutliches (instinktives) Gefühl des Wahren und Guten als des hierfür Notwendigen geltend machen, und so den Entwickelungsgang in die richtigen Bahnen leiten. Was indessen für eine Stufe des Aristokratismus wahr und gut ist, braucht es für eine andere nicht immer zu sein. Es giebt sonach eigentlich nichts absolut Gutes und nichts absolut Böses. Es sind dies eben auch nur relative Begriffe.

Schluß.

Wir haben nunmehr den Begriff des aristokratischen Prinzips und des Aristokratismus gleichsam ab ovo Ledae abgeleitet, oder auch gewissermaßen als Kern einer weiten Umhüllung endlich herausgeschält. Um es noch einmal kurz zu widerholen, besteht also das aristokratische Prinzip in dem Streben des Lebens, einen möglichst reichen und intensiven Gehalt in irgend einem einheitlichen Lebensganzen zum möglichst vollendeten Ausdruck zu bringen. Ein zeitweiliger Ausschluß, ein vorläufiges Erreichen dieses Ziels offenbart sich bei den stufenweise aufeinanderfolgenden körperlichen Gestaltungen und zugehörigen Regungen als Schönheit der äußern Erscheinungsform, die sich als solche durch Rhythmus, Symmetrie und entsprechende Harmonie kennzeichnet. Wir hatten uns dabei etwas länger mit Erörterungen über die Bedeutung der Schönheit aufgehalten; einerseits deshalb, weil wir dieselbe gewissermaßen wieder in ihre früheren und natürlichen (durch die Überkultur oder Barbarei gewisser Epochen in der Vorstellung der Menschheit größtenteils verloren gegangenen) Rechte einführen wollten: andererseits deshalb, weil die Schönheit das einzige unmittelbar ersichtliche Kennzeichen des Aristokratismus ist. Denn alle übrigen Momente desselben sind erst auf Umwegen mehr oder minder deutlich zu erschließen und noch dazu leicht der Verwechslung mit andern,

Digitized by Google

dem Aristokratismus gleichgültigen oder gar feindlichen Momenten ausgesetzt: wie ja eben das sogen. Wahre leicht mit dem Falschen, das Gute mit dem Bösen und umgekehrt verwechselt werden kann.

Wenn man sich nun erinnert, was im Vorhergegangenen über die sogen. Zwecke oder Ziele des Lebens gesagt worden ist, und dennoch von einem Zwecke des Lebens überhaupt reden, ein eigentliches Lebensprinzip aufstellen will, so muß man dasselbe mit unserem aristokratischen identifizieren. Freilich hat man dabei zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Verfehlen und Treffen wohl zu unterscheiden. Der Möglichkeit nach, oder — im gelehrten Jargon gesprochen — theoretisch ist das aristokratische Prinzip immer mit dem eigentlichen Lebensprinzip identisch; nicht aber praktisch, der Wirklichkeit nach. Die Konstellation von äußeren Umständen, unter denen sich das Leben regt und gestaltet, muß danach bemessen sein, wenn jenes Prinzip zur Geltung kommen soll; und zwar müssen gewöhnlich außerordentlich viele Umstände zusammentreffen, um eine vollkommen reine, gleichsam ideal schöne Ausprägung zu ermöglichen. Sobald die Umstände, Bedingungen ꝛc. nicht entsprechend günstig sind, wird eben die Schönheit der Erscheinungsform oder der Reichtum des Gehalts oder beides zusammen mehr oder weniger verfehlt. Indes, was das eine Mal, bei einer Gelegenheit verfehlt worden ist, kann das andere Mal, bei einer günstigern Konstellation der äußern Umstände erreicht werden. Es wird nämlich in der Regel nach jedem bloß teilweise fehlgeschlagenen Versuch die Möglichkeit des Gelingens für andere Versuche größer, indem die Konstellation der äußern Umstände durch neugeschaffene Wechselbeziehungen zwischen den bereits erreichten Stufen günstiger wird. Man erinnere sich hierbei an das, was vorher in Bezug auf die so unendlich mannigfaltigen Zersplitterungen des Lebens gesagt worden ist. Alle Einzelgestaltungen sind, obgleich sie einen höhern Zweck des Lebens mehr oder minder verfehlt haben, dennoch in gewissem Sinne Arbeitsteilungen zur Erreichung eines höheren und höchsten Gesamtzweckes: ganz gleichgültig ob derselbe von einer mehr oder minder bewußten Intelligenz vorausgeschaut und absichtlich erstrebt wird — oder nicht.

Digitized by Google

Der Unterschied ist nur der, daß im ersteren Falle — bei Vorhandensein einer irgendwie (durch Nerven ꝛc.) leitenden Intelligenz[1] — der fragliche Zweck unendlich viel früher, bestimmter und mit viel weniger Mitteln erreicht wird, als im letztern. So ist es — um einen konkreten Fall vor Augen zu haben — ein großer Unterschied, ob ein gewisser Lebenszweck, z. B. ein bestimmter Organismus, im Mutterschoße durch Vermittelung von Eizelle und Sperma leicht und in verhältnismäßig kurzer Zeit: — oder durch eine außerordentlich lange, ungeheure Zeiträume in Anspruch nehmende Reihe von allmählichen Entwickelungen selbständig existierender Lebewesen endlich erreicht wird. Die durchlaufenen Phasen und Stadien sind bekanntlich in beiden Fällen im großen und ganzen dieselben; sie folgen sich aber in dem einen Falle sehr rasch, in dem andern in längeren oder kürzern, jedoch immer in ungleich größeren Zeitintervallen auf einander.

Wenn man so das gesamte Leben in der Natur in seiner Allgemeinheit — abgesehen von den besonderen Gestaltungen — ins Auge faßt, bemerkt man durchgehends eine stufenmäßige Steigerung und Komplikation des Lebensgehaltes; und muß demnach unwillkürlich zugestehen, daß das aristokratische Prinzip im großen und ganzen wirklich herrscht. Das schließt jedoch nicht aus, daß mitunter einzelne Entwicklungsreihen — gleichgültig auf welcher Stufe — von der bereits erreichten Höhe herabsinken: also einer andern Tendenz folgen können. In diesem Falle sind aber — wie später im besondern erörtert werden soll — immer äußere Umstände die zwingende Veranlassung und fortwirkende Ursache gewesen. Sobald jedoch die äußeren Umstände in dieser Weise zu wirken aufhören, sobald gewissermaßen der innere Bildungstrieb wieder frei wird, gelangt auch sofort das aristokratische Prinzip wieder zur Geltung und Herrschaft. Nun könnte man freilich fragen, warum denn überhaupt — wenn dieser innere Bildungstrieb sich stets und ständig

[1] Die Intelligenz ist eben auch, wie so vieles andere, ein bestimmten Zwecken dienendes Produkt des Lebens.

Digitized by Google

gleich bleibt, immer mit dem aristokratischen Prinzip identisch ist — so viele Lebensgestaltungen den höchsten Zweck, das eigentliche Ziel für immer verfehlt haben. Warum z. B. kann aus einem Steine keine Pflanze, aus einer Pflanze kein Tier und aus einem Tiere kein Mensch werden? Denn daß dieses in der That möglich sei, daß die organische Bildungs- und Umbildungskraft mit der Zeit gleichsam alles aus allem machen könne, also z. B. aus einem Pferde einen Hund, aus einem Hunde einen Affen, aus einem Affen einen Menschen ꝛc., wird doch kein Verständiger behaupten wollen. — Wenn man nur entwickelungsfähige Organismen ins Auge faßt und von den niedrigsten (unorganischen) Stufen des Lebens — obwohl auch hier analoge Gesetze herrschen — absieht, so kann folgende Überlegung, *neben andern erst später zu erörternden Gründen*, als vorläufige Antwort auf jene Frage gelten. Der innere freie Bildungstrieb — wir werden denselben später noch im einzelnen kennen lernen — kann nämlich, obwohl er sich beständig gleich bleibt, d. h. immer nach Steigerung und Komplikation des Gehalts und nach Symmetrie und Harmonie der Form strebt, dennoch bei jedem seiner materiellen Träger (Organismen) von Zeit zu Zeit gewisse kritische Phasen erreichen, wo er gleichsam die Wahl zwischen *zwei* oder mehreren einzuschlagenden Richtungen hat. Nachdem sich aber die Tendenz *unter Mitwirkung äußerer beschränkender Umstände* für eine bestimmte Richtung entschieden hat, — wie sie dies ja doch endlich einmal muß — ist die Möglichkeit der Entscheidung für andere Richtungen — selbst unter spätern dafür günstigern Umständen — *erschwert*; wenn nicht *ganz aufgehoben*, d. h. nur unter größerer oder geringerer *Rückbildung* möglich. Je öfter dieses in einer Entwickelungsgeschichte passiert ist, d. h. je mehr solcher kritischen *Wendepunkte* dieselbe zu Gunsten irgend einer allgemeinen oder besonderen Richtung überwunden hat, desto mehr ist die betreffende Tendenz befestigt, bestimmt. Das kann so weit gehen, daß die Erlangung einer bestimmten höhern, oder das Herabfallen auf eine bestimmte niedrigere Stufe zur baren Unmöglichkeit wird. Das ist unter anderem der Grund, warum aus einem Pferde oder Hunde,

Digitized by Google

selbst aus einem Affen niemals, auch in noch so langer Zeit ein Mensch werden kann. Alle diese und sämtliche andere noch niedriger stehende Lebewesen haben die Möglichkeit der Entwickelung zum höchsten Lebensziele (dem Menschen) an irgend einem bald höher, bald niedriger, bald näher, bald ferner von jenem Ziele gelegenen Wendepunkte ihrer — individuellen sowohl wie generellen — Entwickelungsgeschichte verloren.[1] Zugleich ist hierbei die (gewöhnlich ganz schief aufgefaßte) Bedeutung der äußeren beschränkenden Umstände für die jedesmal einzuschlagende Richtung der Entwickelung angedeutet. Wir werden im folgenden noch genauer auf dieses alles zurückkommen, müssen uns aber jetzt mit dieser Andeutung begnügen.

Es ist also die Entwickelung im Sinne des aristokratischen Prinzips für die verschiedenen Organismen durchaus nicht unbeschränkt, sondern vielmehr in bestimmten Richtungen — die jedesmal von einem letzten Wendepunkte ausgehen — möglich und zulässig. Wir müssen deshalb unser hier in Rede stehendes Prinzip in einem allgemeinen und in einem speziellen Sinne verstehen: nämlich erstens in Bezug auf sämtliche Äußerungen und Gestaltungen des Lebens überhaupt, und zweitens in Bezug auf eine bestimmte Art oder Gattung derselben.[2] Es soll nun die Aufgabe des nächsten Abschnittes sein, das aristokratische Prinzip und den Aristokratismus ganz im allgemeinen, in der gesamten Natur, zu verfolgen, ohne dabei auf eine bestimmte Art oder Gattung besondere Rücksicht zu nehmen. Erst im dritten Abschnitt wird eine solche, und zwar die für uns wichtigste von allen, der Mensch näher in Betracht gezogen werden.

---

[1] Hiermit soll nicht gesagt sein, daß die ursprüngliche, (von der besondern Beschaffenheit des Urkeimes abhängige) Anlage für alle Organismen gleich gewesen ist. Wir werden im nächsten Abschnitt hierauf zurückkommen.

[2] Daß es innerhalb der verschiedenen Gattungen (speziellen Richtungen) auch eine Gattung, bezw. Ordnung geben kann, die bez. des Aristokratismus am höchsten steht, ist selbstverständlich.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Das aristokratische Prinzip in der Natur.

Erstes Kapitel.

Unter dem so vielfach gebrauchten und mißbrauchten Worte „Natur" soll hier die jedesmalige, besonders die jetzige Beschaffenheit unseres Planeten mit dem (unorganischen und organisierten) Leben auf demselben verstanden werden, soweit dieses rein sich selbst überlassen ist, durch keine absichtliche Thätigkeit des Menschen beeinflußt wird. Es ist mithin aus diesem Leben alles das auszuschließen, was nur mehr oder minder künstlich (durch menschliche Absicht) zu einer Äußerung der ihm in früheren Bildungsepochen unseres Planeten eigentümlichen Lebensthätigkeit gebracht werden könnte, für gewöhnlich aber, eben in dem jetzigen sogen. natürlichen Zustande diese Lebensäußerung ein für allemal abgeschlossen hat. Dazu gehören z. B. alle unter rein natürlichen Einflüssen chemisch unveränderlichen und unveränderten Minerale, Felsarten, Metalle ꝛc. ꝛc., wobei selbstverständlich von sogen. physikalischen (mechanischen) Veränderungen abgesehen werden muß. Es sind in dem jetzigen Entwickelungszustande unseres Planeten dies meistens diejenigen Stoffe, chemischen Verbindungen ꝛc., die auch an dem organischen Leben keinen eigentlichen Anteil nehmen d. h. keinen wesentlichen Bestandteil eines organischen Körpers ausmachen: vor allem nicht durch das Wasser und atmosphärische Einflüsse umgestaltet werden können. Sie repräsentieren gleichsam im Gegensatz zum lebendigen Dasein das tote: d. h. stehen außerhalb des Kreislaufs alles Werdens (Entstehens, Vergehens und Wiederentstehens)

Digitized by Google

auf[1] (nicht in) unserem Planeten. Wenn man sich erinnert, was im ersten Abschnitt in Bezug auf die Temperatur als unerläßlichste Vorbedingung jeder Lebensthätigkeit ausgemacht worden ist, so würde also aus dem jetzigen Kreislauf des Werdens (aus dem jetzigen Naturleben) alles ausgeschlossen sein, was nur außerhalb der Grenzen der jetzt auf unserem Planeten herrschenden Temperatur zu einer Lebensäußerung, einer Selbstthätigkeit, im stande wäre.

Faßt man nun alle unter den gegenwärtigen Umständen in der Natur entstehenden und bestehenden Einzelgestaltungen und zugehörigen Regungen, Bewegungen des Lebens zusammen, so hat man eben das Naturleben: das größte einheitliche Lebensganze, welches unserer unmittelbaren Erfahrung zugänglich ist. Dieses in allen seinen Teilen geordnete Ganze, dieser Kosmos ist jedoch nur ein verschwindend kleiner Teil gegen jenen Kosmos, jenes ewige und unendliche (zeitlich und räumlich unbegrenzte) Gesamtleben im Weltall.

Unser Planet verhält sich zu dem System von Weltkörpern mit der Sonne als Mittelpunkt, dem er angehört, bekanntlich wie der Teil zu seinem Ganzen, und dieses Ganze hat wieder ein ähnliches Verhältnis zum gesamten Universum mit einer Centralsonne als Mittelpunkt. Umgekehrt werden wir später erörtern, wie auch das engere individuelle Leben auf unserem — (oder einem in Hinsicht auf sein Verhältnis zur Sonne diesem ähnlichen) — Planeten, sowohl im allgemeinen als im besonderen ein System, ein einheitlich geordnetes Ganze (Kosmos) bildet: nur nennt man hier die Teile gewöhnlich: „Glieder“ und das Ganze: „Körper,“ „Individuum,“ „Organismus“ ꝛc., — mag man dabei an ein einziges Individuum oder an einen einheitlichen Verband von Individuen (Familie, Volk ꝛc.) denken. Das Leben bleibt sich eben überall, im größten wie im kleinen und kleinsten, sofern es nur ein mehr oder minder selbständiges ungeteiltes Ganze (Individuum) bildet, im

[1] In unserem Planeten mögen noch jetzt Vorgänge stattfinden, die auf der Oberfläche nur in den frühesten (unorganischen) Entwickelungsstadien möglich waren.

Digitized by Google

wesentlichen gleich, identisch. So z. B. besteht jede Art von Lebensbethätigung sowohl in Bezug auf das Planetensystem, wie auf den Planeten, auf das allgemeine Naturleben, wie auf den besonderen Organismus, in einem Kreislauf den bildenden und zersetzenden Thätigkeit.[1] Als die allerntersten, gleichsam rohesten Stufen der Bildung und Zersetzung kann man die gegenseitigen Lageveränderungen der Teile eines zusammengehörigen Massenkomplexes (infolge von Anziehungs- bezw. Abstoßungskräften vor sich gehend) ansehen. Man nennt hier die Anziehung gewöhnlich Gravitation und die Abstoßung muß irgendwie mit der Temperatur, jenem bestimmten Intensitätszustand gewisser Kraftformen zusamenhängen. Wenigstens kann man beobachten, daß mit der Zunahme der Temperatur die Abstoßung, mit der Abnahme derselben die Anziehung in einem bestimmten Verhältnis zunimmt, und daß jede Neubildung — gleichgültig auf welcher Stufe — einen bestimmten Temperaturgrad voraussetzt.

Bekanntlich will die mechanistische Weltanschauung auf diese einfachsten Funktionen der Anziehung und Abstoßung der Materie alle Veränderungen im Weltall, in der Natur und in uns selbst zurückzuführen. Das hieße aber das Leben nur auf der allerntersten Stufe, nur in der allerrohesten Form anerkennen und alle höheren Bethätigungsformen desselben leugnen. Schon auf der unorganischen Stufe der chemischen Verbindungen reicht die Anziehung und Abstoßung schlechtweg nicht mehr zur Erklärung aus: man muß hier schon eine Anziehung und Abstoßung nach eigentümlicher Auswahl (sogen. Wahlverwandtschaften, Affinitäten ꝛc.) zu Hilfe nehmen. Muß also schon von vornherein die nackte Anziehungs- und Abstoßungstheorie ein wichtiges Moment vernachlässigen, so treten nun gar später auf den höhern Stufen so viele neue, vorher nicht berücksichtigte Momente hinzu,

[1] In Bezug auf einen Organismus nennt man diesen Kreislauf bekanntlich Stoffwechsel.

Digitized by Google

daß die Kette der unbeantworteten Fragen in jenem Falle gar nicht abreißt. Es ist eben, wie schon früher bemerkt, nicht möglich, das Leben auf einen bloßen (toten) Mechanismus zurückzuführen, ohne es gerade in seinem eigensten Wesen zu verleugnen. Alle Versuche hierzu sind ebenso vergeblich wie unnütz. Es muß immer ein fruchtloses Bemühen bleiben, ein richtiges Bild von dem Ganzen erhalten zu wollen, ohne sämtliche integrierenden Bestandteile in Betracht zu ziehen. Man gleicht, wie schon erwähnt, in diesem Falle gewissermaßen einem Baumeister, welcher aus einem vorhandenen Grundriß ohne Zuhilfenahme eines sogen. Aufrisses, Modelles ꝛc. sich ein richtiges Bild von einem in Frage stehenden Bauwerk machen wollte. Dabei ist es in Bezug auf das Leben gar nicht so schwierig, sich ein richtiges Bild von seinem gesamten Wesen (der Welt) zu machen, denn jedes Individuum, jedes einheitliche, wenn auch noch so kleine Ganze kann die Stelle eines solchen Modells vertreten, ist ein verkleinertes Abbild jenes großen Ganzen, und zwar ein um so vollständigeres und besseres, je höher die Entwickelungs- oder Bildungsstufe desselben ist. Vor allem sind wir also selbst, unser innerstes Wesen am meisten dazu geeignet, ein derartiges Modell abzugeben. Man hat bis jetzt in dieser Beziehung gleichsam den Wald vor den vielen Bäumen nicht gesehen, indem man eher alle andern Standpunkte für die Erklärung der Welt, nur nicht diesen natürlichsten und besten gelten ließ. Eine nach gewissen Gesetzen der Ästhetik und Analogie anticipierende Phantasie — sofern sie nur nicht von dem exaktwissenschaftlichen Grundriß abweicht und sich nicht wüsten Ausschweifungen überläßt — ist in Bezug auf die richtige Erkenntnis der Welt und des Lebens mitunter glücklicher, als der allzu scharf analysierende und kritisierende Verstand des Spezialforschers, der aus dem Hundertsten ins Tausendste kommt, und zuletzt das Ganze oft genug nahezu vollständig aus dem Auge verliert.

Das Leben ist also, um hier noch einmal an etwas bereits früher Gesagtes zu erinnern, auf allen Stufen der Äußerungen dem (unsichtbaren) Wesen nach eins, identisch; den (sichtbaren) Re-

Digitized by Google

sultaten (Gestalten) nach aber — je nach Umständen (Temperatur ꝛc.) mehr oder minder verschieden und zerfällt daher eben in jene Hauptstufen: Abteilungen, Klassen, Ordnungen ꝛc. und Nebenbezw. Zwischenstufen: Gattungen, Familien, Arten ꝛc. Sie bilden zusammen von den einfachsten unorganischen Verbindungen bis hinauf zu dem kompliziertesten Organismus des Menschen mit seinen bewußten Vorstellungen und Gedanken jene im ersten Abschnitt noch näher charakterisierte Stufenleiter von eigentümlichen Formen und Gestalten und zwar bedeutet, um auch dies noch einmal anzudeuten, jede Sprosse nach aufwärts eine Steigerung und Komplikation des Lebensgehaltes, nach abwärts das Umgekehrte: eine Verringerung und Vereinfachung desselben. Geht nun eine Bildung und Umbildung (Entwickelung) an dieser imaginären Leiter immer aufwärts und erreicht auf jeder Stufe seine Vollendung in der Schönheit, so ist eben das aristokratische Prinzip das uneingeschränkt herrschende. Dies ist in der Natur — wie sie nun einmal ist — entschieden nicht immer und überall ununterbrochen der Fall gewesen, denn sonst würde nicht jede Stufe so viele verkrüppelte und verkümmerte Äußerungen und Gestaltungen aufweisen. Man kennt auf der unorganischen Stufe verhältnismäßig wenig vollkommen rein und schön ausgeprägte Formen (z. B. Krystalle), und ähnliches kann man von den Organismen bezw. deren Körpergestalt und zugehörigen Lebensregungen behaupten. Denn erstere sind bekanntlich nicht immer oder eigentlich nur selten vollkommen schön (symmetrisch und entsprechend harmonisch) und letztere geben gewöhnlich nicht vollkommen glatt und elegant, mit vollendeter Anmut, Grazie ꝛc. (rhythmisch bezw. harmonisch) vor sich. Da nun aber, wie schon bemerkt, das eigentliche Lebensprinzip, wo es frei und ungehindert zur Geltung kommen kann, mit dem aristokratischen identisch ist, so kann der Grund für diese Thatsache nicht in dem innersten Wesen des Lebens selbst, sondern nur in ungünstigen äußeren Umständen seiner Bethätigung (Konflikten, Widerständen; Mangel an Mitteln im weitesten Sinne ꝛc.) gesucht werden. Wir haben demnach diese äußeren Umstände, die für alle Lebenserscheinungen, besonders aber für die höheren

Digitized by Google

und höchsten Stufen von Wichtigkeit sind, näher in Betracht zu ziehen. — Zunächst müssen wir jedoch einige allgemeinere Bemerkungen vorausschicken.

2. Die erste Äußerung des Lebens im Universum, soweit sie sich überhaupt zurückverfolgen läßt, muß in gewissen lokal und zeitlich bestimmten und bedingten Teilen desselben, welche später ein sogen. Planetensystem (mit einer Sonne als Mittelpunkt) ausmachten, gesucht werden. Auch muß hierfür ein Urzustand angenommen werden, in welchem alle zu einem solchen System gehörigen Weltkörper noch nicht existierten. Dieser Zustand ist bezügl. seiner Gleichartigkeit gewissermaßen mit demjenigen eines soeben gelegten Eies zu vergleichen, aus dem nach Ablauf einer bestimmten Zeit unter bestimmten Umständen (Temperatur ꝛc.) ein Junges hervorgeht. In der That, wenn man sich an das erinnert, was bezügl. der Temperatur als unerläßlichste Bedingung alles und jeden Lebens im ersten Abschnitt ausgemacht worden, so ist dieser Vergleich — so grotesk er auch erscheinen mag — wirklich in vielen Beziehungen zutreffend und hat vielleicht sogar eine etwas mehr als bloß metaphorische Bedeutung. Der minimale Bruchteil des Lebens, der sich in diesem Ei offenbart, ist vielleicht ebenso gut ein verkleinertes Abbild jenes großen allgemeinen Ganzen, wie das gesamte Naturleben auf unserem Planeten unseres Systems. Wie nämlich in dem so gleichartigen Eiweiß und Dotter die verschiedenen Stoffe, aus denen der spätere Organismus zusammengesetzt ist, noch nicht vorhanden sind, sondern sich erst im Laufe der Zeit bilden und nach einem bestimmten Plane zusammenschließen, gleichsam herauskrystallisieren, — so muß auch jener Zustand gewisser Teile des Universums zu irgend einer Zeit (die sich freilich z. B. auf unseren Planeten und unsere Sonne bezogen, und von jetzt aus gerechnet jedenfalls nach unabsehbaren Milliarden von Jahrtausenden bemißt) — als ein solcher vorgestellt werden, wo eine Verschiedenheit, eine Differenz der Stoffe, wie wir sie jetzt durch

Digitized by Google

die Chemie kennen und folglich ein Leben noch nicht vorhanden war. Der fragliche Zustand darf indessen ebenso wenig wie der entsprechende des Eies mit dem Chaos der Alten verglichen werden, sondern man muß sich denselben offenbar derartig typisch vorgebildet denken, daß das gesamte Leben mit allen seinen verschiedenen Äußerungen und Gestaltungen daraus ebenso unfehlbar hervorgehen konnte, wie aus jenem Ei der betreffende Organismus. Als ein vollkommener Gleichgewichtszustand ist er natürlich auf keine Weise denkbar, denn sonst müßte er ja noch als ein solcher bestehen und könnte sich niemals geändert haben.

Indessen, es kommt uns hier gar nicht darauf an, dies alles noch weiter zu erörtern. Es sollte dies nur vorausgeschickt werden, um das sofort Folgende in dem richtigen Lichte erscheinen zu lassen. Wenn man sich nämlich den soeben angedeuteten Zustand vergegenwärtigt, aus dem das Leben auf unserem Planeten wie ein Drama mit Vorspiel, Hauptakten, Scenen, Auftritten, Personen ꝛc. hervorgegangen sein muß, so scheint es, als ob in diesem Schauspiel — das hier in des bekannten Schiller'schen Worts verwegenstem Sinne „die Welt bedeutet" — gar nicht jene (vorher, als ungünstige äußere Umstände erwähnten) Konflikte, Widerstände ꝛc. möglich wären, da ja eben von vornherein für alles zum glatten Ablauf Notwendige in derselben ausgiebigen Weise gesorgt ist, wie in jenem Ei. In der That, es können Konflikte, Widerstände, günstige oder ungünstige Umstände (außer der entsprechenden Temperatur) bei einer Entwickelung des Lebens gar nicht in Frage kommen, wenn man diese Entwickelung auf ein vollkommen selbständiges, von außen abgeschlossenes Ganze bezieht. Denn von diesem Gesichtspunkte aus erscheint alles Einzelne als ein notwendiges Produkt des Ganzen, als Resultat ein und desselben einheitlichen Kausalnexus, und es wäre ein Widerspruch in sich selbst, also ein Unding, wenn dieses Ganze sich selbst Konflikte, Widerstände ꝛc. im Verlauf seiner zeitlichen Entwickelung bereitete. In Bezug auf das Ganze und für das Ganze muß hierbei demnach alles glatt und schön ablaufen; nicht so aber in

Digitized by Google

Bezug auf das Einzelne und für das Einzelne. Das Leben hat nämlich das Eigentümliche, daß es nicht bloß als Ganzes, sondern auch als Teil eines solchen, so viel als möglich selbständig, ebenfalls als Ganzes existieren will. Jeder Teil, jedes Individuum in des Wortes weitestem Sinne, ist eben ein mehr oder minder vollständiges Abbild des Ganzen, des Gesamtlebens, und hat unter günstigen Umständen das Bestreben, dies immer noch mehr zu werden. Wie viel, oder wie wenig ein Individuum ein Abbild des Ganzen ist, hängt nicht immer von der Menge der Masse, sondern von einer eigentümlichen Beschaffenheit und Zusammensetzung derselben ab, die es eben in gewissem Grade und Maße zu einem eignen Kausalnexus, einem Kosmos für sich macht. So z. B. kann ein mikroskopisch kleiner Organismus in dieser Beziehung mehr dem allgemeinn Lebensganzen ähnlich sein, als ein ungeheurer Klumpen gleichartiger Materie, der vielleicht ein nicht geringer Bruchteil eines Planeten ist.

Da nun aber innerhalb eines abgeschlossenem Lebensganzen nicht bloß ein einziges selbständiges Individuum — wie in jenem Ei — sondern eine ungeheure Anzahl von solchen ein und dasselbe Ziel, — die höchste Entwickelungsstufe des Lebens — zu erreichen strebt, — die Mittel dazu aber in dem abgeschlossenen Ganzen begrenzt sind: so entstehen für die Individuen, — nicht aber für dieses Ganze — jene vorher erwähnten Konflikte, Widerstände ꝛc., die als günstige oder ungünstige Umstände die Vervollkommnung und Verschönerung der Einzelwesen beeinflussen: die Ausprägungen unseres aristokratischen Prinzips fördern oder hindern können. Wenn jener glatte Ablauf des Lebens für das Ganze und diese Konflikte, Mängel, Widerstände ꝛc. für die Einzelwesen nicht mit einander vereinbar vorkommen, möge folgendes beachten. Vom Monde aus gesehen würde die Oberfläche unserer Erde, gerade wie von uns aus die des Mondes, als eine vollkommen runde, glatte Scheibe, und in etwas kürzerer Entfernung als eine ziemlich regelmäßige Kugelfläche erscheinen: während sie, ganz in der Nähe betrachtet, doch erhebliche Risse, Sprünge, Höhen und Tiefen zeigt. Ähnlich ist es mit jedem anderen einheitlichen Lebensganzen, mag

Digitized by Google

dasselbe auf noch so hoher oder noch so niedriger Stufe stehen. So z. B. ist es bez. des engern Lebens auf unserem Planeten ein ähnlicher Unterschied, ob man dasselbe zeitlich oder räumlich gleichsam durch die Vogelperspektive ansieht, oder mitten darin steht. Vom ersteren Standpunkte aus erscheint alles vollkommen glatt und schön abzulaufen, sich rhythmisch, symmetrisch und entsprechend harmonisch zu äußern und zu gestalten. Alle großen und kleinen Unebenheiten des Einzellebens verschwinden dabei ganz, vorausgesetzt nur, daß man den Standpunkt zeitlich oder räumlich hinreichend entfernt gewählt hat: derart, daß gewissermaßen nur das Ganze, die großen und allgemeinen Züge im Nacheinander oder Nebeneinander hervortreten. Etwas anderes läßt aber der letztere Standpunkt wahrnehmen. Hier scheint oft alles in einem chaotischem Wirrwarr durcheinander zu gehen und nicht im mindesten Rhythmus, Symmetrie und entsprechende Harmonie im Nacheinander und Nebeneinander aufzuweisen. Und doch hat man beidesmal ein und dasselbe, nur ein verschieden großes Stück davon gesehen. Das erste mal sah man gleichsam durch ein Teleskop und deshalb ein ziemlich großes, das andere mal gleichsam durch ein Mikroskop und deshalb ein verschwindend kleines Stück ein und desselben Ganzen.

Jene Gunst oder Ungunst der äußern Umstände existiert also nur für eine individuelle Bethätigung des Lebens; und zwar ist die Konstellation derselben im Sinne des aristokratischen Prinzips um so günstiger zu nennen, je mehr unter deren Einfluß es einem Individuum (oder individuellem Verband) gelingt, seinen Lebensgehalt zu steigern und zu vermehren, ohne an Einheit und Ordnung (Rhythmus, Symmetrie und Harmonie) einzubüßen. Umgekehrt muß jene Konstellation in demselben Sinne um so ungünstiger genannt werden, je mehr sie dazu angethan ist, entweder die Steigerung und Vermehrung des Lebensgehalts zu verhindern bezw. denselben herabzusetzen (Mangel) — oder die Form, die Einheit, Ordnung, den Zusammenhalt der Teile und damit die Individualität selbst zu gefährden bezw. zu zerstören (Überfluß). Ersteren

Digitized by Google

(ungünstigen) Falls bleibt das Individuum auf der einmal erreichten Stufe stehen, bezw. fällt von derselben herab, — letztern Falls muß das Individuum seine Individualität mehr oder minder preisgeben. Beides ist der Entwickelung nach aufwärts hinderlich und also dem aristokratischen Prinzip entgegen. Die Vermehrung des Lebensgehalts hat demnach ihre Grenze an der möglichen Zerstörung der Einheit und Ordnung. Das Individuum muß deshalb in demselben Maße und Grade seine Organisation verbessern, als es seinen Gehalt vermehrt, — wenn seine Entwickelung immer aufwärts gehen soll. So repräsentiert das größte unserer unmittelbaren Erfahrung zugängliche Lebensganze, — jenes vorher erwähnte Naturleben — zwar den meisten, (extensiv größten) aber — wegen der sehr lockern Beziehungen zwischen seinen integrierenden Bestandteilen — den am wenigsten koncentrierten (intensiv kleinsten) Lebensgehalt. Umgekehrt besitzt das einzelne Atom zwar die ausgeprägteste Individualität: ist unteilbar, unzerstörbar und eigenartig in des Wortes absoluter Bedeutung, — repräsentiert aber auch den geringsten Lebensgehalt. In der Mitte zwischen der ausgeprägtesten Individualität der Atome und dem lockern einheitlichen Verband eines größern allgemeinen Lebensganzen stehen die Individuen in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes. Es sind dies die selbständigen Moleküle, und weiterhin die selbständigen Organismen von der einfachsten Monere[1] bis zum kompliziertesten Menschen. Dieser letztere vertritt beides: die größtmögliche Extensität, (Mannigfaltigkeit) neben der größtmöglichen Intensität, (Konzentration) des Lebensgehalts und ist deshalb eben die höchste Stufe des allgemeinen Aristokratismus in der Natur. —

Das Wesentliche des sog. Organismus und der Organisation überhaupt besteht in der einheitlichen Anordnung der Teile eines Ganzen und in der (dadurch möglich werdenden) bessern Be-

[1] Ein durchaus gleichartig (undifferenziert) erscheinendes Protoplasmaklümpchen ungefähr von der Zusammensetzung der Eiweißkörper, welches noch nicht einmal den Formwert einer Zelle hat.

Digitized by Google

herrschung dieser Teile durch das Ganze. Insofern nun das Leben in jedem Individuum selbst auf den untersten Stufen der Entwickelung in gewissem Grade und Maße eine solche Organisation erkennen läßt — man erinnere sich an die symmetrische und bez. harmonische Anordnung der Teile eines Krystalles — so kann man kaum von Anorganen und Organismen, sondern eigentlich nur von niederer oder höherer Organisation sprechen. Das Leben muß eben, wenn es aus der Allgemeinheit gleichsam heraustreten, sich *individualisieren* will, — welches Bestreben es ja überall nach Maßgabe der Entwickelungsstufe des Allgemeinen zeigt — von selbst darauf bedacht sein, mit der Vermehrung des jedesmaligen individuellen Gehalts die Ordnung der partiellen Träger desselben zu verbessern, und so gelangt es ganz allmählich, ohne irgendwo einen Sprung zu machen, auf die erst eigentlich *organisiert genannte* Stufe der Pflanzen und Tiere. Es ist dies von dem Wesen des Lebens ebenso unzertrennlich, wie irgend etwas anderes.

Die *Organisation* des Lebens ist also in gewissem Sinne die *Folge der Individualisation* und die Verstärkung der letztern hält denn auch im allgemeinen mit der Verbesserung der ersteren gleichen Schritt. Beide beginnen da und dann, wo und wann der Entwickelungszustand des jedesmaligen Ganzen (allgemeinen) dieses erlaubt, d. h. die unerläßlichen Vorbedingungen dazu in dessen Zustand vorhanden sind. Die weitere Entwickelung der Individuen muß daher auch zuerst *parallel* mit der Entwickelung des Ganzen vor sich gehen: die Individuen stehen anfangs ganz und gar unter dem Einfluß des Ganzen, sind diesem gegenüber fast völlig machtlos. Je weiter sich aber das individuelle Leben im Sinne des aristokratischen Prinzips entwickelt, je mehr es seinen Gehalt steigert und vermehrt, desto *mächtiger, stärker*, und infolgedessen desto *unabhängiger, freier* wird das Individuum dem Gesamtleben gegenüber: wenn es auch selbstverständlich diesem stets mehr oder minder unterworfen bleiben muß. *Auf der tierischen Stufe erlangt es eine in gewissem Sinne freie, selbständige Bewegung und Entwickelung.* Jedes

Digitized by Google

Individuum vertritt hier gewissermaßen einen eignen Kausalnexus, einen Kosmos für sich, der in vielen Beziehungen von dem in dem umgebenden Ganzen herrschenden verschieden ist und bekanntlich „Wille“ heißt. Derselbe erlangt auf der höchsten Stufe, dem Menschen, eine solche Bethätigungsmacht, ein derartiges Unabhangigkeitsbewußtsein dem Ganzen gegenüber, daß man sich ja bekanntlich vermessen hat, ihn für absolut frei zu erklären. Wenn dies auch freilich nur eine aus Eitelkeit und Unwissenheit hervorgegangene übertriebene Behauptung, gewissermaßen eine Renommage, oder mindestens eine poetische Hyperbel ist, so läßt doch die Thatsache, daß diese Annahme überhaupt auftauchen konnte, darauf schließen, welchen Grad von Unabhängigkeitstendenz das individuelle Leben dem Gesamtleben gegenüber hat.

Jener Parallelismus zwischen der Entwickelung des individuellen und der des betreffenden mehr oder minder abgeschlossenen Gesamtlebens existiert vorzugsweise in dem Falle, in welchem das individuelle Leben auf den Ort seiner spontanen Entstehung in diesem Ganzen beschränkt bleibt. So lange hier die von dem Ganzen abhängige Konstellation von äußeren Umständen der Steigerung und Vervollkommnung des individuellen Lebens günstig ist, wird die Entwickelung desselben aufwärts gehen. Sobald aber diese Konstellation mehr oder minder plötzlich — durch gewisse etwa von einem größern, Ganzen ausgehende Störungen — im ungünstigsten Sinne verändert wird, muß die einmal begonnene höhere individuelle Entwickelung langsam oder rasch abwärts gehen, bezw. vernichtet werden, wenn die Individuen nicht bereits so viel freie Bewegung (im weiteren Sinne) erlangt haben, um sich aus diesen ungünstigen Verhältnissen eigenmächtig in günstigere zu versetzen. Da letzteres auf den untersten und unteren Stufen des individuellen Lebens nicht vorausgesetzt werden kann, so bestimmt eben hier die besondere Beschaffenheit der äußern Umstände einzig und allein die besondere (nicht allgemeine) Richtung, in der sich die Individuen entwickeln werden.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

1. Was im Vorhergegangenen ganz allgemein „äußere Umstände der individuellen Lebensbethätigung" genannt wurde, ist — etwas spezieller formuliert — die Summe der in dem Zustand des jedesmaligen Allgemeinen begründeten (materiellen und andern) Vorbedingungen für die Entstehung, den Bestand und die Weiterentwickelung des Einzellebens. Die allererste (nicht materielle) Vorbedingung im Zustand des betreffenden Ganzen haben wir schon früher als einen bestimmten Intensitätszustand gewisser Kräfteformen (Wärme, Licht ꝛc.) erkannt und nach dem Maßstabe der Wärme bemessen als Temperatur bezeichnet. So lange dieselbe — von lokalen und periodischen Schwankungen abgesehen — im Mittel als konstant anzusehen ist, — welcher Zeitraum vielleicht viele Jahrtausende umfassen kann — bestimmt sie eine Entwickelungsepoche d. h. den Umfang und das allgemeine Wesen jenes vorher angedeuteten Kreislaufs des Werdens: des Entstehens, Bestehens, Vergehens und Wiederentstehens aller Einzelwesen. Dieser große Kreislauf der bildenden und zersetzenden, der schaffenden und zerstörenden Lebensthätigkeit ändert mit der Abnahme jener Temperatur seinen Formen- und Gestaltenwechsel nach Zahl, Art, Weise ꝛc. ganz allmählich aber beständig, wenn die Änderung auch erst am Schlusse einer viele Jahrtausende umfassenden Epoche erheblich in die Augen fallen mag. In jeder dieser Epochen bringt die bildende Lebensthätigkeit bestimmte Arten ꝛc. materieller Gestalten; die zersetzende bestimmte Formen von Bewegungen derselben hervor. Wenn nun diese jedesmalige Zersetzung der Gestalten immer und überall vollständig wäre, sodaß die bildende Thätigkeit ihr Werk immer wieder von vorn anfangen müßte, so würde sie niemals und bei keinem Individuum eine höhere Stufe erreichen. Indem aber die Individuen gewöhnlich nicht vollständig — bis auf die überhaupt unzer-

Digitized by Google

störbaren Atome — zersetzt werden, und immer eine größere oder geringere Anzahl von Individuen einen bestimmten Rest ihrer Individualität durch alle Zerstörung hindurch retten, vermag die bildende Thätigkeit auf diesem Rest wie auf einer bereits vorhandenen Grundlage weiter zu bauen. Es braucht also die bildende Thätigkeit nicht in allen Fällen ihr Werk wieder von vorn anzufangen, und dadurch wird es eben möglich, mit der Zeit eine höhere Stufe zu erreichen. Jene Teile des Individuum, welche von der Zerstörung gerettet werden, sind sogar mitunter derartig beschaffen, daß die bildende Thätigkeit hieraus in verhältnismäßig kurzer Zeit das frühere Individuum wiederaufbauen und so das vorher unterbrochene Werk ohne weiteres fortsetzen kann. Der verhältnismäßig raschere Aufbau wird nämlich dadurch ermöglicht, daß diejenigen Individuen, — welche allerdings weiter als bis auf jenen bestimmten Rest, aber doch nicht bis in die letzten Atome zersetzt wurden, — ein bequemes (mehr oder minder vorgebildetes) Baumaterial liefern können. Dieses Moment erlangt auf den höhern Stufen des individuellen Lebens eine ganz hervorragende Wichtigkeit und heißt hier bekanntlich Nahrung und der entsprechende Vorgang Ernährung. Im weitesten (für alle Lebensstufen giltigen) Sinne umfaßt also der Begriff Nahrungsmittel (Bildstoff, Plasma) sämtliche nicht vollständig zersetzten, irgendwie bereits vorgebildeten Stoffe: mögen dieselben nun organischer oder unorganischer Natur sein. Jeder derselben ist ein mehr oder minder vorgeschrittenes Resultat der bildenden Lebensthätigkeit, repräsentiert deshalb auch eine bestimmte (größere oder geringere) Summe potentieller Energie (Spannkraft), die durch seine Zersetzung jedesmal frei werden und bekanntlich in beliebige Formen von Bewegung (Wärme, Licht, Ortsveränderung ꝛc.) übergehen muß.

Diejenigen Teile eines Individuum, welche eine derartige Beschaffenheit haben, daß im Falle der Lostrennung von dem einheitlichen Ganzen eine bloße Ernährung (Heranziehung von geeigneten Stoffen) genügt, um ein dem Ganzen ähnliches Individuum entstehen zu lassen, sind gewissermaßen verkleinerte Abbilder (Baupläne)

Digitized by Google

des Individuum, von dem sie jedesmal herstammen und verhalten sich demnach zu diesem ihrem entsprechenden Lebensganzen eben so, wie sich die ausgebildeten Individuen wieder zu ihrem, d. h. demjenigen größern Lebensganzen verhalten, welches die Entstehung und Entwickelung dieses individuellen Lebens veranlaßt hat. Beide verkleinerte Abbilder haben auch das Gemeinschaftliche, daß sie erst dann entstehen, wenn das betreffende Ganze, das Individuum oder das Gesamtleben einen bestimmten Entwickelungszustand erreicht hat. Man nennt diese Vorgänge mit Bezug auf die höher organisierten Stufen des Lebens bekanntlich Zeugung: und zwar Urzeugung mit Bezug auf das erste Hervorgehen aus dem allgemeinen Lebensganzen, und Wiedererzeugung mit Bezug auf das Hervorgehen aus dem betreffenden Individuum. Vielleicht, ja wahrscheinlich, ist jede Wiedererzeugung nur ein abgekürztes Verfahren der Urzeugung und jener bekannte Streit über die sog. generatio aequivoca durchaus müßig, überflüssig. Die Wiedererzeugung kann einfach deshalb so ungleich schneller vor sich gehen, weil sie unter ungleich günstigern Umständen (Ernährung, Schutz gegen Störungen ꝛc.) erfolgt: sie ist aber im Grunde genommen kein geringeres, vielleicht nicht einmal ein wesentlich anderes Wunder als die Urzeugung. Auf den allerunterſten Stufen des individuellen Lebens und wohl auch noch bei den primitivſten Organismen fallen beide vielleicht mehr oder minder mit der Ernährung im weiteſten Sinne zusammen: die bildende Thätigkeit hat sich hier jedenfalls noch nicht irgendwie erheblich in die beiden, später immer gesonderten Funktionen: „Ernährung“ und „Fortpflanzung“ abgezweigt. Die Erzeugung selbständiger, den ursprünglichen ähnlicher Individuen geschieht denn auch selbst noch bei den niedrigſten Organismen einfach infolge einer (durch günstige Ernährung bewirkten) freiwilligen Teilung, bezw. durch gewaltsame Ablösung irgend eines oder mehrerer (fast ganz gleichgültig welcher) Teile des betreffenden Individuum und durch sofortiges selbständiges Weiterwachsen derselben. Erst auf den höhern Stufen sondern sich Ernährung und Erzeugung immer mehr von einander ab, werden immer mehr von einander

Digitized by Google

verschieden und immer weniger direkt von einander abhängig: ohne jedoch jemals vollkommen unabhängig von einander zu werden.

Die bildende Thätigkeit vermag aber nicht bloß aus gewissen Teilen ein und desselben Individuum ein diesem ähnliches durch einfache Heranziehung von Bildstoffen in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erzeugen, sondern sie kann auch eben solche Teile zweier (auf den allerunterſten Stufen vielleicht auch mehrerer) nicht allzusehr von einander verschiedener Individuen zu einem Grundstock kombinieren. Durch dessen weiteres Wachstum wird dann ein selbständiges Individuum erzeugt, welches die Eigenschaften jener verschiedenen Individuen in gewissem Grade und Maße vereinigt. Wenn jedesmal bestimmte Teile von zwei eigens dazu organisierten Individuen — ungefähr derselben Art — sich zu einem Ganzen kombinieren, nennt man den Vorgang bekanntlich: geschlechtliche Zeugung, und jene bestimmten Teile: „Zeugungsprodukte“ (Ei und Sperma). Dieses Moment tritt erst auf den höhern Stufen deutlicher hervor und ist das wichtigste und eigentlichste Beförderungsmittel der Steigerung und Vervollkommnung des individuellen Lebens. Es wird nämlich auf diese Weise möglich, die Resultate der bildenden Lebensthätigkeit nicht bloß einfach zu summieren, — wie bei der Ernährung — sondern in gewissem Sinne zu multiplizieren, bezw. potenzieren und so den Entwickelungsgang noch viel mehr zu beschleunigen, als dies ohnehin schon in bedeutendem Grade durch die einfache Ernährung (Stoffanziehung in vorgebildeter Form) ermöglicht wird.

Indem nun aber die Möglichkeit der raschen Wiedererzeugung und der darauf folgenden sofortigen Weiterentwickelung der Individuen letzten Endes von der Möglichkeit der Ernährung abhängt, so gehört alles, was hierzu direkt oder indirekt gerechnet werden muß, zu den vorher erwähnten materiellen Vorbedingungen der individuellen Lebensbethätigung. Je höher letztere organisiert ist, desto höher vorgebildet muß auch im allgemeinen die aufzunehmende Nahrung sein. Doch herrscht in Bezug hierauf insofern kein strenges Gesetz, als die Menge der Nahrung die Qualität derselben in gewissen

Digitized by Google

Fällen und innerhalb gewisser Grenzen *ersetzen* kann. Diese materiellen Vorbedingungen können aber nur durch den Zerfall gewisser Individuen zu Gunsten anderer erfüllt werden; und, da jedes Individuum über kurz oder lang der Zersetzung anheimfällt, — denn die zersetzende Thätigkeit gehört eben so gut zum Wesen des Lebens wie die bildende, — so sind diese Vorbedingungen auch überall, wo individuelles Leben einmal begonnen hat, vorhanden. Ebenso: da das allgemeine Lebensganze schon dafür sorgt, daß immer neue Individuen in den jedesmaligen Kreislauf des Werdens hineingezogen werden, so gestalten sich die materiellen Vorbedingungen mit der fortschreitenden Entwickelung des Ganzen auch *immer günstiger* für die bereits höher entwickelten Individuen, wenn sie auch nicht für jedes einzelne *gleich* günstig sein können. Im großen und ganzen wird deshalb die Entwickelung der Individuen stets aufwärts gehen. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß sie zeitweilig und für einzelne Gruppen stagniert, niedergeht, ihre ursprüngliche Tendenz verliert, oder durch den Tod sämtlicher Vertreter ganz erlischt. Wir werden hierauf noch später zurückkommen.

2. Die Thatsache, daß kein einziges Individuum, selbst wenn es vor der gewaltsamen Zerstörung durch das Ganze oder durch andere Individuen gesichert ist, dennoch stets der individuellen Vernichtung — bekanntlich *Tod* genannt — anheimfällt, bedarf einer besondern Überlegung. Es ist nämlich nach den gewöhnlichen Naturgesetzen, soweit sie uns bekannt sind, kein plausibeler Grund abzusehen, warum ein Individuum *stets*, — selbst unter den günstigsten Existenzbedingungen, welche jegliche krankmachende Einwirkung ausschließen — von einem gewissen Gipfelpunkte ab dem unausbleiblichen (wenn auch noch so langsamen) Verfall entgegengeht: anstatt, wie es unter diesen Umständen zu erwarten wäre, unbegrenzte Zeit weiter zu existieren. Wären das Leben und seine zweckmäßigen Gestaltungen bloße Mechanismen, so könnte man annehmen, daß sich mit der Zeit die ineinandergreifenden Teile — etwa wie die Räder bei einer

Digitized by Google

Maschine — allmählich abnutzen und zuletzt ihre Funktion ganz versagen. Bei einem lebenden Organismus indessen, welcher in gesundem Zustande — der niemals von selbst, ohne krankmachende Verhältnisse aufgehoben wird — alles Abgenutzte reichlich und vollständig ersetzen kann, fällt dieses Argument ganz weg. Der Grund für die fragliche Thatsache muß deshalb tiefer und in dem Wesen des Lebens selbst begründet liegen. In der That, wenn man sich überlegt, daß alle Funktionen des Lebens in Bezug auf ihre zeitliche Erscheinungsform im Größten wie im Kleinsten, im Ganzen wie im Einzelnen — rhythmisch, periodisch sind, so wäre der periodische Zerfall und Wiederaufbau der Individuen hiernach ganz erklärlich. Indessen, ein anderer Grund fällt dabei jedenfalls noch mehr ins Gewicht. Sofern man nämlich das eigentliche Lebensprinzip mit dem aristokratischen identifiziert, erscheint der periodisch erfolgende Tod, wie dieser überhaupt, eine unerläßliche Bedingung hierfür: eine sog. „petitio principii". In der That, das Leben würde mit seiner Vervollkommnungs- und Verschönerungstendenz bald am Ende sein, wenn es dieselbe an einem einzigen — unbeschränkte Zeit forterisierenden — Individuum verwirklichen wollte. Man kann ein Gebäude nicht durch beständiges Ausflicken in jeder Beziehung besser und schöner machen, sondern man muß es von Zeit zu Zeit einreißen, um jedesmal später aus besserem Material und nach einem modifizierten Plane ein neues bauen zu können. Nun ist aber der Bauplan eines jeden Individuum schon von dessen Erzeugung ab — mag diese nun Urzeugung oder Wiedererzeugung sein — im großen und ganzen bestimmt, und kann während seiner gesamten Entwickelung — bis zu dem Gipfelpunkte, wo es der Wiedererzeugung fähig ist, — nur verhältnismäßig wenig und innerhalb ziemlich enger Grenzen modifiziert werden. Sobald daher ein Individuum nicht mehr der Steigerung und Vervollkommnung seines Lebensgehalts fähig ist: dessen Gipfelpunkt in der Schönheit der äußeren Form erreicht hat, — ist gewissermaßen sein Zweck erfüllt. Die bildende Thätigkeit kennt kein Ziel mehr, und infolge dessen muß die zersetzende — nach einer längern oder kürzern Epoche

Digitized by Google

des Gleichgewichts — überwiegen — und mit der völligen Zerstörung enden: gleichgültig, ob dieselbe durch äußere Umstände unterstützt wird oder nicht. Letztere können allerdings die Auflösung mehr oder minder beschleunigen, sind aber niemals die alleinige Ursache derselben.

Wenn also eine Änderung des Planes sich während der individuellen Entwickelung als notwendig oder wünschenswert herausstellt, so kann dieselbe gleichsam erst bei der nächsten Wiedererzeugung berücksichtigt werden; sie wird dann aber in der Regel schon bei der neuen Zeichnung des Planes (beim Heranreifen der Zeugungsprodukte) als eine Modifikation des alten Planes gleichsam eingetragen. Dies ist der eigentliche Sinn der — durchaus nicht willkürlichen, zufälligen (geschlechtlichen oder ungeschlechtlichen) Vererbung, die ja bekanntlich bis in die kleinsten Details gehen kann. Wir können auf dieses äußerst wichtige Moment der individuellen Entwickelung erst im dritten Abschnitt spezieller eingehen und müssen uns vorläufig mit diesen Andeutungen begnügen.

Der individuelle Tod ist also nicht etwa, — wie der gemeine Verstand oder Unverstand anzunehmen geneigt ist — ein unvermeidliches Übel, — weil die bildende und zersetzende Thätigkeit nun einmal das Leben ausmacht — sondern eine unerläßliche Vorbedingung für die Möglichkeit der Steigerung und Vervollkommnung, der Verbesserung und Verschönerung des individuellen Daseins: abgesehen davon, daß er unter Umständen auch eine große Wohlthat sein kann. Er ist im eigentlichen Sinne nur dann ein Übel für das betreffende Individuum, wenn er erfolgt, ehe dieses auf dem Gipfel des Daseins angelangt ist, und besonders, ehe dasselbe für seine spätere und womöglich bessere und schönere Wiedererzeugung Sorge getragen hat.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

1. Jene soeben erwähnte Abänderung des Planes im Körperbau der Individuen geht nun — besonders auf den untersten Stufen des Lebens — sehr langsam und kaum merklich, aber dennoch stetig und unaufhaltsam vor sich. Allen Abänderungen liegt im im allgemeinen[1] ein und dasselbe einheitliche Prinzip: Steigerung und Komplikation des Lebensgehalts zugrunde. Dieser Trieb gehört, — wie des öfteren bemerkt — ebenso gut zum eigentlichen Wesen des Lebens, wie irgend etwas anderes, und es ist deshalb müßig, jene stufenweise erfolgenden Abänderungen den äußern Umständen allein schuld zu geben: sie — in Übereinstimmung mit der neuern Entwickelungstheorie von Lamarck, Darwin, Haeckel und andern — ausschließlich als „Anpassungen" an dieselben aufzufassen. Man könnte mit demselben Rechte behaupten, daß die äußern Umstände der successiven Entwickelung des individuellen Lebens sich angepaßt hätten: „der Stiefel paßt ja mitunter ebenso gut zum Fuße als der Fuß zum Stiefel." Anders wäre nämlich jene merkwürdige Gesetzmäßigkeit in der stufenmäßigen Aufeinanderfolge der äußeren Umstände des individuellen Lebens nicht zu erklären. Es ist ja ganz richtig, daß — um einen weniger drastischen Vergleich anzuziehen — kein Eisenbahnzug ohne Schienen an ein bestimmtes Ziel kommt, aber kein Vernünftiger wird doch deswegen behaupten wollen, daß die Schienen allein den Eisenbahnzug an dies Ziel bringen. Abgesehen von einer in bestimmter Weise treibenden Kraft müßten sich denn doch die Schienen ganz von selbst so gelegt haben, daß eben nur dieses Ziel und kein anderes in der That erreicht wird. Für nichts anderes aber als solche — und nicht einmal vollkommen unausweichliche — Schienen

[1] Ausnahmefälle kommen nur bei direktem Mangel an Existenzmitteln vor. Wir werden später näher darauf eingehen

Digitized by Google

sind jene äußern Umstände der individuellen Lebensbethätigung, wie sie sich die neuere Entwickelungstheorie denkt, — anzusehen. Dabei stellt diese die zeitliche Aufeinanderfolge und sonstige Beschaffenheit jener Schienen — und somit die Entwickelung der Lebensformen selbst — ganz dem blinden Zufall anheim, oder wenigstens sagt sie über deren Aufeinanderfolge gar nichts. Allerdings spricht Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" mit einer gewissen Ahnung von etwas Höherem, ganz flüchtig und beiläufig von einer „allgemeinen" „unendlichen" Anpassung neben mehreren „besonderen" Anpassungen, läßt sich aber auf eine nähere Bezeichnung dieser „allgemeinen" „unendlichen" Anpassung nicht ein.

Für unsere bisher vertretene Auffassung, nach welcher das Leben in Bezug auf sein allgemeines (unsichtbares) Wesen sich immer gleich, oder vielmehr eins (monistisch) bleibt: — mag es sich im großen oder kleinen, im ganzen oder einzelnen, auf der organischen oder unorganischen Stufe bethätigen — kann jene gesetzmäßige Aufeinanderfolge der äußern Umstände der individuellen Bethätigung gar nichts Zufälliges an sich haben. Alles und jedes mehr oder minder Bleibende ist ja eben das Resultat ein und desselben — aber nicht überall gleich weit gediehenen — Bildungs- und Gestaltungstriebes. Wie das Individuum aus dem Ei hervorgeht, so entwickelt sich auch das Ganze aus jenem früher angedeuteten Urzustande. Die aufeinander folgenden Konstellationen von äußern Umständen, welche aus dem Lebensganzen ein Individuum als verkleinertes Abbild haben hervorgehen lassen, sind im allgemeinen — von vorübergehenden Einzelheiten abgesehen, in großen Zügen betrachtet — genau dieselben, welche die Entwickelung des betreffenden Individuums aus dem Ei ermöglicht haben. Während aber das Individuum dazu, — wegen des bereits vorgebildeten und an Ort und Stelle verfügbaren Baumaterials — nur kurze Zeit braucht, — muß das Lebensganze dafür ungeheure Zeiträume in Anspruch nehmen. Auch kann letzteres nicht verhindern, daß die stufenweise erreichten Resultate nach Maßgabe der augenblicklich zu Gebote stehenden Mittel eine verhältnismäßig selb-

Digitized by Google

ständige Existenz für sich zu begründen suchen und dadurch sich von dem ursprünglichen Ziele mehr oder minder entfernen. Etwas Ähnliches, aber ohne erhebliche Entfernung vom Ziele, geschieht ja auch bei der individuellen Entwickelung gewisser Insekten (Fliegen, Schmetterlinge ꝛc.) Diese bildet gleichsam ein Mittelding zwischen dem Verfahren des Ganzen und demjenigen des Individuum. Das Ganze hat die Erzeugung seines verkleinerten Abbildes; weil in seinen Teilen nur lockere Ordnung herrscht, gleichsam nicht so in der Hand, wie das unverhältnismäßig besser und straffer organisierte Individuum. Es kann deshalb sein Endziel, sein bestes Abbild, welchem die höchste Stufe des Aristokratismus am nächsten kommt, erst nach ungeheuer vielen mehr oder minder *verfehlten* Versuchen annähernd erreichen.

Es verfehlen nun aber insofern nicht alle Versuche ihren ursprünglichen Zweck, als sie für gewisse Individuen, die sich von dem Ziele des Ganzen weniger entfernt haben, ein bereits vorgebildetes Baumaterial zur schnelleren Ausführung des Hauptplanes abgeben können und so wenigstens indirekt zum Erreichen eines höhern oder höchsten Lebenszieles beitragen. So lange nun diese Heranziehung gewisser Individuen zu Baumaterial für andere: zur sogen. Ernährung, von diesen letztern nicht *absichtlich*, nämlich *vor* dem natürlichen Zerfall der ersteren und jedesmal an Ort und Stelle des Zerfalles erfolgt, — wie z. B. bei Pflanzen — kann gar nicht von jenen Konflikten unter den Individuen die Rede sein, welche der bekannte englische Naturforscher Ch. *Darwin* unter der metaphorischen Bezeichnung „*Kampf ums Dasein*“ zusammenfaßt und in Verbindung mit einer — später zu erläuternden — sog. „natürlichen Zuchtwahl“ als einzig bestimmende Gesetze bei der höhern Entwickelung annimmt. Wenn wirklich dieses Darwin'sche Prinzip das *eigentliche* und *einzige* Lebensprinzip wäre und *allein* die successive Steigerung und Komplikation des individuellen Lebensgehalts hervorrufen könnte, so müßte ein sogen. „Kampf ums Dasein“ und eine mit alleiniger Rücksicht darauf erfolgende Zuchtwahl selbst unter den *günstigsten materiellen Vorbedingungen*

Digitized by Google

der Existenz statt haben, und schon wirksam gewesen sein, ehe überhaupt das eigentlich organisierte Leben (Pflanzen und Tiere) zu existieren begann. Denn eine höhere Stufe des individuellen Lebens kann — wie die Naturgesetze nun einmal sind — nicht erreicht werden, bevor nicht die nächst niedrigere absolviert ist. Wie aber soll man hier den Kampf ums Dasein und seine Wirksamkeit im Sinne der Vervollkommnung verstehen? Wenn man sich hier (auf den untersten Stufen des individuellen Lebens) auch den „Kampf ums Dasein" als eine auf Behauptung und womöglich Verstärkung der Individualität gerichtete Tendenz vorstellen könnte, — was aber freilich nur ein anderer Ausdruck für individuelles Leben überhaupt wäre — so ist doch die Nebenbedeutung, welche das Wort „Kampf" bei Darwin immer, selbst in mehr metaphorischem Sinne hat, hier ganz ausgeschlossen. Ein eigentlicher Kampf oder eine dem Kampfe vergleichbare Concurrenz unter den Individuen um die materiellen Vorbedingungen der Existenz ist doch nur unter der Voraussetzung eines sich irgendwie fühlbar machenden Mangels an solchen denkbar. Da nun aber das individuelle Leben auf seinen untersten und auch noch unteren Stufen (Pflanzen und pflanzenähnliche Tiere) immer nur dann und da entsteht und sich weiter entwickelt, wann und wo die materiellen Vorbedingungen hierzu vorhanden sind, und da diese sich außerdem durch den periodischen Zerfall der Individuen noch beständig verbessern: — so ist nicht abzusehen, wie sich hier ein Mangel fühlbar machen, demgemäß eine Concurrenz stattfinden soll, und — wenn dies wirklich abnormer Weise vorübergehend geschieht — wie es dann anders als verkrüppelnd und verkümmernd, anstatt verbessernd und verschönernd wirken soll. Eine natürliche Zuchtwahl unter dem Einflusse einer solchen (stets aus dem Mangel hervorgehenden) Concurrenz müßte auf den unteren Stufen des individuellen Lebens das strikte Gegenteil eines Aristokratismus bewirken und man könnte das Darwin'sche Prinzip dementsprechend hier ganz exakt das kakistokratische Entwickelungsprinzip im Gegensatz zu unserem aristokratischen nennen. Denn auf

Digitized by Google

diesen Stufen haben die Individuen gar nicht die Fähigkeit auf den Mangel, wenn er sich abnormer Weise geltend macht, anders zu reagieren, als mit Herabsetzung, Beschränkung ihres jedesmaligen Lebensgehalts: also in einem dem aristokratischen Prinzip entgegengesetzten Sinne. Eine Reaktion in einem andern Sinne ist — wenn überhaupt — erst auf denjenigen Stufen möglich, wo die Individuen bereits eine gewisse Freiheit der Bewegung und eine (wenn auch noch so primitive) Intelligenz erlangt haben; und selbst dann muß sie nicht immer im Sinne des allgemeinen Aristokratismus erfolgen. Wenn also das individuelle Leben nicht aus sich selbst heraus, ohne den Zwang der Concurrenz, eine höhere Stufe zu erreichen vermöchte, so wäre die (später vielleicht mögliche) Wirksamkeit der Concurrenz im Sinne der höhern Entwickelung ganz illusorisch: die Individuen würden überhaupt gar nicht concurrenzfähig werden. Aber selbst auf denjenigen Stufen, wo die Annahme von einer Concurrenz und deren Wirksamkeit in irgend einer positiven Richtung wenigstens keine Absurdität ist, hat sie mit dem aristokratischen Prinzip in der Regel nichts, oder höchstens nur sehr bedingter Weise etwas zu thun. Die Abänderungen, welche unter dem Einflusse der Concurrenz durch die sogen. natürliche Züchtung an dem Körperbau und den Lebensfunktionen der Individuen entstehen, sind in der Regel durchaus einseitig, den augenblicklichen Chancen bei jener Wettbewerbung angemessen und drängen öfters andere wichtigere Elemente des Lebensgehalts ganz in den Hintergrund. Die Natur soll nämlich nach Darwin die Rolle eines menschlichen Züchters spielen, welcher mit besonderer Sorgfalt gerade diejenigen Individuen auswählt und zur Fortzucht bestimmt, d. h. vor der Zerstörung bewahrt, welche für die jedesmalige Konstellation der Umstände bei der Wettbewerbung um die materiellen Vorbedingungen der Existenz am besten angepaßt seien. Aufgrund dieser verhältnismäßig besten Aptilität, welche, wie Darwin selbst zugiebt, sehr oft auf ganz nebensächlichen Eigenschaften beruht, sollen nämlich gewisse Individuen die meisten Chancen haben,

Digitized by Google

ihren Mitbewerbern den Vorrang abzulaufen. Da sie nun die betreffenden Eigenschaften, welche ihnen hierbei von Nutzen waren, auch auf ihre Nachkommen (und womöglich noch im verstärkten Maße) übertragen, so sollen diese wieder noch günstigere Aussichten bei jener Concurrenz haben und so imstande sein, nach und nach alle übrigen Mitbewerber zu verdrängen: indem nur das nach Darwins Ansicht leben bleibt, was jene Concurrenz aushält. Hiergegen ist allerdings nichts einzuwenden. Nun bedingt aber eine bessere Aptilität für eine augenblicklich gegebene Konstellation von Umständen für den Kampf ums Dasein durchaus nicht immer eine bessere und reichere Organisation: eine höhere Stufe des allgemeinen Aristokratismus in der Natur. Sehr oft, ja man kann sagen: „in der Regel" unterliegt in diesem Kampfe, bei den mannigfach wechselnden Chancen desselben, eine höhere Stufe der niedrigeren: wie ja auch oft im Menschenleben der Tapfere, Großmütige und Schöne dem feigen, niederträchtigen und häßlichen Schurken unterliegt. Darwin und Haeckel selbst führen für diese Thatsache in der Natur zahlreiche Beispiele an, ohne sich dabei auch nur flüchtig daran zu erinnern, daß solches entweder mit der thatsächlich in der Natur bestehenden Vervollkommnungstendenz — oder diese mit ihrem Prinzip im Widerspruche steht. Die Natur müßte dann unter allen Umständen einem sehr nüchternen, praktischen Geschäftsmanne gleichen, welcher alles vom gemeinen, profanen Nützlichkeitsstandpunkte betrachtet und für Schönheit und höhern Lebensgenuß absolut keinen Sinn hat.[1] Wenn dies wirklich die Regel und nicht vielmehr bloß die Ausnahme wäre, so müßte es mit der Natur und den armen Lebewesen in derselben wahrlich sehr schlimm, sehr trostlos bestellt sein: die pessimistischen Philosophen hätten dann vollkommen recht, das Leben unter allen Umständen als ein Übel zu betrachten.

[1] Daß diese Lehre in England, wo die gemeine Krämergesinnung am üppigsten ins Kraut geschossen ist, aufkommen konnte, ist nicht gerade merkwürdig, wenn man auch Darwin selbst den Vorwurf dieser Gesinnung nicht machen kann. In Frankreich hat man sich bekanntlich sehr zurückhaltend gegen diese Lehre, selbst auf Seiten der Naturforscher, benommen.

Digitized by Google

Glücklicherweise befolgt aber die Natur, wie schon bemerkt, nur unter dem Drange der Not jenes profane Nützlichkeits- oder Opportunitätsprinzip: wenn dies überhaupt ein Prinzip genannt werden kann, was seine Tendenz so oft ändert. Das Darwin'sche Prinzip, wie überhaupt die ganze sogen. Anpassung an die jedesmaligen Chancen im Kampfe ums Dasein ist geradezu eine unter dem Drange des Mangels an Mitteln erfolgte partielle Verneinung des eigentlichen (auf harmonische Vervollkommnung gerichteten) Lebensprinzips: und deshalb, da etwas Negatives überhaupt nichts Wirkliches ist, jedenfalls auch keine thatsächlich vorhandene Tendenz in der Natur, sondern nur eine rein mechanische Folge der Not, des Mangels an Existenzmitteln. Ein Mangel bedeutet doch niemals ein Sein, sondern bezieht sich immer nur auf ein Fehlen, ein Nichtsein. Demgemäß ist denn auch der Mangel eines sich unter allen Umständen gleichbleibenden Wesens: eben dasselbe was man im Menschenleben „Prinzipiosigkeit" nennt, — grade das Charakteristische, das eigentliche Kennzeichen der sogen. natürlichen Zuchtwahl mit alleiniger Rücksicht auf die augenblicklichen Chancen im Kampfe ums Dasein.

Jene Abänderungen an Körperbau und organischen Funktionen, welche jene verhältnismäßig beste Aptilität für den Kampf ums Dasein bei gewissen Individuen andern gegenüber bedingen, sollen denn auch erstere anfangs durch rein zufällige Erbschaft mit auf die Welt gebracht haben und erst später durch Vererbung verstärken. Abgesehen davon, daß zufällige, (nicht mit dem stets sich gleichbleibenden Bildungstriebe in Übereinstimmung stehende) Abänderungen der Individuen sehr unwahrscheinlich sind, können dieselben — auch wenn sie unter dem Drange der Umstände wirklich erfolgen sollten, — doch unmöglich die ihnen beigelegte ungeheure Bedeutung haben. Der Mangel ist ja doch von vornherein nicht das Normale, sondern nur das mehr oder minder Vorübergehende, Zufällige in der Natur. Wenn z. B. die natürlichen, und von vornherein jedenfalls reichlich vorhandenen Mittel für irgend eine individuelle Lebensbethätigung anfangen knapp zu werden, — sei es relativ: durch zu starke Ver-

Digitized by Google

mehrung der betreffenden Individuen, sei es absolut: durch abnorme Naturereignisse (anhaltende Dürre, starke Kälte ꝛc.) — und die Sache endlich so weit kommt, daß jener Darwin'sche Kampf ums Dasein in der That stattfinden muß, — so wird allerdings ein profanes Nützlichkeitsprinzip in Bezug auf die Erhaltung gewisser Individuen platzgreifen; aber doch nur solange, als bis diese Krisis überwunden ist, welcher Fall über kurz oder lang endlich einmal eintreten muß.

Hätte das allgemeine Lebensganze die Macht, alle Individuen, für welche die materiellen Vorbedingungen der Existenz nicht vorhanden sind, *sofort* zu vernichten, d. h. das Gleichgewicht unter den Arten, Gattungen, Klassen ꝛc von Individuen *augenblicklich* wiederherzustellen, sofern es durch *abnorme Störungen* ins Schwanken geraten, — so würde das Darwin'sche Prinzip *niemals*, *auch nicht einmal vorübergehend*, zur Herrschaft gelangen. Da aber, wie bemerkt, jenes allgemeine (nicht individualisierte) Lebensganze nur locker zusammenhängt und sich deshalb nur äußerst langsam und unvollkommen *regulieren* kann, so muß es eben bei Gleichgewichtsstörungen eine bestimmte Anzahl von Individuen zum mehr oder minder langsamen Hungertode verdammen, d. h. allmählich verkrüppeln und verkümmern lassen. Hierbei ist jedoch vorausgesetzt, daß die betreffenden Individuen noch nicht so viel freie Beweglichkeit (im weitern Sinne) erlangt haben, um sich neue Existenzmittel zu erschließen, was z. B. durch Auswanderung, allmähliche Änderung der Nahrung ꝛc. geschehen kann. Sofern also überhaupt nur noch reichliche Existenzmittel im allgemeinen Lebensganzen vorhanden sind, wird jene Krisis nicht lange anhalten. Das Darwin'sche Prinzip kann demnach nur vorübergehend und jedesmal nur bei gewissen Gruppen von Lebewesen einen Einfluß auf die Entwickelung geltend gemacht haben, bezw. machen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß sämtliche Individuen überhaupt, oder auch nur sämtliche Individuen einer bestimmten Entwickelungsstufe, *stets* und *ständig* unter dem Drucke des Mangels an Existenzmitteln gestanden hätten. Sie müßten ja dann sämtlich von der ursprünglichen Entwickelungs-

Digitized by Google

tendenz abgewichen sein. Hiermit ist nämlich ausgesprochen, welche Bedeutung die sogen. äußern Umstände und demnach die Anpassung an dieselben für die Entwickelung des individuellen Lebens höchstens haben können. Sie vermögen wohl den stets sich gleichbleibenden Entwickelungstrieb zu beschränken, bezw. von der ursprünglichen Richtung mehr oder minder abzudrängen; sie können aber die aufwärts gehende Entwickelung selbst nicht ursächlich bewirken, wie die neuern Anpassungstheoretiker — vor allem Haeckel — zu glauben scheinen. Die einzige und wirkliche Ursache hiervon — sofern hier überhaupt von einer Ursache die Rede sein kann — ist eben jener sich stets im Wesen gleichbleibende Bildungs- und Gestaltungstrieb: unser aristokratisches Prinzip, soweit es nach Maßgabe der in jedem Falle zur Verfügung stehenden Mittel sich äußern kann. Es ist — wie des öftern erwähnt — in Bezug auf den innern Gehalt des individuellen Lebens auf Steigerung und Vervollkommnung (Komplikation): bezüglich der äußern Erscheinungsform auf Schönheit (Rhythmus, Symmetrie und Harmonie) gerichtet. Es existiert ganz unabhängig von der sogen. Anpassung an äußere Umstände (Opportunitätsprinzip) und ist die Ursache, weshalb alle jene Abteilungen, Klassen, Ordnungen, Gattungen, Arten ꝛc. von Individuen in der Natur stets wenigstens etwas Gemeinsames haben. Die Entwickelungstheorie sollte daher nur die Abweichungen von dem gemeinsamen typischen Plane und dessen successiver Vervollständigung, sowie alle damit nicht in Beziehung stehenden, mehr nebensächlichen Abänderungen als Anpassungen an äußere Umstände der individuellen Lebensbethätigung betrachten, und nicht überhaupt die Anpassung und die ihr entsprechende Vererbung als einzig bestimmende Gesetze der organischen Entwickelung hinstellen: wie es noch besonders einseitig, mit alleiniger Zuspitzung auf den Kampf ums Dasein und den damit zusammenhängenden Mangel an Existenzmitteln — Ch. Darwin zuerst gethan und E. Haeckel ohne weiteres acceptiert hat.

Letzterer scheint indessen doch die dunkele Ahnung gehabt zu

Digitized by Google

haben, daß man mit der Anpassung allein nicht gut auskommen könnte, und hat deshalb den Anteil, welcher eigentlich jenem innern, sich stets gleichbleibenden Bildungstriebe bei der Erklärung der aufsteigenden Entwickelung gebührt, — einmal einer eigentümlichen Art von Vererbungsgesetz, dann wieder allerdings dem Gesetz der Vervollkommnung (Teleosis) zuerteilt. Schon der Umstand, daß Haeckel nicht weniger als acht verschiedene Anpassungsgesetze und darunter so unglaubliche, wie „allgemeine“ oder gar: „unendliche“ Anpassung aufstellt — läßt klar erkennen, auf welche Künstelei die strikte und konsequente Durchführung jener Anpassungstheorie notwendig hinauslaufen muß. Dieselbe muß doch wohl auf etwas schwachen Füßen stehen, wenn sie zu ihrer Aufrechterhaltung „acht“ besonderer Krücken bedarf. Ihre Schwäche liegt, wie erwähnt, vor allem darin, daß sie die beschränkenden Bedingungen der individuellen Lebensbethätigung mit den treibenden Ursachen derselben verwechselt. Dann auch kann sie ihrem Wesen nach sich nicht über jenes Darwin'sche Prinzip der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein erheben: sie schreibt der Concurrenz um die materiellen Vorbedingungen der Existenz immer, unter allen Umständen einen günstigen Einfluß auf die höhere Entwickelung zu und bedenkt gar nicht, daß die Concurrenz mitunter auch beschränkend oder nur einseitig vervollkommnend wirken kann, ja, daß dieses sogar die Regel ist. Man scheint überhaupt in der neuern Entwickelungstheorie „fortschreitende“ Entwickelung und Vervollkommnung schlechtweg für identische Begriffe zu halten. Nach unserer Ansicht ist aber nur die gleichmäßige, harmonische Vervollkommnung im Sinne unseres aristokratischen Prinzips ein eigentlicher Fortschritt, eine höhere Stufe des allgemeinen Aristokratismus in der Natur. In diesem Sinne kann die Concurrenz nur dann einen Fortschritt bewirken, wenn dieselbe für gewisse Individuen — die aber bereits auf einer höhern Entwickelungsstufe stehen müssen — zur Veranlassung wird, die Existenzbedingungen und -Mittel der Organismen eigenmächtig erweitern und infolge davon die gesamte Lebensweise (Ökonomie) derselben zu verbessern. Ganz ähnlich verhält es sich

Digitized by Google

ja auch mit der Wirkung der Concurrenz im Menschenleben. Dieselbe bewirkt ja hier auch nicht immer — trotzdem der Mensch eine ungleich freiere Beweglichkeit hat als die unter ihm stehenden Organismen, — eine allgemeine Steigerung und Vermehrung der (ökonomischen und andern) Machtmittel und dem entsprechend eine allgemeine Aufbesserung der Existenz; einen eigentlichen Fortschritt der Kultur.

2. Es würde im höchsten Grade ungerecht sein, die großen Verdienste, welche E. Haeckel um die organische Entwickelungs- und Descendenztheorie ganz unzweifelhaft sich erworben hat, ohne weiteres leugnen zu wollen. Insbesondere ist das reiche empirische Material, welches der berühmte Jenenser Gelehrte durch unermüdlichste Forschung und sorgfältigste Beobachtung zu Gunsten jenes Zweiges der Naturwissenschaften aufgehäuft hat, gar nicht hoch genug anzuschlagen. Das alles kann uns aber nicht abhalten, offen auszusprechen, daß seine ganze eigentliche Theorie, — soweit dieselbe auf philosophischer Grundlage beruht, — durchaus verfehlt ist. Er möchte den Zweckbegriff aus der Entwickelungstheorie verbannen und bemerkt nicht, daß er denselben durch seine ausdrückliche, wenn auch nur mehr nebensächliche und oberflächliche Anerkennung des Gesetzes der Vervollkommnung (Teleosis) versteckter Weise wieder einführt. Es ist bei seinen reichen (allerdings mehr naturhistorischen als exakt-naturwissenschaftlichen) Kenntnissen und bei seiner unleugbaren philosophischen Veranlagung kaum zu verstehen, warum er dieses wichtigste aller Entwickelungsgesetze, ja vielleicht einzige wirkliche Gesetz der Entwickelung — anstatt es an die Spitze seiner Theorie zu stellen — bloß oberflächlich, mehr nebenbei, — allerdings als ein „großes und wichtiges Gesetz" — erwähnt und ihm in seinen umfangreichen Schriften nur ein sehr bescheidenes Plätzchen einräumt, das mit seiner ungeheueren Bedeutung in gar keinem Verhältnisse steht. Haeckel ist so sehr in der beschränkten Anschauungsweise Darwin's befangen, daß er dieses Gesetz, — welches er auch fälschlich

Digitized by Google

oder wenigstens ungenau: „Gesetz des Fortschritts“ (progressus) nennt — „unmittelbar aus der natürlichen Züchtung“ ableiten möchte und (wörtlich) erklärt, daß es „dem Divergenzgesetze zwar sehr nahe verwandt (!) aber keineswegs damit identisch“ sei. Bei seinem sonstigen Scharfsinn muß eine solche eigentümliche Logik auffallen. Er vermengt zudem — wie schon erwähnt — jenes Gesetz bald mit der sog. „allgemeinen“ Anpassung, bald mit einer eigentümlichen Art von Vererbungsgesetz, und man hat beim Studium seiner Werke die Empfindung, als ob ihm das eigentliche Wesen und die wahre Bedeutung der allgemeinen Vervollkommnungstendenz in der Natur nicht recht klar wäre, trotzdem man doch anerkennen muß, daß er deren Wirkungen so genau wie kaum jemand erforscht hat.

Es erscheint dieses alles nur begreiflich, wenn man erwägt, daß die Vervollkommnungstendenz — in ihrer vollen Bedeutung erfaßt — niemals mit der rein mechanistischen Weltanschauung zusammenstimmen kann. Haeckel verwahrt sich ja ausdrücklich gegen jede vitalistische Theorie und bekennt sich offen zur mechanistischen: jedenfalls in der irrtümlichen Meinung, daß nur dadurch eine monistische Auffassung alles Bestehenden und aller Veränderungen im Weltall, in der Natur und im Menschenleben möglich sei. Indem er den Zweckbegriff aus der Wissenschaft ausmerzen und nur rein mechanische Kausalität gelten lassen will, glaubt er das Leben endlich erklären zu können, leugnet es aber nur, anstatt es zu erklären. Auf nichts anderes als dies läuft thatsächlich jene mechanische Erklärung des Lebens hinaus. Man scheint nämlich in der jetzigen Wissenschaft jeden Kausalnexus ohne weiteres für einen mechanischen anzusehen, ohne zu bedenken, daß dies exakterweise nur dann zulässig ist, wenn in der Kette von Ursachen und Wirkungen die Art und Größe jedes Gliedes genau in Raum, Zeit, Masse und Kraft unausweichlich — ohne den geringsten Spielraum — vorher bestimmt ist. Wir haben dies im ersten Kapitel ausführlicher dargethan und weisen jetzt noch einmal darauf zurück. — Dann übersieht man bez. der zweckmäßigen Wirksamkeit jenes seelen-

Digitized by Google

losen Mechanismus, wie Welt und Leben hier aufgefaßt wird — vollständig, daß eine mechanische Zweckmäßigkeit in allen Fällen nur eine mehr oder minder partielle Nachbildung der natürlichen, lebendigen Zweckmäßigkeit sein kann, welche erstere die letztere in einer Beziehung (an unausweichlicher Bestimmtheit) allerdings übertreffen kann, dafür aber in anderer Beziehung (an Vielseitigkeit) hinter ihr immer zurückbleiben muß.[1] Eine solche Nachbildung kann nur von einer vorschauenden Intelligenz und einem zweckmäßig handelnden Willen — also vom Menschen selbst — ausgehen und nie unabhängig davon entstehen. Woher soll nun aber jene vorschauende Intelligenz und jener zweckmäßig handelnde Wille, ohne den jede rein mechanische Zweckmäßigkeit ein Unding, ein Widerspruch in sich selbst ist, herkommen? Wenn demnach die rein mechanistische Weltanschauung nur logisch consequent sein wollte, so müßte gerade sie am meisten ein übernatürliches persönliches Wesen annehmen, welches beim Bau der Welt die Stelle jener vorschauenden Intelligenz 2c. bei der Konstruktion eines Mechanismus vertreten hätte, bezw. noch vertrete. Nun ist aber ein solches als Person außerhalb der Welt stehendes Wesen ein Unding. Wenn man daher ein einheitliches leitendes Princip in der Entwickelung der Welt und der Organismen annehmen will, so muß man sich dasselbe in seiner Allgemeinheit durchaus unpersönlich und nicht außerhalb sondern in der Welt in den Dingen selbst wirkend vorstellen und kann es eben für nichts anderes ansehen, als für das eigentliche, sich stets gleichbleibende (monistische) Lebensprinzip: das Leben selbst. Es ist weder allein mit der Materie noch allein mit der Kraft identisch, sondern macht vielmehr das beide Vereinigende, Vermittelnde, die Summe der innern dynamischen Wechselbeziehungen zwischen den

[1] Hätte sich die allgemeine Mechanik nicht aus der Maschinenlehre entwickelt, so wäre man vielleicht nie in die Lage gekommen, mechanische und (in unserem Sinne) vitale Zweckmäßigkeit mit einander zu verwechseln, wie dies in den sog. exakten Wissenschaften jetzt zweifellos geschieht.

Digitized by Google

beiden aus. Überall, wo bloß äußerliche Wechselbeziehungen zwischen Materie und Kraft herrschen — wo beide sich gleichsam nichts angehen — existiert eben auch kein Leben, sondern höchstens ein toter Mechanismus, der jedesmal nur von außen (von einer Intelligenz und einem Willen) vorübergehend gleichsam belebt, d. h. zur Thätigkeit, — die aber dann keine freie Selbstthätigkeit ist — gebracht werden kann.

In jenem vorher angedeuteten Urzustande des Universums, bezw. eines Teils desselben (Planetensystem), in welchem Materie und Kraft sich sehr wahrscheinlich noch nicht als gesonderte Wesenheiten getrennt hatten, konnte es darum auch noch keine dynamischen Beziehungen zwischen den beiden und folglich noch kein Leben im eigentlichen Sinne geben. Dasselbe fing jedenfalls erst an, als erhebliche Differenzen zwischen den beiden sich herausbildeten. Zugleich begann damit auch die stufenweise fortschreitende Entwickelung des allgemeinen und des besonderen Lebens im Sinne unseres aristokratischen Prinzips. Soweit wir dasselbe bis jetzt charakterisiert haben, läuft seine Annahme als leitendes Prinzip bei den mannigfach wechselnden Äußerungen und Gestaltungen des Lebens durchaus nicht auf etwas Übernatürliches hinaus, sondern ist im Gegenteil eine ganz vorzugsweise natürliche Annahme. Das Leben erscheint gerade da, wo es sich am entschiedensten, kräftigsten und zugleich am schönsten (rhythmisch, symmetrisch und harmonisch) offenbart, auch am natürlichsten; während umgekehrt die mehr oder minder partielle Nachahmung des Lebens, der Mechanismus (im eigentlichen und uneigentlichen Sinne) immer den Eindruck des Unnatürlichen, Gekünstelten hervorruft.

Das Leben in den verschiedenen großen oder kleinen Teilen der Welt ist in seiner Allgemeinheit weder mit einer vorschauenden Intelligenz noch mit einem zweckmäßig handelnden Willen identisch, überhaupt als solches nichts Persönliches. Indem es aber gleichsam aus seiner Allgemeinheit heraustritt, sich individualisiert, organisiert, und in den einzelnen Individuen in aufwärtsgehender Stufenfolge sich immer mehr verstärkt, konzentriert

Digitized by Google

und kompliziert, — nähert es sich allerdings immer mehr einem persönlichen Wesen nach Art jenes vermeintlichen allervollkommensten, übernatürlichen und erreicht dasselbe in der That mit einer gewissen Annäherung im Menschen, freilich auch hier in den einzelnen Individuen der Gattung mehr oder minder annähernd.[1]

Indem wir so an Stelle eines toten Mechanismus das Leben und dessen freien selbständigen Trieb nach möglichst kraftvoller, allseitig vollkommener und schöner Individualisation als eigentliches Prinzip an die Spitze der natürlichen Entwickelung stellen und dabei die einseitige Opportunitäts- oder Anpassungstendenz bloß als Ausnahme, als erzwungene Abweichung von der eigentlichen Regel gelten lassen, — wird uns das Wesen aller Entwickelung nicht bloß übersichtlicher, klarer, natürlicher, sondern auch innerlich vertrauter: wir selbst fühlen ja diesen Drang normaler Weise in uns. Diese auf wahrer Natur-Erkenntnis beruhende Annahme, welche dem innern Gefühl nicht bloß nicht widerspricht, sondern vielmehr diesem entgegenkommt — dasselbe erklärt, — beruhigt uns nicht bloß bez. der Zukunft, indem es derselben einen großen Teil der blinden Zufälligkeit nimmt, sondern giebt uns auch die feste Zuversicht, den Glauben an das Ideal zurück, den uns die Vorstellung von der absoluten Geltung jener wüsten Kampf-uns-Dasein-Theorie notwendig nehmen mußte. Wir werden hierauf im dritten Abschnitt noch einmal zurückkommen.

---

[1] Das erstmalige deutlichere Bewußtwerden dieser Thatsache hat vielleicht die Veranlassung zur Conception eines übernatürlichen, allervollkommensten Wesens — der Person eines einigen, allweisen und allmächtigen Gottes — gegeben, soweit dies (wie bei gewissen orientalischen Völkern) auf etwas mehr als eine bloße Apotheose gewisser menschlicher Persönlichkeiten (Helden, Stammväter ꝛc.), oder eine Personifikation gewisser Naturgewalten (Sonne, Feuer, Wasser ꝛc.) hinauslief. Diese in ihrer ersten Entstehung jedenfalls großartige Idee wurde dann aber in der Folge durch Unkenntnis und Aberglauben immer mehr mit übernatürlichem, mystischem Dunkel umhüllt, bis sie schließlich das geworden ist, was sie jetzt ist: für jeden Wissenden ein Unding, wenn auch der Glaube daran mitunter etwas Gutes sein kann.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Durch die Perspektive dieses Prinzips erscheinen alle Lebensäußerungen und Gestaltungen ohne jede Künstelei in einem einheitlich geordneten Zusammenhange, und der sog. blinde Zufall in einem ganz andern Lichte. Man mag nämlich an die Entwickelung einer Welt (eines relativ größten einheitlichen Lebensganzen) oder an die Entwickelung eines Individuum denken: ein eigentliche Zufälligkeit (Willkür) ist an und für sich ausgeschlossen, da jedes von beiden — sofern es nicht durch ein jedesmal größeres und mächtigeres Ganze beeinflußt wird — seinen ganz bestimmten *stufenweise vorwärts*-schreitenden Entwickelungsgang einhalten muß. Solange denn auch beide — das allgemeine und das individuelle Leben — vollkommen parallel gehen — was auf den untersten Stufen der Entwickelung, wo das Individuum nahezu vollständig in dem betreffenden Ganzen aufgeht, annähernd der Fall ist — kann von keinen günstigen oder ungünstigen Umständen und sonstigen Zufälligkeiten der Entwickelung die Rede sein, wie dies schon früher angedeutet wurde. In dem Maße und Grade aber, als die Entwickelung *beider* weiter vorschreitet, bildet sich auch ein *eigner*, in vielen Beziehungen von dem des betreffenden Ganzen verschiedener Kausalnexus für das Individuum heraus, und damit beginnt die Gunst oder Ungunst der Umstände für dessen Lebensbethätigung im einzelnen ihren Einfluß auszuüben. Deshalb erreichen eben auch nicht alle dem Kreislauf des Werdens d. h. der Entwickelung unterworfenen Individuen im Verlaufe der verschiedenen Epochen *ein und dieselbe* Stufe der Steigerung und Komplikation ihres Lebensgehalts — des Aristokratismus, — wie man es dem stets sich *gleichbleibenden* Entwickelungsdrange, dem Wesen des Lebens gemäß, voraussetzen könnte. Der Zufall, die Gelegenheit ist eben, abgesehen von dem in verschiedenen Epochen verschiedenen Entwickelungszustand des betreffenden

Digitized by Google

Ganzen, nicht für alle Individuen gleich günstig. Zufall giebt es nur für den beschränkten Gesichtskeis und für die beschränkten Interessen des Individuum und ist im weitesten Sinne jedes Eingreifen des Ganzen in das Einzelne, des allgemeinen in das besondere Leben, obwohl beide an sich nicht dem blinden Zufalle unterworfen sind, sondern einen bestimmten gesetzmäßigen Entwickelungsgang (wenn auch mit einem innerhalb gewisser Grenzen freien Spielraum) einhalten müssen. Gerade deshalb ist aber auch wieder dieses Eingreifen des Ganzen in das Einzelne nicht willkürlich, sondern gesetzmäßig, wenn die Gesetzmäßigkeit auch dem zeitlich und räumlich im allgemeinen sehr beschränkten Horizonte des Individuum nicht erkennbar und deshalb eben innerhalb des angedeuteten Spielraums als zufällig erscheinen muß. Man erinnere sich hierbei wieder an das was Kapitel I. unter 2. über diese Gesetzmäßigkeit gesagt worden ist. — Bei genügend erweitertem Gesichtskreise dagegen muß an dem Eingreifen des Ganzen in das Einzelne: an der Aufeinanderfolge der Konstellationen von äußern Umständen der individuellen Lebensbethätigung, — eine gewisse Gesetzmäßigkeit,[1] eine Art Periodicität zu bemerken sein: so nämlich, daß gewisse Konstellationen in kürzeren, andere in längeren, wieder andere in noch längeren und gewisse Konstellationen vielleicht nur ein einziges mal in einer Epoche vorkommen. Wenn man nun die Gesamtzahl der Individuen, welche in der jedesmaligen Entwickelungsepoche dem Kreislauf des Werdens und somit einer Entwickelung unter allen nur möglichen, günstigen und ungünstigen Konstellationen von Umständen unterworfen sind, — als ein Ganzes zusammenfaßt, so verliert der blinde Zufall für dieses Ganze nahezu vollständig seine Macht, und das aristokratische Lebensprinzip muß trotzdem zur Geltung kommen. Denn es werden jedesmal (in jeder Epoche) wenigstens für eine bestimmte Anzahl, für gewisse Gruppen von Individuen die möglich besten Vorbedingungen der

[1] Die Statistik weist ja bekanntlich selbst in den scheinbar willkürlichsten Handlungen eine Gesetzmäßigkeit (die Grenzen jenes freien Spielraumes) nach.

Digitized by Google

Existenz erfüllt sein, und diese werden dann auch jedesmal die höchste Stufe des Aristokratismus der Epoche erreichen: während andere sonst gleichbeanlagte Gruppen darunter nicht etwa stehen bleiben, — dies ist bei der beständig fortschreitenden Entwickelung des Lebens nicht möglich — aber doch in andere, nicht nach der nächst höhern Stufe führende Richtungen abgedrängt werden mögen. Falls die dadurch erlittenen, mit dem eigentlichen Hauptplane (der höchsten Stufe des allgemeinen Aristokratismus) nicht übereinstimmenden Abänderungen in Körperbau und physiologischen Funktionen der Individuen nicht allzu groß sind, sodaß eine Rückbildung unter entsprechend günstigen Umständen noch möglich ist, — so bleiben diese Individuen von der nächst höheren Stufe des allgemeinen Aristokratismus nicht ausgeschlossen. Nur, wenn die einseitigen Abänderungen (die einseitigen Fortschritte oder Rückschritte) derartig sind, daß sie höchstens unter ganz außergewöhnlich günstigen, nicht erfüllbaren Umständen rückgängig gemacht werden könnten, oder dies zu lange Zeit erfordern würde, (da die Zeit nicht immer unbeschränkt zur Verfügung steht) — ist ihnen das Aufsteigen auf die nächst höhere Stufe des allgemeinen Aristokratismus ein für alle mal abgeschnitten. Das hindert jedoch nicht, daß sie in einer speziellen Richtung (wo es ebenfalls wieder eine Stufenleiter giebt) noch so weit und hoch sich fortentwickeln können. Das individuelle Leben drängt eben immer und überall nach Maßgabe der verfügbaren Mittel und Umstände nach dem Maximum seiner Äußerung, nach größtmöglicher Steigerung und Komplikation seines Gehalts. Es hat überall keinen andern Hauptzweck, kein anderes Hauptziel als gleichsam sich selbst: d. h. den höchsten, intensivsten Genuß seiner selbst. Alles andere ist bloß Mittel zu diesem Zweck. Unter dem Drange des Mangels an Existenzmitteln mag allerdings dieser Hauptzweck vorläufig zurücktreten, und die eigentlichen Nebenzwecke: die Beschaffung der unentbehrlichsten Existenzmittel und was damit zusammenhängt, mögen dann vorübergehend das Übergewicht erlangen; doch bewirkt dies stets einen Rückschritt der Entwickelung, zum mindesten eine Ab-

Digitized by Google

weichung von jenem eigentlichen Hauptziele. Die äußern Umstände können nichts thun als je nach ihrer Gunst oder Ungunst, die Gelegenheit zur Geltendmachung jenes Haupttriebes geben oder nehmen, soweit nicht die Individuen bereits so viel freie Bewegungs- und Bestimmungsfähigkeit erlangt haben, um gegen die Ungunst mit Erfolg zu reagieren, was freilich erst auf den höhern Stufen möglich sein wird. Ohne die Voraussetzung eines solchen, auch unabhängig von den äußern Umständen gleichsam latent vorhandenen und wirksamen Triebes ist die thatsächlich bemerkbare stufenmäßige Vervollkommnung bei der Entwickelung der Lebewesen gar nicht zu verstehen. Man müßte denn zugeben, daß das fortschreitende Lebens- und Entwickelungsprinzip nur allein in den äußern Umständen wirksam sei, daß also nur das locker zusammenhängende Ganze lebe, und das Individuum tot sei: während man doch eher versucht sein könnte, das Umgekehrte zu behaupten.

Da nun doch wohl, auch bei unbefangener Betrachtung, kein Zweifel darüber sein kann, daß der Mensch — alles in allem genommen — die höchste Steigerung und Komplikation des Lebensgehalts vertritt: des intensivsten und mannigfaltigsten Lebensgenusses fähig ist: so muß auch der Mensch, oder wenigstens ein in den wesentlichsten Charakteren mit diesem übereinstimmendes ideales Individuum als das getreueste, d. h. vollständigste Abbild des Ganzen, des Kosmos, und somit als das eigentliche Hauptziel aller und jeder individuellen Entwickelung des Lebens angesehen werden.

Es hat deshalb unsere hier schon mehrfach ausgesprochene Ansicht, daß sämtliche unter dem Menschen stehenden Geschöpfe mehr oder minder verfehlte Versuche zur Hervorbringung desselben sind, durchaus nichts Absurdes an sich, wenn es auch auf den ersten Blick vielleicht so scheinen möchte. Der Mensch ist also der Gipfel, das Maximum der bildenden (schöpferischen) Lebensthätigkeit, gleichsam die Krone jenes vielbesprochenen Stammbaumes der Organismen, und alle unter ihm stehenden Geschöpfe — vom Affen bis herab zum primitivsten Pflanzentiere oder noch weiter herab — haben die

Digitized by Google

Möglichkeit der Menschwerdung an irgend einem — bald näher, bald ferner vom Gipfel gelegenen — Wende- oder Verzweigungspunkte ihrer Entwickelung verloren. Bis zu diesem jedesmaligen Wende- oder Verzweigungspunkte gehen denn auch die individuellen Entwickelungen sämtlicher Organismen (aus Eizelle und Sperma im Mutterschoße oder anderswie und anderswo) im großen und ganzen parallel. Besonders auffallend ist dieser Parallelismus bei den Organismen ein und derselben Klasse, z. B. der Wirbeltiere (Vertebrata) und es zeugt hierfür die längst bekannte Thatsache, daß in gewissen Stadien der Entwickelung die Embryonen ganz verschiedener Organismen (z. B. Schildkröte, Huhn, Hund, Affe, Mensch), — auch durch noch so feine Mikroskope nicht von einander unterschieden werden können.

Hierzu ist nach unserer Ansicht nun gar nicht notwendig, daß alle diese Organismen von ein und derselben elterlichen Urform abstammen, gleichsam mit einander blutsverwandt sein müßten. Die schöpferische Lebensthätigkeit hat eben im großen und ganzen nur ein Ziel und kann dasselbe nur auf eine Art und Weise erreichen: sie muß dazu immer ungefähr dieselben Wege einschlagen. So ist es auch gar nicht überraschend, daß sie immer ungefähr dieselben Stationen passiert. Die Wiedererzeugung ist eben sehr wahrscheinlich nur ein abgekürztes Verfahren der Urzeugung; und da beide im wesentlichen sich immer gleich bleiben müssen, so werden sich auch besonders die ersten (der Urzeugung am meisten ähnlichen) Akte immer und überall in ähnlicher Weise abspielen. Erst die spätern Akte müssen der — zweifellos, wenn auch nicht immer nachweisbar — verschiedenen ursprünglichen Anlage gemäß und den verschiedenen äußern Umständen entsprechend modifiziert werden. Hierbei eine gewisse Übereinstimmung auf Rechnung einer Art Blutsverwandtschaft zu setzen, ist vielleicht ebenso absurd, als wenn man behaupten wollte, daß alles Stärkemehl, aller Zucker, alles Eiweiß ꝛc., welche ganz oder ungefähr dieselben chemischen und physikalischen Eigenschaften haben, von ein und demselben Organismus oder derselben Art von Organismen erzeugt

Digitized by Google

sein müßten: — ganz zu schweigen von gewissen sogen. unorganischen Stoffen, die überall auf der Erde — und wohl auch außerhalb derselben — gleiche Zusammensetzung, gleiche Eigenschaften, gleiche Krystallform ꝛc. aufweisen, und denen man doch nicht dieselbe Abstammung vindiziert. Man quält sich z. B. mit allen nur möglichen und unmöglichen Auswanderungs- und Übertragungstheorien, um eine gewisse Übereinstimmung in der Flora und Fauna bestimmter von einander abgeschlossener Kontinente und Inseln zu begreifen und scheint sich gar nicht vorstellen zu können, daß eine Übereinstimmung auch anders als durch Vererbung und gemeinschaftliche Abstammung möglich sei.

Wir befinden uns hier durchaus im Widerspruch mit Haeckel, welcher sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß der Mensch das eigentliche Hauptziel aller schöpferischen Thätigkeit sei. Er nennt diese Ansicht in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" den „anthropocentrischen Irrtum früherer Schöpfungstheorien" und stellt ihn als solchen ganz fälschlicher und ungerechtfertigter Weise mit dem sogenannten „geocentrischen Irrtum früherer Kosmogonien" (welche die Erde als den Mittelpunkt des Universums ansehen) in eine Linie. Beide sogen. Irrtümer haben aber gar nichts Wesentliches mit einander gemein: höchstens könnte man sagen, daß beide in gewissem Sinne der menschlichen Eitelkeit schmeicheln. Der unmittelbare Augenschein mußte notwendig den Menschen auf den niedern Stufen seiner Erkenntnis zu dem geocentrischen Irrtum verleiten; aber die anthropocentrische Ansicht hat denn doch wohl etwas mehr als den bloßen Augenschein für sich und kann doch wohl schwerlich ohne weiteres als ein Irrtum ähnlicher Art bezeichnet werden. Wir möchten sogar behaupten, daß die anthropocentrische Ansicht gewissermaßen eine *Konsequenz der einheitlichen (monistischen) Weltanschauung* ist.

Nach Haeckel und Genossen soll bekanntlich jede Vervollkommnung, jede Steigerung und Komplikation des individuellen bezw. des die Stelle eines solchen vertretenden Daseins, sowie der damit ver-

Digitized by Google

bundene höhere und intensivere Lebensgenuß ausschließlich durch natürliche Zuchtwahl und entsprechender Vererbung im Kampfe ums Dasein, also allein durch den Zwang äußerlicher mehr oder minder zufälliger Umstände ohne innerliche Notwendigkeit bewirkt werden. Hiermit leugnet man aber bewußt oder unbewußt jegliches Ziel der schöpferischen Thätigkeit, jede wirklich fortschreitende Entwickelung überhaupt. Wenn man nämlich so etwas wie Zweck, Ziel, Fortschritt zum Vollkommneren ꝛc. bei der Entwickelung der Welt und der Individuen — des allgemeinen und des besonderen Lebens — in der That anerkennen will, so hat man nur die Wahl, entweder eine unendliche Anzahl von Zielen oder nur ein einziges vorauszusetzen. Eine unendliche Anzahl von verschiedenen Zielen ist aber eben gleichbedeutend mit gar keinem bestimmten Ziele und in der That läuft denn auch die Kampf-ums-Dasein Theorie bei konsequenter Durchführung auf das Leugnen jeglichen Zieles hinaus: sie überläßt alles dem blinden, rein mechanisch wirkenden Zufall. Dies muß aber zuletzt — man mag die Sache betrachten, wie man will — auf eine Absurdität hinauslaufen: abgesehen davon, daß zu dieser Hypothese — wie wir gesehen haben — gar keine innere Nötigung vorhanden ist. Umgekehrt erscheint dagegen die Annahme, daß das Leben immer und überall kein anderes positives Ziel habe als sich selbst, d. h. durch größtmögliche Steigerung und Komplikation seines Gehalts den intensivsten Genuß, das höchste und vollständigste Gefühl, bezw. Bewußtsein seiner selbst zu erlangen, — am allernatürlichsten, mit dem innern Wesen des Lebens am meisten übereinstimmend. Das Erreichen dieses Zweckes oder Zieles mag nun auf sehr verschiedene, mannigfaltige Arten und Weisen möglich sein. Daß es aber am besten und vollständigsten nur durch die Hervorbringung des Menschen möglich ist, daß nur durch ihn sich das Leben am vollständigsten zum Ausdruck bringen, am intensivsten genießen kann, und daß deshalb er als das eigentliche und alleinige Hauptziel aller individuellen Entwickelung anzusehen ist, werden doch wohl höchstens die pessimistischen Philosophen (die das Leben überhaupt als ein Übel ansehen) be-

Digitized by Google

ſtreiten wollen. Die anthropocentiſche Anſicht iſt alſo keineswegs ein Irrtum, ſondern vielmehr eine Konſequenz der moniſtiſchen Weltanſchauung.

Gehen wir jetzt etwas ſpezieller auf die Diskuſſion der Frage ein, wie man ſich unter Zugrundelegung dieſer Anſicht die Entſtehung und Weiterentwickelung des individuellen Lebens in der Natur vorſtellen muß.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

1. Wir haben schon im ersten Kapitel darauf hingewiesen, daß das stets sich gleichbleibende Hauptziel des individuellen Lebens immer auf das Maximum seiner Bethätigung gerichtet, und daß die Art und Größe (extensive wie intensive) dieses Maximum stets von der Menge und Beschaffenheit der Mittel abhängig ist, die in dem jedesmaligen Entwickelungszustande des Allgemeinen für das individuelle Leben verfügbar sind. Was zu diesen Mitteln oder Vorbedingungen des Einzellebens zu rechnen ist, haben wir vorher genugsam angedeutet. Ebenso haben wir schon darauf hingewiesen, daß mit der vorschreitenden Entwickelung des Ganzen die Menge und Beschaffenheit dieser Mittel sich beständig vermehrt und verbessert, indem mit der Änderung jenes vorher erwähnten Zustandes des Ganzen stets nach Zahl und Art neue Individuen (neben den bereits vorhandenen) in den Kreislauf der bildenden und zersetzenden Lebensthätigkeit hineingezogen werden. Es ist demnach anzunehmen, daß die jedesmaligen Maxima, die relativ besten Resultate der bildenden und zersetzenden Thätigkeit, mit der Zeit immer höhere Stufen des allgemeinen Aristokratismus in der Natur einnehmen müssen. Denn alle dem Kreislauf des Werdens unterworfenen Individuen müssen sich dem eigensten (aristokratischen) Lebensprinzip zufolge unter normalen Verhältnissen entweder selbst aufwärts zu immer größerer Steigerung und Komplikation ihres Gehalts entwickeln, oder in andern Individuen aufgehen und so wenigstens indirekt in demselben Sinne wirken.

Es wird also von der jedesmaligen Entwickelungsepoche des betreffenden Planeten abhängen, welcher eigentümlichen Art und allgemeinen Stufe jene Maxima der individuellen Lebensbethätigung sein werden. In den allerfrühesten Epochen, wo ein organisches Leben noch nicht möglich war, mögen diese verhältnismäßig sehr

Digitized by Google

einfach gewesen sein und erst in spätern Epochen jene Komplikation angenommen haben, die wir selbst auf den untersten Stufen des organischen Lebens erkennen. Dies im einzelnen zu verfolgen, ist unmöglich. Was wir darüber wissen können, beschränkt sich auf Rückschlüsse aufgrund von Analogien, die ja mehr oder minder alle Lebensäußerungen, auf den niedrigsten wie höchsten Stufen, in den frühesten wie spätesten Entwickelungsepochen aufweisen. So können wir nicht bloß, sondern müssen sogar annehmen, daß jener im Prinzip sich stets gleichbleibende Drang nach Individualisierung des Lebens nie, in keiner Bildungsepoche unseres Planeten aufgehört hat und aufhört, neben den frühern (bereits auf eine bestimmte Stufe gebrachten) Individuen stets neue, vorher noch nie dagewesene in den Kreislauf des Werdens und somit der Weiterentwickelung zu ziehen: — oder, daß eine Urzeugung von Organismen, wenn erst einmal begonnen, beständig fortgesetzt wird. Denn wenn eine solche Urzeugung von Organismen nicht in jeder Epoche — sobald die Vorbedingungen dazu erfüllt sind — möglich sein soll, so ist sie eben in keiner Epoche möglich gewesen und könnte überhaupt niemals stattgefunden haben. Sowie also jetzt, in unserer Epoche, eine Stufenleiter vom Minimum bis zum Maximum — von der primitivsten Monere, ja vielleicht sogar von gewissen unorganischen Verbindungen bis hinauf zum Menschen — existiert, so sind wir auch gezwungen, anzunehmen, daß ähnliche Verhältnisse in jeder Epoche vorhanden gewesen sind. Jede Epoche muß eine Stufenleiter von Minimum bis zum Maximum der Steigerung und Komplikation des individuellen Lebens: eine eigentümliche Stufenleiter des allgemeinen Aristokratismus (neben speziellen Richtungen desselben) aufweisen. Natürlich mögen jene Maxima eben andere gewesen sein als die jetzigen und ebenso die darunter stehenden Bildungen — wenn auch in den wesentlichsten Charakteren den ersteren ähnlich, bezw. gleich — doch den verschiedenen Bildungszuständen des Ganzen gemäß verschieden ausgefallen sein.

So müssen wir uns einen Entwickelungszustand unseres Planeten

Digitized by Google

vorstellen, in welchen — wegen der höheren, mittleren Temperatur ꝛc. — als Maxima der bildenden Lebensthätigkeit nur verhältnismäßig einfache unorganische Verbindungen möglich waren. Dann mochte eine Epoche der einfachern, aber in Vergleich mit den früheren ungleich komplizierteren organischen Verbindungen folgen; dann eine Epoche der einfachsten Organismen (Moneren, Protisten ꝛc.); weiterhin eine Epoche der einfachsten Pflanzen und pflanzenähnlichen Tiere, die zu ihrer Ernährung bloß einfacher — womöglich nur unorganischer — Verbindungen bedürfen. Erst ganz allmählich mögen sich in den spätern Epochen Pflanzen und Tiere als prinzipiell verschiedene Richtungen der Entwickelung abgezweigt haben: sofern man nämlich den Begriff „Pflanze" und „Tier" so fixiert, daß erstere ausschließlich (oder doch vorwiegend) einfacher unorganischer Verbindungen zum Aufbau ihres Organismus benötigen, letztere dagegen hierzu nur bereits vorgebildete, organische Stoffe verwenden können. Der Unterschied zwischen beiden fällt erst auf den höheren Stufen der Pflanzen und Tiere deutlicher in die Augen und besteht vorzugsweise darin, daß erstere (die Pflanzen) den notwendigen aktualen Antrieb zu ihrer Lebensthätigkeit hauptsächlich durch Zersetzungsvorgänge außerhalb ihres Organismus (Wärme und Licht der Sonne, Erdwärme ꝛc.) und letztere jenen Antrieb vorzugsweise durch Zersetzungsvorgänge innerhalb ihres Organismus erhalten. Erstere hängen also mit dem allgemeinen (kosmischen) Kreislauf der Bildung und Zersetzung (mit dem Gesamtleben im Weltall) viel unmittelbarer und inniger zusammen als erstere; sie haben sich gleichsam noch nicht so weit wie diese von dem allgemeinen Leben abgelöst, verselbständigt, individualisiert.

Ob die Abzweigung in Tiere und Pflanzen im eigentlichen Sinne zu verstehen ist, d. h. ob beide ungefähr gleichzeitig sich aus gewissen Moneren, Protisten ꝛc. entwickelt haben, wissen wir natürlich nicht. Viel innere Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme für sich, daß pflanzliche Organismen früher als tierische existiert haben, schon deshalb, weil das tierische Leben der höhern

Digitized by Google

Stufen auf das pflanzliche basiert ist. Jedenfalls existierten einmal neben den Pflanzen pflanzenähnliche Tiere, d. h. solche, die zum Aufbau ihres Organismus nur einfacherer, mehr unorganischer Verbindungen bedurften. Der Übergang mag sehr allmählich von statten gegangen sein, doch ist dies *nicht so zu verstehen*, daß Pflanzen, pflanzenähnliche und eigentliche Tiere durch eine von der Urzeugung ab ununterbrochene Kette von allmählichen Abänderungen hervorgegangen sind. Die Richtungen der Entwickelung sind nach unserer Ansicht für jede Abteilung, Klasse, — sogar für jede Ordnung von Organismen, (worauf wir später kommen werden) — *schon von der Urzeugung ab im großen und ganzen bestimmt*. Die allmählichen Übergänge beziehen sich also nur auf die allmählich aufeinanderfolgenden *Urzeugungen aus dem Schoße des Ganzen*, nicht auf die aufeinanderfolgenden *Wiedererzeugungen aus dem Schoße des Individuum*. Trotzdem nämlich die Tendenz des individuellen Lebens ganz allgemein auf Steigerung und Komplikation seines Gehalts gerichtet ist, so hängt der Erfolg dieses Bestrebens doch sehr davon ab, unter welchen Umständen der Urkeim entstanden ist, welche Vorbedingungen zur Weiterentwickelung derselbe von vornherein vorfindet, oder, — was dasselbe sagen will — in welchem Entwickelungsstadium des Ganzen ein Individuum seine Entwickelung vom ersten Stadium der Organisation aus beginnt. Die *ersten* überhaupt entstandenen Organismen mußten in dieser Beziehung am allerungünstigsten gestellt sein, weil bei ihrer Entstehung noch gar kein vorgebildetes Material zum Aufbau ihres Organismus existierte. Ihre Lebensthätigkeit mußte sich deshalb auf die einfachsten Funktionen der *Pflanze* beschränken, und daß sie diese von vorn herein einmal eingeschlagene Richtung dann auch fernerhin, im Verlaufe ihrer ganzen individuellen Entwickelung beibehielten, ist sehr natürlich, fast selbstverständlich. Da nämlich diese Arten von Organismen bei ihren eigentümlichen (mit dem Grund und Boden verknüpften) Existenzbedingungen zu einem freiwilligen Ortswechsel gleichsam keine Veranlassung hatten, so mußte ihre fernere, wenn auch im *speziellen*

Digitized by Google

noch so hohe Entwickelung in einer wichtigen allgemeinen Beziehung für immer hinter derjenigen der eigentlichen Tiere zurückbleiben; es konnte nämlich höchstens die bildende Thätigkeit eine erhebliche Steigerung und Komplikation erfahren, niemals aber die zersetzende (Bewegung und Wärme produzierende) Funktion. Diese letztere ist selbst bei den höchst entwickelten Pflanzen auf ein Minimum beschränkt und steht in dieser Beziehung sogar hinter gewissen (sonst viel weniger hoch entwickelten) Tieren zurück.

Trotzdem also das Leben immer die gleiche Tendenz nach Steigerung und Komplikation erkennen läßt, so konnte es doch nicht bei allen stetig zusammenhängenden Entwickelungsreihen von Individuen dieselben Resultate erreichen, weil diese eben schon durch die (von dem jedesmaligen Zustand des Ganzen abhängige) Beschaffenheit des Urkeimes und durch die bei der Urzeugung von vornherein vorgefundenen Existenzbedingungen im großen und ganzen bestimmt war. Jede Wiedererzeugung aus dem Schoße des Individuum und darauf erfolgende Weiterentwickelung ist eben sehr wahrscheinlich nur ein abgekürztes Verfahren der Urzeugung aus dem Schoße des Ganzen und der darauf erfolgenden Weiterentwickelung in einer stetig zusammenhängenden Reihe von selbständigen Individuen. Die Gesetze, welche für die Wiedererzeugung gelten, haben deshalb auch eine analoge Gültigkeit für die Urzeugung oder erste Entstehung von Organismen überhaupt. Um z. B. gleich hier auf die Frage der Blutsverwandtschaft gewisser Arten von Organismen, speziell gewisser Tiere — wozu hier auch der Mensch gehört — zu kommen, so ist dieselbe nach unserer Ansicht von Darwin, Haeckel und andern von vornherein in viel zu weitem Umfange verstanden werden. Der Diskussion wert halten wir diese Frage höchstens innerhalb derselben Ordnung, Gattung, Familie, Spielart, Art, die zusammen ungefähr dieselbe Stufe (Ordnung) des allgemeinen Aristokratismus und einzeln gewisse besondere Richtungen desselben vorstellen. Keineswegs ist sie aber auf sämtliche Ordnungen von Tieren bezw. Pflanzen: auf die Klassen

Digitized by Google

oder gar Abteilungen auszudehnen. Selbst innerhalb derselben Ordnung ist jene Frage für die verschiedenen Arten nicht ohne weiteres mit ja zu beantworten. Die ontogenetische (aus dem vom Individuum erzeugenden Ei hervorgehende) Entwickelung mag noch so viel Gleiches oder Ähnliches für die Individuen ein und derselben Klasse (z. B. Säugetiere) oder ein und derselben Abteilung (z. B. Wirbeltiere) haben, das befruchtete Ei muß doch für die Individuen dieser verschiedenen Kategorien, ja, sogar für diejenigen der verschiedenen Gattungen ein und derselben Ordnung von vornherein erheblich verschieden (atomistisch, molekular ꝛc.) konstituiert sein; denn anders müßte es ja nur von äußern Umständen (Ernährung ꝛc.) abhängen, ob dieses oder jenes Individuum derselben Abteilung, Klasse und Ordnung ꝛc. daraus entstehen soll. Wenn auch das Mikroskop und die chemische Elementaranalyse als zu grobe, bezw. zu feine Instrumente diese Verschiedenheit von vornherein und in den ersten Stadien der embryonalen Entwickelung noch nicht zu entdecken vermögen, so ist dadurch eine gemeinschaftliche Abstammung aller hier in Rede stehenden Organismen von einer einzigen sog. Urform noch lange nicht über jeden Zweifel erhaben. Die integrierenden Bestandteile der ersten Keime können, wie bei der Wiedererzeugung, so auch bei der Urzeugung, für diese Organismen nach Zahl, Art, ꝛc. sehr verschieden gewesen sein. Was diese ersten Keime und die frühesten Entwickelungsstadien derselben bei gewissen Gruppen von Organismen Gemeinschaftliches haben, mag erstens — wie schon erwähnt — auf Rechnung jenes sich stets im großen und ganzen gleichbleibenden Bildungstriebes zu setzen, zweitens darauf zurückzuführen sein, daß jene Gruppen von größerer oder geringerer Ähnlichkeit in benachbarten (angrenzenden) und deshalb einander ähnlichen Entwickelungsepochen und in ähnlichen örtlichen Gebieten unseres Planeten durch Urzeugung entstanden sind. Vielleicht verhält sich die Sache ungefähr so: „Je mehr man von den Arten zu Gattungen, von den Gattungen zu Familien, von den Familien zu Ordnungen, von den Ordnungen zu Klassen, von den Klassen zu Abteilungen ꝛc. übergeht, desto mehr erweitert

Digitized by Google

man die zeitliche Ausdehnung und das örtliche Gebiet, innerhalb deren jene Organismen durch Urzeugung aus dem Schoße des Ganzen hervorgegangen sind; und umgekehrt, je mehr man von der Ordnung ꝛc. zur Gattung, Familie, Art, Spielart übergeht, desto mehr verengert, beschränkt man Zeit, Ort und sonstige Umstände der ersten Entstehung aus dem Ganzen, bezw. aus gewissen andern Arten von Organismen."

Die erste Entstehung (Urzeugung) der Abteilungen, Klassen, Ordnungen und vielleicht auch Gattungen von organisierten Individuen verteilt sich also nach unserer Ansicht erstens auf verschiedene allgemeine Entwickelungsstadien unseres Planeten und zweitens auf verschiedene örtliche Gebiete der Oberfläche desselben. — (Entstehungsherde.) — Bezüglich der weitern Entwickelung und besondern Richtungen, welche dieselbe einschlagen mußte, mögen dann, außer diesen bereits erwähnten allgemeinen, allerdings auch noch besondere äußere Umstände, — welche aus dem gegenseitigen Verhältnis der gleichzeitig existiereuden Individuen erwachsen — einen größern oder geringern Einfluß gehabt haben. In den frühesten Entwickelungsstadien des organischen Lebens auf unserm Planeten mögen aber die besondern Umstände — schon wegen der außerordentlich geringen oder noch gar nicht vorhandenen Selbständigkeit, Selbstbestimmungsfähigkeit ꝛc. der Individuen — von sehr untergeordnetem, oder gar keinem Belang gewesen sein und die vom Urkeime ab gegebene allgemeine Richtung der Entwickelung nur sehr wenig oder gar nicht beeinflußt haben. Erst später, nachdem gewisse Gruppen von Lebewesen bereits eine bestimmte höhere Stufe erreicht hatten und bezüglich ihrer Existenzbedingungen mehr oder minder vorübergehend mit einander in Konflikt gerieten, traten jene besondern Umstände als neue Faktoren der Entwickelung erheblich in Wirksamkeit. Sie konnten aber — wie schon erwähnt — in der Regel nur negativ, beschränkend und höchstens ausnahmsweise und indirekt bei gewissen Gruppen tierischer Lebewesen positiv, fördernd auf die Weiterentwickelung — und hier auch nur in speziellen Richtungen —

Digitized by Google

wirken. Die Entwickelung im Sinne des allgemeinen Aristokratismus hatte mit diesen Konflikten — welche Darwin Kampf ums Dasein nennt — nichts zu thun; und wir erinnern in Bezug herauf an das, was wir an andern Stellen dagegen angeführt haben. Diese besondern Wechselbeziehungen zwischen gleichzeitig existierenden Individuen mögen allerdings unter Mitwirkung abnormer Naturereignisse nicht selten jene schon vorher erwähnten kritischen Wendepunkte im Verlauf einer individuellen Entwickelungsgeschichte herbeiführen und auf diese Weise gewisse Gruppen von Lebewesen entweder allmählich verkrüppeln und verkümmern, oder, — im günstigen Falle — von ein und derselben allgemeinen Stufe des Aristokratismus aus, in verschiedene spezielle Richtungen divergieren lassen. Im letztern Falle mögen wirklich, wie Darwin ausführlich darlegt, hierdurch — also durch den Kampf ums Dasein veranlaßt und geleitet — aus gewissen einfachen Arten allmählig bestimmte Abarten, Rassen, Spielarten ꝛc. und allenfalls auch mit der Zeit — durch Aussterben der Übergangsstufen — sog. Familien, Gattungen von verhältnismäßig großer Differenz entstehen. Aber diese Verschiedenheit wird nach unserer Ansicht niemals so weit gehen, daß die betreffenden Individuen später zu verschiedenen Ordnungen oder gar Klassen von Tieren bezw. Pflanzen gerechnet werden müßten. Die sog. einfachen — und nur in gewissen Richtungen veränderlichen — Arten sind nach unserer Ansicht bestimmte Stufen von — unter günstigen Umständen — stetig aufwärts steigenden individuellen Entwickelungsreihen, die bez. ihres überhaupt erreichbaren Maximum der Steigerung und Komplikation des Lebens bereits vom Urkeime ab — durch die eigentümliche Beschaffenheit desselben — mehr oder weniger begrenzt sind. Sobald nämlich dieses Maximum (Gipfel) erreicht ist, bleibt die betreffende Art unter normalen Verhältnissen konstant und muß unter abnormen äußern Umständen entweder aussterben oder in verschiedene spezielle Richtungen divergieren. Niemals aber vermag sie über dieses Maximum hinaus eine höhere Stufe des allgemeinen Aristokratismus in der Natur zu erreichen. Dieser stationäre

Digitized by Google

Zustand (Maximum) scheint jetzt bei den meisten der wild lebenden Tiere und Pflanzen annähernd erreicht zu sein; denn dieselben sind bekanntlich so wenig veränderlich, daß ja anfangs dieses Jahrhunderts jener erbitterte Streit der Naturforscher über ihre Variabilität oder Konstanz entstehen konnte. Er ist jetzt zu Gunsten derjenigen entschieden worden, welche die Konstanz der Arten leugnen. In der That sind dieselben nicht in dem Maße konstant, und die einzelnen Individuen einander nicht so absolut gleich, wie dies in der Chemie für die verschiedenen Arten von Elementar- und aus diesen zusammengesetzten Stoffen gilt. Doch sind jene Arten von Organismen auch nicht in dem Maße variabel und die einzelnen Individuen derselben nicht in dem Grade verschieden, daß man deshalb den Artbegriff ganz fallen lassen müßte. Der Begriff der (einfachen und zusammengesetzten) Art ist in allen drei Naturreichen vertreten, hat auf allen Stufen des Lebens analoge Bedeutung und scheint von den Lebensäußerungen untrennbar zu sein. Es ist deshalb ein durchaus voreiliger Entschluß der neuern Naturwissenschaft, ihn gänzlich leugnen, oder doch in Frage stellen zu wollen.

2. Was überhaupt das vielbesprochene Problem von der Entstehung der verschiedenen Arten von Tieren und Pflanzen anbelangt, so müssen wir von vorn herein der Meinung entgegentreten, daß dasselbe durch die berühmte oder berüchtigte Darwin-Haeckel'sche Theorie endgiltig gelöst sei. Allerdings sind gewisse mit diesem Problem zusammenhängende Thatsachen oder Hypothesen, welche größtenteils schon früher in engern Fachkreisen bekannt waren, durch Darwin und Haeckel vervollständigt und dem größern Publikum zugänglich gemacht worden. Aber man muß sich deshalb nicht der Illusion hingeben, daß dadurch jenes ebenso schwierige wie wichtige Problem wirklich schon gelöst sei. Daß gewisse Hauptargumente Darwin's in Bezug hierauf durchaus nicht unanfechtbar sind und höchstens nur eine sehr bedingte Gültigkeit beanspruchen können,

Digitized by Google

haben wir ja soeben nachzuweisen gesucht. Vor allem aber ist, wie nicht oft genug wiederholt werden kann, die ganze Grundlage der Darwin-Haeckel'schen Theorie eine falsche, indem sie den negativen, beschränkenden Faktoren der Entwickelung nicht nur eine allzu vorwiegende, sondern sogar ausschließliche Wirksamkeit beimißt und die eigentlich treibenden positiven Motive gänzlich verkennt, oder nur unbewußter Weise gelten läßt. Anstatt, wie schon erwähnt, das eigentliche Lebens- und Entwickelungsprinzip an die Spitze ihrer Theorie zu stellen und nur die Abweichungen oder die damit nicht vereinbaren Bildungen als Anpassungen an eigentümliche Lebensbedingungen aufzufassen, erklären jene Naturforscher vielmehr diese Abweichungen, diese erzwungenen partiellen Verneinungen jenes Prinzips als eigentliche und alleinige Entwickelungsprinzipien: sogen. Anpassungsgesetze. Sie verwechseln so die Ausnahme mit der Regel, die Nebensache mit der Hauptsache. Will man jenem Problem von der Entstehung der Arten wirklich ernsthaft näher treten, so ist das erste Erfordernis, jene stets sich gleichbleibende und im allgemeinen immer auf Steigerung und Komplikation gerichtete Tendenz als eigentliches Lebensprinzip rückhaltlos anzuerkennen. Es ist ein gar nicht genug zu beachtendes Moment, daß wir überall und immer, bei den Anorganen, wie bei den Organismen, in der Natur, wie in unserem eignen Leben jener stufenweise aufsteigenden Tendenz nach Vervollkommnung und Verschönerung begegnen. Ohne die Voraussetzung einer solchen, auch unabhängig von äußern Umständen positiv wirksamen Tendenz ist das eigentliche Wesen des Lebens gar nicht zu verstehen.

Auch der Umstand, daß die neuere Entwickelungstheorie — trotz aller gegenteiligen Verwahrungen — das Leben doch erst da als eigentlich vorhanden anerkennt und beginnen läßt, wo es — wie auf der organisierten Stufe — bereits eine erheblich vorgeschrittene Individualisierung zeigt, steht der richtigen und vollständigen Lösung jenes Problems im Wege. Es handelt sich nämlich hier — wie die neuern Entwickelungstheoretiker wohl noch gar nicht recht beachtet haben — nicht etwa bloß um die Entstehung

Digitized by Google

der Arten, Gattungen, Ordnungen ꝛc auf der organisierten Stufe der Tiere und Pflanzen, sondern auch auf der Stufe der chemischen Elementarstoffe und Verbindungen. Merkwürdigerweise stehen sich die Ansichten hierüber auf beiden Stufen schroff gegenüber. Während die meisten Theoretiker der Chemie sich dagegen verwahren, daß sämtliche einfache Arten oder Elementarstoffe aus einer einzigen Urform zusammengesetzt seien, behaupten die meisten Entwickelungstheoretiker in der Zoologie und Botanik, daß deren sämtliche so verschiedene Formen von einer einzigen Monere abstammen, die bloß ein erstes und einziges Mal — und nie wieder — durch Urzeugung aus dem Universum hervorgegangen sei: gerade als ob das Leben vorher noch gar nicht existiert hätte und auf einmal ganz urplötzlich entstanden sei. Welche von diesen Ansichten die richtige ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Nach unserer Ansicht kann überhaupt gar nicht die Frage aufgeworfen werden, ob die komplizierten Arten aus einfachern entstanden bezw. zusammengesetzt seien, sondern wie dies geschehen sein könnte. Wenn sich nun auch in Bezug hierauf wohl niemals eine völlig unanfechtbare Theorie wird aufstellen lassen, so halten wir doch die Art und Weise, wie sich Darwin und Haeckel die Sache vorstellen, für dermaßen anfechtbar und unphilosophisch, daß man sich eigentlich wundern muß, wie sie so viele Gläubige finden konnte.

Ihre Theorie würde indessen schwerlich jenes allgemeine und lebhafte, wenn auch sehr gemischte Interesse des größern Publikums erregt haben, wenn sie nicht dem Menschen eine Stellung in der Natur zugewiesen hätte, die allem bisherigen, tief eingewurzelten Glauben und Aberglauben in Bezug hierauf zuwiderläuft. Während man bisher, ungefähr in Übereinstimmung mit einer bekannten orientalischen Mythologie — die auch vom Christentum später in Ermangelung von etwas Besserem acceptiert wurde — im allgemeinen noch immer glaubte, daß der Mensch gleichsam die Krone der Schöpfung, das Ebenbild Gottes sei, und daß alle übrigen Geschöpfe bloß seinetwegen geschaffen wären: sollte er plötzlich nicht mehr und nicht weniger als jedes andere höhere Wirbeltier sein und die verschiedenen

Digitized by Google

Arten derselben zu Blutsverwandten, gleichsam zu Vettern ersten zweiten, dritten ꝛc. Grades haben. Was diese Blutsverwandtschaft betrifft, so haben wir unsere Ansicht hierüber schon vorher angedeutet. Wir halten es durchaus nicht für wahrscheinlich, daß alle Klassen der sog. Wirbeltiere (Säugetiere, Vögel ꝛc.) bluts- und stammverwandte Gruppen bilden, sondern sind der Meinung, daß höchstens die einzelnen Ordnungen dieser Klassen vielleicht von einfacheren — den chemischen Elementen vergleichbaren — gemeinsamen Urformen abstammen, bezw. daraus zusammengesetzt sind. Aber bereits auf den allerfrühesten Stufen der Entwickelung (als Monere ꝛc.) differierten diese jedenfalls erheblich von einander und sind sehr wahrscheinlich in verschiedenen Entwickelungsepochen unseres Planeten und in verschiedenen örtlichen Gebieten der Oberfläche desselben durch Urzeugung entstanden, oder — was dasselbe ist — haben sich aus dem Ganzen nach und nach als relativ selbständige Individuen abgehoben. Sie trugen dabei die Anlage zu dem überhaupt erreichbaren Maximum ihrer spätern Entwickelung bereits im großen und allgemeinen in sich: ganz ähnlich, wie dies (aber in viel größerem Maße) bei der jedesmaligen Wiedererzeugung aus jenen elementaren Gebilden der Fall ist, die als (weibliches) Ei'chen und (männliches) Sperma vor dem Verlassen des bez. Organismus bereits eine gewisse Stufe der Bildung erreicht haben. Jene Urformen mögen dabei dennoch gewisse gemeinschaftliche Charaktere und mancherlei Parallelismen in ihrer ferneren Entwickelung aufweisen. Es kann dies durchaus nicht überraschen, wenn man bedenkt, daß ja auch die chemischen Elementarstoffe bez. ihrer Eigenschaften, Reaktionen ꝛc. gruppenweise einander ähnlich sind. Das Leben bleibt ja eben überall, auf den niedrigsten wie höchsten Stufen seinem eigentlichen Wesen nach ein und dasselbe; es wäre daher jene Analogie durchaus nicht seltsam.

Wir glauben deshalb, — denn von einem exakten Wissen kann hier überhaupt nicht die Rede sein — durchaus nicht, daß z. B. die Typen: „Mensch“ und „Affe“ von einer gemeinsamen Stammform herzuleiten seien. Sie müssen jedenfalls zu verschiedenen

Digitized by Google

Ordnungen der Säugetiere gerechnet werden, die bereits der ursprünglichen Anlage nach von einander erheblich verschieden waren und nicht etwa bloß infolge besonderer äußerer Umstände sich verschieden entwickelt haben: wie dies innerhalb der Ordnung Mensch für deren verschiedene Arten, Racen ꝛc. wohl der Fall gewesen ist. Affe und Mensch sind jedenfalls Endglieder von zwei besondern von vornherein getrennten — verschiedenen Maximis zustrebenden — Entwickelungsreihen, die sich ebenso wie andere von gewissen Wendepunkten ab in verschiedene spezielle Zweige gespalten haben.

Ein Hauptargument, welches die Affentheoretiker für jene gemeinschaftliche Abstammung und Blutsverwandtschaft ins Feld führen, besteht darin, daß sie sagen: der Mensch habe gewisse sog. rudimentäre Organe, deren Zweck bei seiner jetzigen Entwickelungsstufe unerfindlich und die jedenfalls noch nicht gänzlich rückgebildete Erbschaftsreste seiner tierischen Stammeltern sein müßten. Man kann in der That nicht leugnen, daß es solche Organe beim Menschen giebt; aber diese Thatsache beweist noch nichts gegen jene von vornherein verschiedene ursprüngliche Anlage und getrennte Entwickelungsgeschichte. Wir haben ja bereits früher darauf hingewiesen, daß in einer kontinuierlichen Entwickelungsreihe das aristokratische Prinzip keineswegs ununterbrochen und ohne Ausnahme das leitende gewesen sein kann. Unter dem Drange der Not und des Mangels an Existenzmitteln im weitesten Sinne mag ja für eine längere oder kürzere Zeit die Opportunitäts- oder Anpassungstendenz die Oberhand gewonnen und jene mit dem edleren Typus nicht übereinstimmenden Abänderungen hervorgerufen haben. Jedoch die Thatsache, daß sie in der Rückbildung begriffen sind, beweist ja eben gerade, daß die allgemeine Tendenz von vornherein eine andere, höhere gewesen sein muß und nur durch die Ungunst der äußern Umstände vorübergehend zurückgedrängt werden konnte.

Es ist deshalb der menschliche Stolz, welcher sich gegen jene tierische Verwandtschaft unwillkürlich auflehnt, gar nicht so unbegründet und auf gemeine Eitelkeit zurückzuführen, wie jene Affentheoretiker behaupten.

Digitized by Google

Was den Zeitpunkt anbetrifft, um welchen herum sich jene elementaren Urgebilde des Menschentypus aus dem Ganzen als relativ selbständige Individuen abgelöst haben mögen, so darf derselbe weder in eine allzu frühe, noch allzu späte der organischen Entwickelungsepochen unseres Planeten verlegt werden. In einer allzu frühen Epoche können die Vorbedingungen für die Urzeugung jener besonders mannigfaltig, reich, ꝛc. zusammengesetzten elementaren Gebilde in dem Zustand des Ganzen noch nicht als erfüllt vorausgesetzt werden, und in einer verhältnismäßig zu späten Epoche wären dieselben jedenfalls zu ohnmächtig gegenüber andern, — von vornherein weniger günstig veranlagten, aber bereits auf eine höhere Stufe der Entwickelung gelangten, — Individuen gewesen. Dieser Umstand mag überhaupt die Ursache sein, daß in den spätern und spätesten Epochen nur noch solche Entwickelungsreihen ungestört ihr Maximum erreichen konnten, die von vornherein (in ihren ersten einfachsten Gebilden) mehr oder weniger niedrig veranlagt waren. Denn die später überhaupt noch offenen Stellen im Haushalte der Natur waren gleichsam zu schlecht dotiert, verfügten über zu beschränkte Mittel, sodaß eine darauf basierte fortschreitende Entwickelung sehr bald ein Ende finden mußte; und zwar vielleicht um so früher, je höher, vollkommener die betreffenden elementaren Urgebilde von vornherein angelegt waren. So mögen z. B. in den verhältnismäßig spätesten Entwickelungsepochen des organischen Lebens nur noch gewisse wirbellose Gliedertiere (Insekten) — die außerordentlich geringer materieller Existenzmittel bedürfen — ein gewisses Maximum — wenn auch nicht der Steigerung — so doch der Komplikation des Lebensgehalts erreicht haben. Die meisten Ordnungen dieser Tierklasse stehen nämlich in vielen Beziehungen höher als gewisse Ordnungen niederer Wirbeltiere; ja, insofern bei vielen Arten derselben (Ameisen, Bienen ꝛc.) bereits gewisse soziale Verhältnisse (Gesellschaftsordnungen, Stände, Staaten ꝛc.) sich herausgebildet haben, höher als die höchsten Wirbeltiere und nähern sich in dieser Beziehung gewissermaßen dem Menschen.

Das Menschengeschlecht kann also weder für das älteste noch

Digitized by Google

für das jüngste der verschiedenen Wirbeltiergeschlechter angesehen werden. Von den noch jetzt existierenden Ordnungen und Arten derselben mögen vielleicht gewisse Raubtiergeschlechter älter: andere (die Omnivoren) ungefähr gleichen Alters: andere (besonders die Pflanzenfresser) jünger als der Mensch sein. Jedoch dürfen die Unterschiede in Bezug hierauf jedenfalls nicht zu groß angenommen werden. Alle Ordnungen und Arten haben soviel Gemeinschaftliches in Körperbau und Vorbedingungen der Existenz, daß die Zeitpunkte ihrer ersten Erzeugung (Urzeugung) nicht zu weit auseinander liegen können. Allerdings kommt es dabei vielleicht auf ein paar Jahrtausende mehr oder weniger nicht an; solche Zeiträume spielen hierbei eine verschwindend kleine Rolle. Die mittlere Dauer der individuellen Entwickelung (im Mutterschoße des Individuum ꝛc.) sowie die des individuellen Daseins überhaupt ist hierfür nicht einmal ein relativer Maßstab. Diese Momente geben jedenfalls weniger für die zeitliche Ausdehnung, als für die größere oder geringere Anzahl der aufeinanderfolgenden Hauptphasen (Stationen, relative Maxima, bezw. Minima) des allmählichen Entwickelungsprozesses einen Anhalt, indem derselbe je nach Umständen (Temperatur ꝛc.) schneller oder langsamer — natürlich innerhalb gewisser Grenzen — fortschreiten kann.

Wir wollen in Bezug hierauf keine weitern gewagten Hypothesen aufstellen und nur noch kurz auf etwas eingehen, was hiermit in einem gewissen Zusammenhange steht.

Was nämlich die Verzweigung sämtlicher Klassen und Abteilungen von Tieren in Fleisch- und Pflanzenfresser anbelangt, — Raubtiere sind ja in gewisser Beziehung alle Tiere, insofern sie bestimmte Organismen vor deren natürlichem Zerfall zur Nahrung heranziehen — so verhält es sich damit vielleicht ähnlich, wie mit der Verzweigung der Organismen in Tiere und Pflanzen. Jedenfalls hat dieser Unterschied in der Nahrung ursprünglich nicht, oder wenigstens nicht strikte bestanden. Anfangs mag jegliche irgendwie bereits vorgebildete organische Substanz — gleichgültig ob von Tieren oder Pflanzen oder sonst woher stammend — zur Nahrung

Digitized by Google

gedient haben. Erst später mag sich unter Mitwirkung besonderer lokaler und anderer Verhältnisse eine Vorliebe für das eine, oder für das andere herausgebildet haben und allmählich durch Gewöhnung gekräftigt und befestigt worden sein. Nur gewisse Ordnungen und Arten haben sich weder ganz für das Eine, noch ganz für das Andere entschieden. Zu diesen gehört bekanntlich auch der Mensch, und es ist dieser Umstand jedenfalls nicht ohne allen Einfluß auf die eigentümliche Beschaffenheit seines Typus gewesen: hat zu dessen Vollkommenheit wohl nicht unerheblich beigetragen. Weder die ausschließliche Pflanzen- noch die ausschließliche Fleischnahrung ist nämlich die beste in Bezug auf die höchste Entwickelung. Erstere begünstigt aufgrund ihrer mangelnden Konzentration und geringern Erlangungsschwierigkeit eine allzu große Anhäufung von Körpermasse (Elephant, Rind ꝛc.) und ermöglicht deswegen und wegen ihrer schlechtern Beschaffenheit im allgemeinen bei demselben Körpergewicht nicht entfernt dieselbe intensive Kraftleistung wie die Fleischnahrung. Diese wiederum muß wegen ihrer an sich schon größern, mit der fortschreitenden Entwickelung aber noch beständig größer werdenden Erlangungsschwierigkeiten eine zu einseitige Ausbildung der Fähigkeiten bewirken; indem sie nämlich jenen Kampf ums Dasein und dessen einseitige Tendenz erst recht eigentlich heraufbeschwört. Die gemischte Nahrung aber vereinigt nicht nur die Vorteile jener beiden Hauptkategorien, sondern vermeidet auch die Nachteile, die in jener einseitigen Beschränkung liegen müssen. Sie erlaubt nämlich wegen ihrer größern Auswahl an Stoffen eine reichere Abwechselung und erhöht dadurch, sowie durch ihre größere Vollständigkeit an notwendigen Stoffen die Wirkung der Nahrung überhaupt.[1] Dann auch giebt der hierin liegende Reiz einen weitern Antrieb zur Steigerung und Komplikation des Lebens ab.

[1] Das Blut der sog. Omnivoren (Allesfresser) enthält bekanntlich die meisten roten Blutkörperchen, dann folgen in Bezug hierauf die reinen Fleischfresser und erst dann die reinen Pflanzenfresser. Da von der Menge der roten Blutkörperchen die Lebensenergie nicht unwesentlich abhängt, ins-

Digitized by Google

Daß man indessen in Bezug auf alle diese Momente die Wirkung der Nahrung nicht überschätzen darf, lehrt das Beispiel der übrigen sog. Omnivoren oder Allesfresser, die sich trotz der gemischten Nahrung nicht über ihre tierische Stufe erhoben haben.

Schluß.

Jener alte Glaube, daß der Mensch die Krone der Schöpfung, gleichsam nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sei, hat insofern etwas Richtiges getroffen, als der Mensch in der That für das beste und vollständigste verkleinerte Abbild des Universum, des Kosmos angesehen werden muß, und alle unter ihm stehenden Geschöpfe einesteils als mehr oder minder verfehlte Versuche, anderenteils als Vorstufen, Vorbereitungen dazu, zu betrachten sind. Das Leben drängt eben seinem innersten Wesen entsprechend stets auf die möglichst vollständige Individualisation und Konzentration seines Gesamtinhalts und damit zugleich auf den intensivsten Genuß, das höchste Gefühl, bezw. Bewußtsein seiner selbst hin. Es mußte deshalb sozusagen, wenn es nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten wollte, letzten Endes den Menschen hervorbringen. Und daß dies nicht bloß auf unserm Planeten und in unserem System, sondern überall im Universum geschehen mußte, bezw. noch muß, ist ein ganz unausweichlicher Gedanke: umsomehr, als die sog. Spektralanalyse überall im Universum dieselben uns wohlbekannten chemischen Elementarstoffe nachgewiesen hat. Es ist jener Gedanke, wie schon erwähnt, gewissermaßen eine Konsequenz des einheitlichen (monistischen) Weltschematismus oder der darauf begründeten monistischen Weltanschauung des erkennenden Subjekts.

Ist nun hiernach der Mensch die vollständigste Individuali-

besondere vielleicht die feinern Lebensregungen (Nerventhätigkeiten) dadurch bedingt sind, so scheint auch in Bezug hierauf die gemischte Kost die zweckmäßigste zu sein.

Digitized by Google

sation und Konzentration des Gesamtlebens im Universum, das beste verkleinerte Abbild des Kosmos, so müssen alle wesentlichen einfachen Teile (Elemente) des Lebensgehalts im Menschen am vollständigsten und in den übrigen Geschöpfen stufenweise mehr oder minder vollständig vertreten sein. In der That könnte man für alle stufenweise gegliederten Formen und Gestalten der kosmischen Kräftewirkungen Identitäten oder wenigstens Analogien in den individuellen Lebensbethätigungen der Organismen nachweisen. Die physischen, physiologischen und geistigen Thätigkeiten des Menschen, der Tiere und der Pflanzen — die letztern selbstverständlich unter Vorbehalt — bilden mit den (mehr oder minder) willkürlichen Bewegungen, den Empfindungen, den Gemütsaffekten, den Vorstellungen, den Gedanken ꝛc. einzeln und zusammen eine Stufenfolge von den einfachsten bis zu den komplizierteſten Formen und Gestalten, die in der That analog oder identisch denen in der Natur und im Kosmos sind. Wir erinnern dabei an alles das, was wir vorher an verschiedenen Stellen (z. B. Abschnitt 1, Kap. IV. 2) in Bezug hierauf angeführt haben. So hat z. B. der Kreislauf der bildenden und zersetzenden Thätigkeit im Kosmos ein mehr oder minder vollständiges Analogon an dem sog. Stoffwechsel innerhalb eines jeden, besonders aber des tierischen Organismus. Auch für den einheitlichen Weltschematismus, den einheitlichen Zusammenhang, die einheitlichen Beziehungen zwischen allen (den größten wie den kleinsten) Teilen des Kosmos (Weltkörper, Moleküle, Atome ꝛc.) könnte man die Einheit des individuellen Bewußtseins anführen. Wenigstens wäre wohl ohne die Einheit des allgemeinen, universellen Sein keine Einheit des besonderen individuellen (Bewußt)-Sein möglich. Ferner, wenn sich auch niemals aus dem bloßen Bewußtsein heraus das Universum, oder — mit den Worten einer gewissen Schule[1] —

[1] Die Schelling-Hegel'sche Schule, welche sich vermaß, das Sein aus dem Denken, die Welt aus dem Bewußtsein heraus zu konstruieren, ohne Erfahrungserkenntnisse zu bedürfen.

Digitized by Google

„aus dem Denken das Sein wird vollständig konstruieren lassen, so ist doch jedenfalls ohne jenes Analogon, ohne eine gewisse Übereinstimmung des (objektiven) Sein mit dem (subjektiven) Bewußtsein eine wahrhafte und wirkliche Erkenntnis der Welt ganz unmöglich. Wenn wir nicht gewissermaßen selbst die Welt im Kleinen wären, könnten wir die Welt im Großen niemals erkennen.

Es würde über den Rahmen dieser Skizze weit hinausgehen, auch nur die Hauptpunkte dieses — nach unserer Ansicht thatsächlich vorhandenen und nachweisbaren — Parallelismus zwischen dem individuellen und dem universellen Sein ausführlich zu erörtern. Da es zudem von vornherein gar nicht unsere Absicht war und sein kann, mit dieser Skizze eine vollständige und ausführliche Darlegung unseres Systems zu geben, so wollen wir hiermit abbrechen und uns nunmehr dem dritten Abschnitt zuwenden.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Das aristokratische Prinzip im Menschenleben.

Erstes Kapitel.

Wenn wir uns in den beiden vorhergegangenen Abschnitten auf Darstellungen und Betrachtungen von mehr allgemeiner Natur beschränken mußten, soll jetzt eine etwas größere Spezialisierung unsere Aufgabe sein. Allerdings wird sich diese nicht auf das gesamte Menschenleben im einzelnen und im allgemeinen — als Individuum und als Gattung — gleichmäßig erstrecken können. Im Vordergrunde wird immer das Individuum stehen bleiben müssen; die Gattung, die Menschheit kann erst in zweiter Linie und nur mehr nebenbei in Betracht kommen, da ein spezielleres Eingehen hierauf den Rahmen dieser Skizze weit überschreiten würde. Die Lebens- und Entwickelungsgesetze der Menschheit und was damit zusammenhängt, können nur in einer besonderen, umfangreichen Darstellung einigermaßen erschöpfend behandelt werden.

Aber selbst mit dieser Beschränkung sind wir uns der mannigfachen Schwierigkeiten der Aufgabe: das aristokratische Prinzip in der Entwickelung des speziellen Menschenlebens aufsuchen und klarlegen zu wollen, vollkommen bewußt. Um uns diese in einem wesentlichen Punkte zu erleichtern, haben wir schon im ersten und besonders im zweiten Abschnitt einen großen Teil dessen vorausgeschickt, was augenscheinlich erst in diesen Abschnitt hineinpaßt. Gegen Ende des zweiten z. B. war dies um so eher statthaft, als ja der Mensch im rohesten Naturzustande, namentlich was hier sein Verhältnis zu den Tieren anbelangt, als zur Natur schlechthin

Digitized by Google

gehörig betrachtet werden muß, und sein Menschtum im eigentlichen Sinne erst da beginnt, wo er sich von der Natur zur Kultur erhoben hat. Die Grenzlinie zwischen beiden ist indessen sehr schwer zu ziehen. Man kann sie in eine sehr frühe und in eine ziemlich späte Entwickelungsepoche des Menschen verlegen. Bekanntlich haben selbst die wildesten Völkerschaften, mit denen wir in Berührung gekommen sind, bereits eine gewisse, wenn auch noch so primitive Kultur; und umgekehrt tragen Nationen, die wir im allgemeinen zu den civilisierten rechnen, noch unverkennbare Spuren des Barbarismus an sich. Um uns also nicht in ein uferloses Gebiet zu verlieren, wollen wir unsere Untersuchungen nur bis auf solche Gattungen und Typen der Ordnung „Mensch" ausdehnen, die schon im Anbeginn ihrer historischen Entwickelung sowohl über den rohesten Naturzustand, als über die ersten Stadien der Civilisation hinaus waren. Es würde dies ungefähr für die geschichtlichen Hauptkulturvölker der kaukasischen Rasse im Altertum, Mittelalter und Neuzeit zutreffen. Diese sollen uns deshalb bei den folgenden Betrachtungen vorzugsweise vor Augen stehen.

Für die besten Ausprägungen dieser Rasse gilt denn auch ganz besonders, was wir im ersten Abschnitt als Wesen des Aristokratismus im allgemeinen gekennzeichnet haben. Es handelt sich dabei, um es noch einmal kurz zu wiederholen, um eine größtmögliche Steigerung und Komplikation des gesamten Lebensinhalts eines Individuum, bezw. um eine darauf gerichtete Tendenz, die von Zeit zu Zeit gewisse (sich unseren Sinnen als Schönheit der äußern Erscheinungsform besonders kundgebende) Gipfel, Maxima: mehr oder minder bleibende (stationäre) Zustände (Aristokratismen) erreicht. Dies gilt, wie im ersten Abschnitt ausführlich erörtert, für jegliche Gattungen und Arten von Lebensäußerungen: sowohl für die vorübergehenden (dynamischen) Regungen (willkürliche Bewegungen, Empfindungen, Vorstellungen ꝛc.) als auch für die mehr oder minder bleibenden (materiellen) Bildungen (Körpergestalten ꝛc.). Für die erstere Gattung: die Resultate der zersetzenden Lebensthätigkeit, hatten wir als besondere ästhetische Kennzeichen

jener stationären Zustände oder relativen Maxima den Rhythmus und die rhythmische Harmonie; für die zweite Gattung: die Resultate der bildenden Lebensthätigkeit, die Symmetrie und symmetrische Harmonie erkannt. Diese ästhetischen Kennzeichen der äußern Erscheinungsform besagen aber an sich selbst nur etwas über das möglichst freie und glückliche Verhalten des betreffenden individuellen Lebensgehalts: nichts indessen, oder doch nur in direkterweise etwas über dessen Reichtum und Kraft, bezw. dessen Armut und Schwäche. Wir müssen deshalb den eigentlichen Lebensgehalt zunächst getrennt von der äußeren Erscheinungsform betrachten.

Der Lebensgehalt eines Menschen, soweit derselbe seine eigenste Person und nicht seine Beziehungen zu andern und zur Außenwelt anbetrifft, besteht in gewissen physischen, moralischen und intellektuellen Fähigkeiten, Eigenschaften ꝛc., die sämtlich mehr oder minder von einander abhängig sind und auf einander einwirken. Man kann deshalb den Lebenswert oder -Unwert einer Persönlichkeit (versteht sich für diese selbst) gleichsam als die Summe oder besser als das Produkt dieser drei Hauptkategorien von persönlichen Vorzügen, bezw. Mängeln auffassen. Der Vergleich ist streng mathematisch, nämlich so zu verstehen, daß jenes Produkt um so größer oder kleiner ausfällt, je größer jene drei Hauptfaktoren in der positiven oder negativen Richtung sind. Das Mittelmaß könnte hierbei gewissermaßen als Nullpunkt angenommen werden. Wir wollen die nicht noch weiter ausführen.

Der Lebenswert der Persönlichkeit in diesem Sinne ist der genaueste Maßstab, zum mindesten die eigentliche Grundlage für das wahre Lebensglück oder -Unglück eines jeden Menschen. Man mag noch so sehr über die sog. Vergänglichkeit dieser persönlichen Güter spotten und die angebliche Unvergänglichkeit anderer, bes. gewisser äußerlicher Machtmittel (Geld, Rang, Stand ꝛc.) gegen sie hervorheben und über alle Gebühr hochstellen, — letztere sind doch nur ein armseliges Surrogat für erstere. Es bleibt ewig richtig, was Goethe sagt:

Digitized by Google

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gesteh'n: zu aller Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit.

Was zunächst die physischen Eigenschaften anbelangt, so gehören dazu alle diejenigen Fähigkeiten und — im Falle der Vollendung — Fertigkeiten, die ihr materielles Substrat weniger im Kopfe (Gehirn) als vielmehr im gesamten übrigen Körper haben. Das mindeste in Bezug hierauf Erforderliche ist das, was man schlechthin „Gesundheit" nennt; also im besonderen normaler, ungestörter Ablauf aller physiologischen Vorgänge im Organismus, vorzugsweise richtiges Funktionieren der Ernährungs- und Absonderungsorgane, insbesondere des Magens, der Lungen und der geschlechtlichen Sphäre oder kurz: „normaler Zustand des vegetativen Systems". Dann ist dazu erforderlich eine normale Reaktionsfähigkeit und Schärfe aller Empfindungsorgane (äußere Sinne ꝛc.) auf Eindrücke und Reize jeglicher Art: „Gesundheit des sensibeln Systems." Endlich gehört dazu eine entsprechende Leistungsfähigkeit aller Bewegungsorgane, (motorische Nerven, Muskeln, Knochen, Sehnen ꝛc.) „Gesundheit des motorischen Systems." Diese untern Stufen der individuellen Eigenschaften sind die unerläßlichen Vorbedingungen für die vollkommene Ausbildung aller höhern Stufen derselben: der moralischen und intellektuellen Fähigkeiten und Fertigkeiten, wenn diese auch noch anderweitig bedingt sind und für sich ein besonderes System ausmachen.

Diese leibliche Gesundheit mag zum größten Teil, besonders in Bezug auf ihre größere oder geringere Festigkeit, Elastizität ꝛc. angeboren sein, sie kann aber durch geeignetes Verhalten des Individuum — wobei die Gesetze des Rhythmus und der Harmonie in der sog. Regelmäßigkeit und Mäßigkeit der Lebensweise ihre Giltigkeit offenbaren — konserviert, und durch vernünftige, maßvolle Abhärtung, unter Beobachtung des organischen Allmählichkeitsgesetzes, ganz erheblich gekräftigt und befestigt werden. Die Merkmale, durch welche sich der vollkommene Gesundheitszustand

Digitized by Google

eines Individuum äußerlich kundgiebt, bilden in ihrer Isolierung die unterste Stufe körperlicher Schönheit und bestehen vorzugsweise in einer frischen Farbe, eigentümlichem Glanz, und elastischer Weichheit von Haut, Haar, ꝛc. sowie in einer Körpergestalt, deren feste Fülle der Formen ebensoweit von Magerkeit wie von Fettleibigkeit entfernt ist. Doch giebt es auch, wenigstens bei Männern mitunter eine edle Magerkeit, die durchaus nicht häßlich genannt werden kann. Die Gesundheit im allgemeinen pflegt bei den gröber organisierten Individuen fester, bei den feiner organisierten elastischer zu sein.

Zu den physischen Eigenschaften, die über den bloßen Gesundheitszustand hinausgehen, gehören körperliche Größe, Kraft und Gewandtheit. Die Art und der Grad derselben, sowie deren Verhältnis zu den übrigen persönlichen Eigenschaften bedingen in ihrer Vollendung verschiedene Typen körperlicher Schönheit, auf deren besondere Beschaffenheit wir jedoch erst im nächsten Kapitel eingehen können. Gleichsam auf der Grenze zwischen den niedern (physischen) und den höhern (moralischen) Eigenschaften steht jenes bestimmte Etwas, welches man gewöhnlich Temperament und in seinen feinern Abstufungen auch „Rasse“, „Blut“, „Timbre“, „Verve“, ꝛc. nennt. Diese Eigenschaft ist in ihrer Steigerung physiologisch wesentlich durch einen kräftigeren Herzschlag und anatomisch durch ein reicher und feiner verzweigtes Blutgefäßsystem mit den dazu gehörigen Nerven, sowie vielleicht auch durch eine entsprechend verschiedene Quantität (relative) und Qualität des Blutes bedingt. Das letztere Moment ist indessen wohl nicht in dem Maße wichtig und ausschlaggebend, als man gewöhnlich annimmt. Die chemische und physikalische Konstitution des Blutes (Anzahl und Größe der sog. roten Blutkörperchen und deren Verhältnis zu den sog. weißen und zur übrigen Flüssigkeit) ist allzusehr von Alter, Geschlecht, Nahrungsaufnahme und sonstigen Zufälligkeiten abhängig, sodaß in Bezug hierauf Rassenverschiedenheiten wohl schwerlich nachweisbar sein möchten.

Mit dem Temperament mehr oder minder verwandt und

Digitized by Google

zusammenhängend, jedoch schon mehr den moralischen Fähigkeiten angehörig ist der Mut. Er ist ein Affekt oder eine Gemütsbewegung, deren Tendenz auf die Behauptung der Persönlichkeit mit all ihrem Zubehör (Ehre, Eigentum ꝛc. ꝛc.) gerichtet ist und bei allen Gelegenheiten, wo die Unverletztheit der Person in Frage steht, mehr oder minder heftig sich äußert.

Insofern es sich hierbei nur um die Unverletztheit des Körpers und Eigentums, gewissermaßen um das niedere Selbst handelt und jener Affekt sich nur bei dessen Gefährdung regt, zeigt der Mut die unterste Stufe der Entwickelung. Hat er in diesem Falle keine andere Quelle als das Bewußtsein der physischen Überlegenheit, so kann er durchaus nicht als eine moralische, sondern höchstens als eine physische Eigenschaft angesehen werden. Als solche kann er denn auch, da er nicht durch höhere Antriebe gemäßigt wird, leicht in Übermut und Grausamkeit ausarten. Diese Art von Mut ist bei allen höheren Tieren mehr oder minder stark ausgeprägt, und man kann sie deshalb nicht für eine spezifische menschliche Eigenschaft ansehen.

Eine etwas höhere Stufe zeigt der Mut schon da, wo er nicht sowohl auf die Erhaltung des eignen Selbst als der eignen Art (Junge ꝛc.) gerichtet ist. Aber auch diese Stufe ist bei gewissen Tieren, sogar bis zur höchsten Steigerung: der Aufopferung des eignen Selbst, vertreten und kann daher ebenfalls nicht als spezifisch menschlich bezeichnet werden. Das kann mit vollem Recht erst da geschehen, wo es sich um die Unverletzlichkeit des höhern Selbst (Familie, Vaterland, Freund, Ehre, Ruf, eigne für wahr gehaltene Meinung oder Überzeugung ꝛc. ꝛc.) handelt. Die Art von Mut, die ans Anlaß der Behauptung oder Verteidigung dieser Güter sich regt und bethätigt, gehört vorzugsweise den moralischen Eigenschaften an: ist die moralische Eigenschaft par excellence, und man kann hierauf ein ganzes positives Moralsystem gründen. Dieser Mut und die auf ihm beruhende Thatkraft (Tapferkeit) ist die allgemeine Wurzel aller besonderen positiven Tugenden des Menschen, wie z. B. schon die Worte: „Großmut“, „Edelmut“,

Digitized by Google

„Freimut" andeuten. Die diesen Worten entsprechenden objektiven Begriffe entspringen wesentlich demjenigen des höhern Mutes überhaupt, und die entsprechenden subjektiven Affekte sind als positive mehr oder minder leidenschaftliche Antriebe durchaus verschieden von jenen mehr negativen Eigenschaften, bezw. von schwächlichen, mit dem sog. Mitleid verwandten Regungen, die man gemeinhin Gutherzigkeit, Gutmütigkeit ꝛc. nennt.

Ein Moralsystem wie z. B. Schopenhauer, die Buddhisten und andere Pessimisten auf das Mitleid zu gründen, heißt auf die Schwäche, anstatt auf die Stärke der menschlichen Natur bauen. Die Parole jener Leute heißt denn auch nicht etwa: „durch Kampf zum Sieg", sondern eigentümlicherweise: „durch Flucht zum Sieg", — nämlich über die Übel des Daseins. Daß sie dabei den Selbstmord, was ja doch das einfachste Mittel wäre, allen Übeln des Lebens zu entgehen, perhorrescieren, ist wiederum eigentümlich. Auch kann es hiernach durchaus nicht Wunder nehmen, daß die Träger dieser schwächlichen Moral gewöhnlich eine nervöse Überempfindlichkeit gegen die kleinen, eingebildeten, und eine stumpfe Gleichgiltigkeit gegen die großen, wirklichen Leiden der Menschheit an den Tag legen.

Jene höhere Art des Mutes tritt in dem sog. Stolze mehr oder minder deutlich in Erscheinung. Derselbe ist jedoch eine edle und menschlich-schöne Eigenschaft nur dann, wenn er in der entsprechenden Persönlichkeit realiter begründet ist und in natürlicher, gleichsam unbewußter Weise zum Ausdruck kommt. Er kann indessen, in ähnlicher Weise wie die niedere Stufe des Mutes, in gemeinen Hochmut; und, wenn er der realen Grundlage entbehrt, in lächerliche Aufgeblasenheit ausarten. Die freiwillige Selbstbeschränkung des Stolzes äußert sich als Bescheidenheit; der gänzliche Mangel desselben als Demut. Die Bescheidenheit, bezw. die Demut kann je nach Umständen eine ganz außergewöhnliche, aber auch eine sehr gewöhnliche Tugend sein, nämlich — wie Goethe mit Recht sagt — diejenige der Lumpe, die ja allen Grund haben, bescheiden zu sein. Sie ist außerdem nur dann unverdächtiger und liebens-

Digitized by Google

würdiger Natur, wenn sie nicht aus Berechnung und allzu absichtlich zur Schau getragen wird.

Die beste der mehr *negativen* moralischen Eigenschaften ist die *Gerechtigkeit*. Sie steht bezüglich ihrer äußern Erscheinung zwischen Stolz und Bescheidenheit mitten inne und ist die schönste Tugend der gediegenen Mittelmäßigkeit, indem sowohl das Übermaß als das Untermaß zur Ungerechtigkeit, wenn auch in entgegengesetzten Richtungen, geneigt ist. Die Persönlichkeiten *unter* Mittelmaß werden immer das Große, Hohe, Erhabene zu sich herabzuziehen suchen: während umgekehrt die Personen *über* Mittelmaß leicht das Kleine, aber in seiner Sphäre oft Gute und Nützliche verachten.

Die Summe, bezw. das Produkt der positiven und negativen moralischen Eigenschaften bilden mit den dazu gehörigen und noch andern *innern* Trieben und Leidenschaften ein mehr oder minder einheitliches, harmonisches, bezw. disharmonisches Ganze, dessen konzentrierter Ausdruck gewöhnlich (persönlicher) *Charakter* oder im uneigentlichen (erweiterten) Sinne *Wille* heißt. Im engern Sinne ist nämlich Wille für den Organismus das, was für den Staat die oberste Exekutivbehörde ist. Er macht den *motorischen* Teil des Bewußtseins aus und seine augenblickliche Richtung ist die Resultante oder Mittelkraft aller *innerlichen* und *äußerlichen* Bestimmungen. Er ist *frei* zu nennen, wenn die innerlichen, mit seinem ursprünglichen und angeborenen Wesen *übereinstimmenden* Motive überwiegen und der Bethätigung die Richtung vorschreiben; *unfrei* dagegen, wenn die Bestimmungen, bezw. Beschränkungen von außen die Oberhand gewinnen und der That oder der Gesinnung die augenblickliche Richtung angeben. Sogenannte *Willkür*, die weder Freiheit noch Zwang ist, *herrscht nur dann*, wenn annähernd oder vollständig *Gleichgewicht* zwischen den innerlichen und äußerlichen Motiven besteht. Man hat eine solche eben nur bei diesem *Gleichgewicht* mögliche *willkürliche Bestimmbarkeit der augenblicklichen Willensrichtung* oft

Digitized by Google

genug — wenn auch mehr unbewußt — mit absoluter Freiheit des Willens verwechselt und in dickleibigen Werken und endlosen Debatten deren beständiges Vorhandensein beim Menschen behauptet. Umgekehrt haben andere wieder eine völlige, stets vorhandene Unfreiheit für den menschlichen Willen in Anspruch genommen, und viele schwache Charaktere haben diese bequeme, mit der Indolenz, Trägheit, absoluten Unverantwortlichkeit und beständigen Schuldlosigkeit des Individuum so recht verträgliche Theorie begierig acceptiert. Der in beiden Ansichten liegende Irrtum beruht eben auf der Verwechselung von Willkür und Freiheit. Diejenigen sog. Philosophen, welche an der allgemeinen Verwischung der Begriffe Vergnügen finden, oder Freiheit, Willkür und Zwang nicht von einander unterscheiden können, brauchten sich ja bloß einmal — vielleicht ein Jahr lang — in ein Zuchthaus oder Gefängnis stecken zu lassen; sie würden dann vermutlich endlich dahinter kommen. Sie dürften dadurch bald inne werden, daß an der Freiheit des Individuum doch etwas ist, daß diese sich doch ein wenig von der angeblich stets vorhandenen Unfreiheit unterscheidet. Wer aber etwa den eignen innern Willensdrang selbst als einen Zwang, als Unfreiheit des Individuum auffassen wollte, müßte sein eignes, durch eine Aufeinanderfolge von Generationen realiter verkörpertes Ich nicht von einem zweiten bloß vorgestellten, idealen Ich, — das oft nach Art eines Schauspielers agiert wird und das in der Regel einer ganz andern Persönlichkeit angehört, oder doch angehören könnte — zu unterscheiden vermögen, gleichsam nicht wissen, wem er eigentlich angehört, oder was er eigentlich ist. In diesem Falle möchten vielleicht jene scharfsinnigen Theoretiker sein, die den menschlichen Willen als unter allen Umständen unfrei erklären.[1]

[1] Man hat die Frage nach der Freiheit oder Unfreiheit des (menschlichen) Willens oft auch mit dem (damit gar nicht in Beziehung stehenden) Kausalitätsgesetz verquickt und etwa so argumentiert: „Weil jede Wirkung notwendig eine Ursache haben muß, und aus „Nichts“ schlechthin auch nur Nichts entstehen kann, so ist der Mensch niemals frei, sondern stets dem Zwange

Digitized by Google

Man kann im allgemeinen weder das eine, noch das andere der beiden soeben erörterten Extreme für den menschlichen Willen in Anspruch nehmen. Derselbe ist, wie schon angedeutet, bald frei, bald unfrei zu nennen, je nachdem das betreffende Individuum von innen heraus gleichsam sich selbst bestimmt, oder von außen, durch Gewalt ꝛc., bestimmt wird.

Hiervon verschieden ist die sog. sittliche Freiheit des Willens. Je besser der Wille von Hause aus in Bezug hierauf geartet ist, d. h. je mehr sein Wesen (die Triebe, Leidenschaften ꝛc.) im Sinne des Guten und Edlen allmählich abgeändert und durch Erblichkeit befestigt worden ist, je mehr in dem betreffenden Individuum Sitte und Gesetz sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen sind, desto weniger oft wird sein eigentliches Wesen — mit den Bestimmungen von außen in Konflikt geraten — unterliegen, desto freier in dieser Beziehung wird er also sein.[1] Man kann behaupten, daß die im Sinne unseres aristokratischen Prinzips fortschreitende Entwickelung des Individuum auf diese sittliche Befreiung hindrängt, daß gewissermaßen das Sollen in ein Wollen übergehen strebt.

Der Wille im engern Sinne repräsentiert den ins jedesmalige Bewußtsein fallenden Teil des motorischen Systems, dessen letzte Verzweigungen in den einzelnen motorischen Nerven- und weiterhin in den Muskelfasern endigen. An jedem größern Verzweigungspunkte der motorischen Nervenfasern befinden sich nämlich größere

(d. h. nur der Kausalität) unterworfen. Diese Absurdität ist eine logische Konsequenz der rein mechanistischen Weltanschauung, die, — wie wir vorher schon angedeutet haben — das Leben gerade in seinem eigensten Wesen — dem Drange nach Unabhängigkeit vom Ganzen, nach möglichster Verselbständigung — Individualisation — leugnet und das Individuum zu einer seelenlosen Maschine, deren ineinandergreifende Räder absolut keinen freien Spielraum der Wirksamkeit haben, herabwürdigt. Es ist müßig, auf jene Absurdität, die nur einer völligen Begriffsverwirrung ihr Dasein verdankt, noch näher einzugehen.

[1] Daß deshalb die Freiheit nicht gleichbedeutend mit Gesetzlosigkeit ist, kann nach den Erörterungen im zweiten Abschnitt leicht eingesehen werden.

Digitized by Google

oder kleinere Komplexe von sog. Ganglienzellen als Nebencentra, die — je nach ihrer Entfernung vom jedesmaligen Hauptcentrum — eine größere oder geringere Selbständigkeit haben. Alle Neben- und Hauptcentra sind dann wieder in aufsteigender Ordnung von einer größern, — im Gehirn befindlichen — Centralnervenmasse abhängig, welche das (erbliche) materielle Substrat für die verschiedenen Triebe und Leidenschaften sind und im Falle des Funktionierens eben den ins Bewußtsein fallenden Teil des motorischen Systems ausmacht, bezw. vertritt. Was nun der Wille im engern Sinne für das motorische System, ist der Verstand für das sensibele: nämlich die einheitliche Zusammenfassung, Centralisation des gesamten sensibelen Systems, dessen letzte Verzweigungen in den sog. äußern Sinnen (Gefühl, Ohr, Auge ꝛc.) endigen. An jedem Verzweigungspunkte der sensibelen Nervenfasern befinden sich ebenfalls relativ selbständige Nebencentra, die wieder von größern oder kleinern Ganglionsystemen (Hauptcentren) abhängig sind und ebenfalls in aufsteigender Ordnung von einer größern Centralstätte resortieren, die ihren Sitz im Gehirn hat und das (erbliche) materielle Substrat für die verschiedenen intellektualen Fähigkeiten und Eigenschaften ausmacht. Im Falle des Funktionierens bildet diese den ins jedesmalige Bewußtsein fallenden Teil des sensibelen Systems. — Die Wahrnehmung der Außenwelt kann man sich nun ungefähr in folgender Weise vor sich gehend denken. Die äußersten Enden des sensibelen Systems, die Sinne, empfangen gleichsam eine ungeheure Menge von mehr oder minder detaillierten Nachrichten über die Vorgänge und Zustände der Außenwelt. Diese werden dann von den betreffenden Neben- und Hauptcentren gleichsam gesichtet und teilweise einheitlich verbunden, bis zuletzt in der größern Centralstätte, dem Verstande, in der Regel vollkommen getreue, der Wirklichkeit nahezu vollständig entsprechende Abbilder über die Vorgänge und Zustände der Außenwelt zustandekommen. Diese Thätigkeit des Verstandes und seiner dienstbaren Gehülfen (der äußern Sinne und davon unmittelbar abhängigen Neben- und Hauptcentren) wird nun durch

Digitized by Google

die außerordentlich oft wiederholte Übung zu einer derartigen Fertigkeit, daß ein einziger Moment, ein Augenblick genügt, um eine deutliche, bewußte Vorstellung von der jedesmaligen Außenwelt zu erzeugen. Eben deswegen, wegen der außerordentlichen Schnelligkeit, mit der dies alles vor sich geht, fallen die Arbeiten der Sinne und untergeordneten Neben- und Hauptcentra gar nicht ins eigentliche Bewußtsein. Nur das Endresultat, die vollständig fertige Vorstellung, blitzt wie durch einen Zauberschlag im Bewußtsein auf. Geschwindigkeit ist eben auch hier, wie überall, „keine Hexerei."

Diese gewiß äußerst komplizierte Thätigkeit des Verstandes ist jedoch nur eine verhältnismäßig untergeordnete Funktion, die nicht bloß dem Menschen, sondern allen höhern Tieren mehr oder minder eigen, bei den verschiedenen Arten derselben in gewissen Richtungen vielleicht sogar noch vollkommener ausgebildet ist. Es existiert außer derselben aber noch eine höhere, in ihrer Steigerung spezifisch menschliche Verstandsthätigkeit, welcher eben die später genauer zu bezeichnenden intellektualen Fähigkeiten und Fertigkeiten entsprechen.

Außer dem Willen und dem Verstande muß jedoch noch eine andere psychische Funktion angenommen werden, die weder dem motorischen, noch dem sensibelen System angehört, sondern eine Art vermittelnde Rolle zwischen diesen beiden spielt. Sie hat ihre Stätte ausschließlich im Gehirn und ist ebenfalls, und wohl noch in viel größerem Maße als die beiden andern, Träger des Bewußtseins. Im wesentlichen fällt sie mit dem zusammen, was man bei einem Individuum gewöhnlich Vernunft bezw. Vernünftigkeit nennt. Auch meint man damit oft den Willen, bezw. Charakter im weiteren Sinne. Ihre Funktion ist eine doppelte, und besteht erstens darin: die durch den Verstand übermittelten bewußten Vorstellungen der Außenwelt zu ordnen, durch teilweise Weglassung bezw. Ergänzung gewisser Bestandteile die sogenannten Begriffe zu bilden, und diese wieder zu einem organisch gegliederten System aufzubauen. Zweitens ist ihre

Funktion die, aus diesen Begriffen je nach Bedürfnis und Veranlassung von außen sog. Urteile (Verbindungen von Begriffen) zu erzeugen und aufgrund derselben sog. Motive (Befehle) an den Willen auszufertigen. Diese Motive oder allgemeinen Befehle übersetzt dann der Wille in speziellere: überträgt sie nämlich an die betreffenden Hauptcentra des motorischen Nervensystems. Das übrige besorgen dann die entsprechenden Nebencentra und Enden der motorischen Nerven. Ihre Erregungen veranlassen (vielleicht ganz ähnlich wie die Zündmasse in einer Patrone) Zersetzungsvorgänge[1] in den Muskelfasern, damit Zusammenziehungen der betreffenden Muskeln und in Verbindung mit den Knochen (in gewissen Fällen auch ohne dieselben) Bewegungen, Handlungen ꝛc.

Diese zwischen dem sensibelen und dem motorischen System, (Verstand und Willen) vermittelnde Funktion ist wohl diejenige, welche bez. ihrer materiellen Grundlage am wenigsten angeboren ist, indem sie zu ihrer Entwickelung und Steigerung bestimmter konkreter Vorstellungen und Triebe bedarf. Hier ist deshalb die einzige Stelle, wo Schule und Leben ihre Hebel zur allmählichen Vervollkommnung des Individuum ansetzen können, indem von hier aus und nur von hier aus sowohl auf das sensibele (Verstand) als auch auf das motorische System (Wille) verändernd eingewirkt werden kann.

Verstand und Wille, sowie auch die zwischen beiden vermittelnde Funktion: „Vernunft" — können, wie bemerkt, nur nach Maßgabe ihrer höhern Steigerung und reicheren Komplikation als spezifische Eigentümlichkeiten des Menschen angesehen werden. In

[1] Die materielle Vorbedingung für alle diese Kraftleistungen oder Arbeiten der Nerven und Muskeln ist das beständige Vorhandensein von entsprechenden Spannstoffen und Sauerstoff in denselben, welche beide fortwährend, besonders aber während des Schlafes, durch den Blutumlauf ersetzt werden. Gleichzeitig werden hierdurch die verbrauchten Stoffe (Zersetzungsprodukte) von der Ablagerungsstelle weggeschafft und durch Lunge (und Haut) ausgeschieden. Der Sauerstoff im Blute ersetzt sich durch die Athmung, die Spannstoffe in demselben durch die Ernährung, bezw. durch das Lymphgefäßsystem.

Digitized by Google

ihren einfacheren Funktionen und in dem entsprechenden anatomischen Bau der betreffenden Organe sind sie jedenfalls auch den höheren Tieren mehr oder minder eigen, denn auch diese handeln nach Motiven, die nur deutlich angeschauten Vorstellungen entspringen können. Auch sind alle jene, die betreffenden Nerventhätigkeiten begleitenden Gefühle und Empfindungen (allgemeine und besondere) den Tieren und dem Menschen jedenfalls gemeinsam, bezw. bei beiden einander ähnlich. In einigen Fällen mögen sie bei den ersteren sogar intensiver, im allgemeinen jedoch viel weniger intensiv sein.

Was man nun überhaupt Triebe, Leidenschaften, hervorstechende Charaktereigentümlichkeiten ꝛc. nennt, kann man sich in Bezug auf ihre ererbte materielle Grundlage im Gehirn und Nervensystem nicht anders vorstellen, als daß gewisse Teile der letztern ganz bestimmter Erregungen (spezifischer Energieen) fähig sind, die für gewöhnlich schlafen, d. h. in ihrem potentiellen Kraftzustande verharren, aber sofort aktuell werden, sobald sie durch entsprechende (reale oder phantasiemäßige) Anschauungsbilder erregt werden. Diese Erregungen pflanzen sich dann in der Regel von ihrem Sitze im Gehirn aus weiter bis auf die betreffenden Centra des motorischen Nervensystems fort und veranlassen so bestimmte Handlungen, sofern sie nicht durch antagonistische Erregungen — etwa von jener vorher erwähnten Vernunftstätte herstammend — gleichsam abgestellt werden. Auf diese Weise kann man sich z. B. die Ernährungs-, Fortpflanzungs-, Bewegungstriebe ꝛc. bei Tier und Mensch als erblich vorhanden und im gegebenen Falle wirksam vorstellen. Die Lust- bezw. Unlustgefühle, welche die Bethätigung, bezw. Hemmung dieser Triebe begleiten, mögen dann später durch die sog. Erinnerung als besondere Motive (abgesehen von den aus realen Vorstellungen stammenden) wirken und die Tendenz nach Bethätigung verstärken. Dabei mögen durch Rückwirkung auf das sensibele System Vorstellungen erweckt werden, die denjenigen, welche die betreffenden Erregungen zuerst veranlaßten, mehr oder minder ähnlich sind. So und nicht anders ist — nicht nur in diesen, sondern auch

Digitized by Google

in allen andern — Fällen eine Phantasiethätigkeit möglich und ursächlich zu erklären. Die Phantasie eines Individuum ist deshalb von den Trieben und Leidenschaften vorzugsweise abhängig. Der Grad von Energie und Bildungskraft der Phantasie kann in gewissem Sinne geradezu als Maßstab und Kennzeichen für den Grad der Leidenschaften gelten, wenn auch die Art der Phantasiethätigkeit dagegen von den intellektualen Fähigkeiten und Fertigkeiten abhängen mag.

Wie mit den niedern Trieben und Leidenschaften (Instinkten), welche Tier und Mensch in gewissem Grade und Maße gemeinschaftlich haben, so ist es jedenfalls auch mit den höhern, spezifisch menschlichen Steigerungen und Komplikationen der Willenskräfte. Sie sind das, was wir hier mit den moralischen Fähigkeiten und Eigenschaften meinen, wenn auch diese unter Umständen unmoralisch im herkömmlichen beschränkten Sinne des Wortes „Moral" sein können. Ihnen entspricht ebenfalls ein gewisses materielles Substrat im Gehirn, welches — wie alle übrigen sog. Instinkte — der Anlage nach angeboren ist. Sie äußern sich in den betreffenden Subjekten gewöhnlich in Form eines mehr oder minder unbestimmten innern Dranges, der mit größerer oder geringerer Heftigkeit nach Ausgleich (Thätigkeit) verlangt und die Gelegenheiten hierzu begierig aufgreift bezw. künstlich herbeiführt. Es kommt ihnen dabei eine (der Anlage nach ebenfalls angeborene) Beschaffenheit des Verstandes entgegen, die wir in der spezifisch menschlichen Steigerung und Komplikation Intellekt nennen wollen.

Diese durch die intellektualen Fähigkeiten und Fertigkeiten repräsentierte Charaktereigentümlichkeit des Menschen ist also nach unserer Ansicht normaler Weise stets mit entsprechenden moralischen Fähigkeiten oder Eigenschaften des Willens verbunden, und wir halten es für falsch, wenn man jene als von diesen unabhängig betrachtet. Ohne entsprechenden innern Willensdrang ist keine irgendwie erhebliche Thätigkeit des Intellekts möglich, auch wenn die Anlage dazu wirklich abnormer Weise im Intellekt vorhanden wäre. Der Wille ist eben das Primäre, der eigentliche

Digitized by Google

Träger des Lebens und seiner weitern individuellen Entwickelung, der Intellekt dagegen mehr das Sekundäre, von dem Willen fast gänzlich Abhängige, oder wenigstens stark Beeinflußte. Die speziellere Ausbildung des Intellekts und der sich daran direkt anschließenden Vernunft — jener vermittelnden Funktion — bleibt dagegen ausschließlich der Außenwelt, also der Gelegenheit und dem Zufalle überlassen. Wenn diese Gelegenheiten mehr oder minder künstlich herbeigeführt werden, wie z. B. durch die Schule, so können die Fähigkeiten und Fertigkeiten jener Funktionen ganz erheblich kompliziert und gesteigert werden. Dies geht jedoch niemals weit über eine gewisse — durch die ursprüngliche, angeborene Anlage im großen und ganzen vorgezeichnete — Grenze hinaus. Wo also Willenstriebe vorhanden sind, wird auch die entsprechende Anlage des Intellekts, die ihrer Bethätigung dienstbar sein soll, in der Regel existieren; und umgekehrt, wo diese Triebe fehlen oder auf ein Minimum beschränkt sind, wird auch normaler Weise die entsprechende Verstandesanlage fehlen, bezw. auf ein Minimum beschränkt sein.

Die intellektualen Fähigkeiten und Eigenschaften haben denn auch, wie jene vorher betrachteten moralischen, verschiedene Abstufungen. Die unterste Stufe derselben wird in ihren vollendeten Ausprägungen durch das repräsentiert, was man gemeinhin „raffinierte List", „Schlauheit", „Verschlagenheit" zu nennen pflegt. Sie erhebt sich nicht viel über die Stufe gewisser höherer Tiere (insbesondere gewisse Raubtiere) und ist auch gewöhnlich mit halb tierischen Trieben und Leidenschaften verbunden. Bei den eigentlich civilisierten Nationen sind die dieser Stufe entsprechenden Menschentypen selten; häufig jedoch bei den halb civilisierten und die Regel bei den eigentlich wilden Völkerschaften. Diese Stufe des Intellekts geht parallel mit der vorher charakterisierten niedern Stufe des Mutes, der nur auf die Selbsterhaltung oder höchstens Erhaltung der eigenen Brut gerichtet ist, auf höhere Motive gar nicht und nur sehr schwach reagiert und eben deswegen, wie erwähnt, leicht in tierische Grausamkeit ausartet. Die weitere Stufenfolge der intellektualen

Digitized by Google

Fähigkeiten geht im Anfange im großen und ganzen mit der successive Steigerung und Vervollkommnung aller übrigen (physischen und moralischen) Eigenschaften — überhaupt mit der höhern Entwickelung der gesamten Persönlichkeit — Hand in Hand. Erst auf den höhern und höchsten Stufen trennt sich in gewissem Grade und Maße die Entwickelung des Intellekts — unter Vermittelung der sich daran unmittelbar anschließenden Vernunft — von derjenigen des Willens und des gesamten übrigen Körpers. Wenn dies jedoch ohne Schaden für den Intellekt selbst und die ganze Persönlichkeit überhaupt geschehen soll, so darf diese relative Trennung niemals zu weit gehen: der Intellekt darf niemals vollständig die Fühlung mit dem Willen und dem übrigen Körper verlieren. Wenn extreme Fälle dieser Art, wie besonders in unserer Kulturepoche, mitunter vorkommen, so sind dies keine Resultate natürlicher Entwickelung, sondern mehr oder minder künstlich erzeugte, durch eine forcierte Überkultur ins Leben gerufene und darin erhaltene Abnormitäten, die in allen andern Beziehungen meist verkrüppelte und verkümmerte Persönlichkeiten vorstellen. Sie sind durchaus nicht mit den sog. Genies identisch; werden aber oft damit verwechselt, obgleich sie in Wahrheit höchstens mehr oder minder groteske Karikaturen derselben sind. Wir kommen hiermit von selbst auf jene für den Normal- und Schönheitstypus unerläßliche Harmonie der drei Hauptkategorien von persönlichen Eigenschaften. Hierauf, sowie auf die speziellere Natur derselben, wollen wir jetzt, im nächsten Kapitel, näher eingehen.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

1. Wir haben im ersten Abschnitt das Vorhandensein von Rhythmus, Symmetrie und entsprechender Harmonie in sämtlichen Regungen und Gestaltungen eines einheitlichen Lebensganzen als *Schönheit* und diese überall als das äußerliche Kennzeichen der *vollendeten* Ausprägung einer bestimmten Stufe des Aristokratismus erkannt. Da aber die Schönheit nur auf die *Form* der Lebensäußerungen sich bezieht und sowohl mit dem reichsten wie mit dem ärmsten *Gehalt* verbunden sein kann, so wird sich also die Stufenfolge der Aristokratismen danach bestimmen, ob ein reicherer oder ärmerer, kräftigerer oder schwächerer Gehalt zur vollendet schönen Ausprägung gekommen ist. Indem nun der reichere und stärkere Gehalt viel schwerer ins Gleichgewicht — in Rhythmus, Symmetrie und Harmonie — gelangt, so wird natürlicherweise mit der Höhe der Stufe die Seltenheit der vollendeten Ausprägung zunehmen und die höchsten Stufen werden nur sehr vereinzelte Vertreter aufweisen. In der Regel wird also die reichere und stärkere Individualität in Bezug auf Schönheit der ärmern und schwächeren nachstehen. Nichtsdestoweniger sind alle Schönheitstypen im eigentlichen Sinne des Wortes *Normaltypen*, d. h. relativ am besten gelungene Abbilder des Gesamtlebens, und alle Abweichungen davon sind als mehr oder minder verfehlte Versuche anzusehen. Es erstreckt sich die Gültigkeit dieser Behauptung nicht bloß auf das Menschenleben, sondern streng genommen auf die gesamte Schöpfung, auf sämtliche lebende Individuen. Ginge diese Schöpfung von einem allervollkommensten Individuum aus, welches die *Allmacht* mit der *Alleinsicht* im absoluten Sinne des Wortes vereinigte, wäre sie gleichsam dessen eigenstes, bis ins kleinste Detail hervorgebrachte Werk, so könnte es gar keine Unvollkommenheiten irgend welcher Art geben: verfehlte Versuche wären dann ganz unmöglich. So

Digitized by Google

aber steht, wie schon früher mit andern Worten gesagt, ein solches allervollkommenstes Individuum nicht am Ausgangspunkt, sondern höchstens am Endpunkt der Schöpfung, ist das unerreichbare Endziel aller Entwickelung des individuellen Lebens. Deshalb sind auch jene mehr oder minder verfehlten Versuche eben vollendete Thatsachen, faits accomplis, die man nicht auf das „Soll" sondern auf das „Ist" hin ansehen muß.

In unserer so sehr fortgeschrittenen Kulturepoche, wo der Mangel an materiellen Vorbedingungen des Lebens nicht mehr wie in den früheren halb barbarischen Zeiten als das Haupthindernis allseitiger Vervollkommnung und Verbesserung des Menschentypus betrachtet werden kann, sollte man annehmen, daß die einseitigen Wirkungen des Opportunitäts- oder Nützlichkeitsprinzips seltener, und die vollkommenen Bildungen des aristokratischen Prinzips häufiger wären. Beinahe ist aber das Umgekehrte der Fall: die eigentlichen Normal- und Schönheitstypen sind so selten, daß man sie eher als Ausnahme von der Regel, anstatt für die Regel selbst ansehen könnte. Da nun aber Ausnahmen überall (in der Grammatik wie im Leben) aus dem Konflikt zweier oder mehrerer mit einander unvereinbarer Regeln hervorgehen, so ist diejenige Regel, welche die wenigsten Ausnahmen zeigt, als die allgemein herrschende anzusehen. Man kann also mit Grund voraussetzen, daß in unserer Kulturepoche das Opportunitäts- oder Nützlichkeitsprinzip über das aristokratische überwiegt, was ja auch aus andern Gründen nicht zu verwundern ist. Die jetzige, eigentümliche Übergangsphase unserer Kultur bringt es eben mit sich, daß die materiellen Vorbedingungen der Existenz, trotzdem sie im Ganzen außerordentlich günstig genannt werden müssen, doch im Einzelnen, bei den verschiedenen Individuen, verhältnismäßig selten der allgemeinen Entwickelungsstufe derselben angemessen sind. Es kann deshalb auch nicht überraschen, daß in unserer Epoche einseitige, oder halb verkrüppelte Entwickelungsresultate so außerordentlich häufig sind. Auf der einen Seite führt der allzugroße Überfluß an materiellen Existenzmitteln zur Stagnation oder zur Fettleibigkeit — im eigentlichen und uneigentlichen Sinne,

Digitized by Google

— auf der andern Seite läßt die Beschränktheit an materiellen Mitteln oder an Bethätigungsmöglichkeiten die natürlichen Anlagen nicht zur vollen Entfaltung kommen. Wenn wir also die Normaltypen der Menschheit in ihrer stufenmäßigen Aufeinanderfolge charakterisieren wollen, so dürfen wir uns dabei nicht zu streng an die gewöhnliche tägliche Erfahrung halten; wir müssen die Merkmale vollendeter Schönheit sogar mitunter etwas weit, aus in dieser Beziehung glücklicheren Epochen herholen und unseren Betrachtungen zu Grunde legen.

Man kann im Menschenleben ungefähr drei Hauptstufen des Aristokratismus annehmen. Auf der untersten liegt gleichsam der Grundton jener für die vollendeten Ausprägungen unerläßlichen Harmonie der Persönlichkeit in den physischen Eigenschaften. Diese sind denn auch hier von allen am stärksten vertreten. Das motorische System mit den zugehörigen Nerven, Knochen, Muskeln ꝛc. überwiegt an Masse und Bedeutung für die ganze Persönlichkeit bei weitem das sensibele System, dessen Funktion nicht viel über die der äußern Sinne und was damit direkt und indirekt zusammenhängt, hinausgeht. Jedes tiefere Nachdenken und methodische Forschen ist diesem Typus fremd, wenn derselbe auch innerhalb gewisser Grenzen und für gewisse Zwecke große List und Verschlagenheit entfalten kann. Die Leidenschaften und Triebe sind im Guten wie im Bösen hier sehr stark, aber noch etwas grobsinnlicher Natur und entbehren der feinern Schattierungen. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieser Typus edler Regungen unfähig ist. Im Gegenteil, dieselben können den Grundzügen nach hier so stark wie irgend wo anders sein. Bei den besseren Ausprägungen ist schon eine Art von Großsinn, oft sogar von Edelmut nicht zu verkennen, wenn diese Gemütseigenschaften sich auch gewöhnlich noch auf eine etwas plumpe Art und Weise äußern mögen. Hierbei ist indessen vorausgesetzt, daß diese Typen nur die rohe und ungebildete, nicht aber die entartete, teilweise schon wieder rückgebildete Natur repräsentieren. Im letztern Falle sind die Leidenschaften und Triebe immer unedler, gemeiner, in der Regel sogar verbrecherischer Art,

Digitized by Google

und um so widerlicher, je mehr die betreffenden Typen anderswo Spuren höherer Kultur zeigen. In diesem Falle ist indessen bereits eine Disharmonie in den Fähigkeiten und Eigenschaften eingerissen, und es offenbart sich diese dann auch gewöhnlich in der äußern Erscheinung, die dann in der Regel nichts weniger als einen Schönheitstypus vorstellt.

Wenn wir von diesen Fällen absehen, und nur die harmonischen Ausprägungen der unteren Entwickelungsstufe ins Auge fassen, so zeigen die derselben entsprechenden Typen im großen und ganzen bereits dieselben Merkmale körperlicher Schönheit, die auch für alle höhern gelten, nur eben in gröberer, massiverer Ausprägung. Es muß also Symmetrie und symmetrische Harmonie am ganzen Körper und an allen Teilen (Gliedern) desselben herrschen. Es muß z. B. Kopf und Hals nach Form und Dimensionen genau zum Rumpfe passen; und die Glieder wieder mit diesem übereinstimmen. Von den Gesichtszügen und -Teilen darf keiner gegen den andern allzusehr hervorstechen, aber auch nicht ungebührlich verschwinden. Hierdurch entsteht ganz von selbst jene Regelmäßigkeit des Profils, die man gewöhnlich als griechisch- oder römisch-klassisch bezeichnet, aber durchaus nicht diesen Völkern allein, sondern allen bessern und reinern Rassen mehr oder minder eigentümlich ist. Die ganze Figur darf weder allzu schlank, noch allzu gestaucht sein; doch sind in Bezug hierauf innerhalb der zulässigen Grenzen mehrere in ihrer Art gleich vollendet schöne, wenn auch oft erheblich von einander verschiedene Typen möglich. Die mehr gedrungenen sind unter sonst gleichen Umständen stärker, die mehr schlanken gewandter: sodaß beide der Summe nach ungefähr derselben Kraftleistung fähig sind, wenn diese auch in den einzelnen Bethätigungsarten bei beiden mehr oder minder differieren mag. Karikaturen des ersten Typus: von einseitiger Arbeit gleichsam übermäßig breitgequetschte, allzu gestauchte Figuren sind in den niedern Bevölkerungsschichten aller Nationen besonders häufig.

Die Typen der untern Stufe des Aristokratismus zeigen in Bezug auf Körpergröße und Körpergewicht (bei normalem Ernährungs-

Digitized by Google

zustande) ein Maximum, das auf den höhern Entwickelungsstufen nie wieder erreicht wird. Die besten Ausprägungen repräsentieren demnach zugleich das Maximum der Körpergröße, bezw. des Körpergewichts, welches der Mensch überhaupt *normaler Weise* zu erreichen vermag. Hierfür dürfte ungefähr zwei Meter Länge (bei den gedrungenen Typen entsprechend weniger) und zwei bis drei Zentner Gewicht nicht zu hoch gegriffen sein. Was darüber hinausgeht, dürfte selbst auf dieser Stufe zu den Abnormitäten zu rechnen sein. In unserer jetzigen Kulturepoche ist freilich auch dies schon eine Abnormität. So weit hier die unterste Stufe bei den Hauptkulturvölkern noch vertreten ist, zeigt sie im allgemeinen viel geringere Maße. Im Altertum und Mittelalter dagegen mögen jene Dimensionen durchaus nicht abnorm, sondern vielmehr, insbesondere bei den *germanischen* Völkerschaften, die Regel gewesen sein.

Klimatische Verhältnisse und Rasseneigentümlichkeiten mögen in Bezug auf Körpergröße und Körpergewicht *bei gleicher Leistungsfähigkeit* erhebliche Unterschiede zulassen; doch ist es wünschenswert, daß die Typen der *untersten* Stufe möglichst groß und kräftig sind, damit sie auf den *höhern* Stufen nicht gar zu klein und dürftig ausfallen. Mit der höhern Entwickelung und Kultur ist nämlich eine Abnahme der physischen Kräfte ganz unvermeidlich; denn der Schwerpunkt der Persönlichkeit kann eben nicht für immer in den physischen Eigenschaften ruhen bleiben. Dann auch ist die Stärke dieser letzteren auf die Energie der später sich entwickelnden höhern (moralischen und intellektualen) Fähigkeiten nicht ohne maßgebenden Einfluß. Man kann geradezu behaupten, daß die niedern (physischen) Eigenschaften für die höhern, soweit darunter *positive* Tugenden verstanden werden, eine Art Gradmesser abgeben.

Freilich gilt dies ebenso im *guten*, wie im *bösen* Sinne; und es ist deshalb anzunehmen, daß die im Guten wie im Bösen ursprünglich kräftigsten Individuen zu ihrer höhern Entwickelung — *unter sonst gleichen Umständen* — mehr Zeit bedürfen als die ursprünglich weniger kräftigen. Denn es handelt sich ja hierbei nicht allein um eine successive Steigerung und Komplikation schon

Digitized by Google

vorhandener höherer, sondern auch um eine allmähliche Ausmerzung niederer Triebe, Leidenschaften ꝛc. Das bei jenen Typen in der Regel bessere und vollkommenere Resultat dürfte daher erst entsprechend später erreicht werden. Diese Argumente gelten nicht bloß für die generelle, sondern auch für die individuelle Entwickelung; nämlich nicht nur für eine Aufeinanderfolge von Generationen einer Familie, sondern auch für die aufeinanderfolgenden Entwickelungsphasen eines einzigen Gliedes derselben. Es ist ja bekannt, daß das frühreife Obst in der Regel madig, klein, verhozelt ist, auch nicht das feine Aroma des späteren hat, und daß die spätern Obstsorten in der Regel die bessern sind, wenn auch Ausnahmen mitunter konstatiert werden mögen.

Die Normaltypen der ersten Stufe bilden die Grundlage für alle spätern und höhern Stufen des Aristokratismus. Auf der nächsten Hauptstufe liegt der Grundton jener Harmonie in den moralischen oder Gemütseigenschaften, wie wir sie im vorhergegangenen Kapitel teilweise schon gekennzeichnet haben. Gleichzeitig erleidet das sog. Temperament — jene mit der Beschaffenheit des Nerven- und Blutgefäßsystems mehr oder minder zusammenhängende Eigenschaft — eine entsprechende Abänderung. Es erlangt ungefähr proportional mit der Höhe der Stufe eine größere Irritabilität, leichtere Erregbarkeit, die bei den mehr gedrungenen Typen nach der cholerischen, bei den mehr schlanken nach der sanguinischen Richtung hinneigt. Auch die übrigen (seelischen) Eigenschaften sind hiernach entsprechend verschieden. Die Gemütskräfte offenbaren sich bei den mehr gedrungenen Typen nachhaltiger, zäher; bei den mehr schlanken schwungvoller, kühner. — Was ist überhaupt jenes unbestimmte Etwas: „Gemüt?" Man wird wenig fehlgreifen, wenn man es sich als den tiefern und dunkeleren Untergrund des höhern und helleren Geisteslebens vorstellt. Gemüt ist zwar nicht völlig unbewußtes Gefühl, aber auch kein klarer Gedanke: es hält gewissermaßen zwischen beiden die Mitte. Reine Gemütsmenschen haben stets einen sehnsuchtsvollen Hindrang und in der Regel auch eine richtige Vorahnung bezüglich irgend

Digitized by Google

etwas Wahrem, Guten und Schönen auf geistigem Gebiete, aber wegen ihres beschränkteren und weniger durchdringenden Intellekts selten eine klare Vorstellung davon. Sie versuchen sich, oft unter den heftigsten Zweifeln und Qualen zu einer Erkenntnis hindurchzuringen, gelangen aber gewöhnlich gar nicht bis dahin, sondern müssen sich mit einem die Erkenntnis nur unvollkommen ersetzenden Glauben begnügen.

Die Phantasie ist schon in erheblichem Maße entwickelt; doch geht deren Stärke noch nicht viel über das unmittelbare Bedürfnis hinaus, hat noch nicht jenen Reichtum und jene Schwungkraft erlangt, die zu einer Luxusproduktion auf den entsprechenden geistigen Gebieten anregt. Indessen besteht schon eine größere oder geringere Empfänglichkeit für den Genuß von Produkten dieser Art, wenn derselbe auch unter normalen Umständen erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Von den freiwillig gesuchten Genüssen und Vergnügungen nimmt der Körpersport und was damit direkt oder indirekt zusammenhängt, noch immer den ersten Rang ein. Es ist dies auch ganz natürlich und als Vorbereitung für die höhere Stufe gewissermaßen notwendig, sofern das Leben oder der Beruf nicht von selbst für die Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten sorgt. Man sollte deshalb die ritterlichen und gymnastischen Übungen in keiner Kulturepoche einschlafen lassen, auch wenn es das Bedürfnis derselben nicht gerade erheischt. Sie sind nicht bloß Mittel, sondern zugleich auch Zweck, d. h. ein an sich selbst befriedigender Teil des Lebensgehalts.

Bezüglich der äußern Erscheinung tritt auf dieser Stufe überall an stelle der mehr rohen Kraft schon eine gewisse Eleganz und feinere Durchbildung in Gestalt, Antlitz und Bewegungen. Bei den mehr gedrungenen Typen zeigen sich schon unverkennbare Spuren von Würde, bei den mehr schlanken von Anmut und Grazie, ohne jedoch schon die höhere geistige Potenz zu offenbaren.

Auf der dritten Hauptstufe endlich liegt der Grundton jener zum Normaltypus durchaus notwendigen Harmonie auf geistigem Gebiete. Hiermit soll gesagt sein, daß zu dieser Harmonie nicht

Digitized by Google

allein die engere Harmonie der geistigen, sondern auch die weitere der körperlichen und besonders der Gemütseigenschaften als integrierende Bestandteile gehören. Der Intellekt (Verstand) darf z. B. nicht zu sehr auf Kosten der Phantasie, und diese beiden wieder nicht zu sehr auf Kosten der gesunden physischen und seelischen Beschaffenheit in den Vordergrund gedrängt sein. Wenn dies der Fall ist, sind die betreffenden Typen eben keine Normaltypen, keine Resultate natürlicher Entwickelung, sondern mehr oder minder künstliche Erzeugnisse einer forcierten Überkultur: mögen sie auch mitunter für sog. Genies gehalten werden. Ebenso dürfen die kräftigen Willensantriebe auf dieser Stufe keineswegs etwa fehlen, oder auch nur an Kraft erheblich eingebüßt haben, sondern müssen nur in der Form ihrer Bethätigung durch den helleren Intellekt besser geleitet sein. Während die Leidenschaften und Triebe höherer Art früher oft im Dunkeln, bezw. im Dämmerlicht mehr oder minder unsicher herumtappten, schwebt ihnen jetzt — auf dieser Stufe — die höhere und umfassendere Einsicht gleichsam als weithin strahlende Leuchte voran und erzeugt so jene ruhige Klarheit und sichere Entschlossenheit des Wollens, die überall das wahre Genie kennzeichnen.

Es ist deshalb geradezu lächerlich, wenn Schopenhauer behauptet, der Gesichtsausdruck des Genies müsse sich immer durch eine gewisse Schwermut, besonders um den Mund herum, auszeichnen, und diese würde höchstens durch eine gewisse Heiterkeit der Resignation in den Augen um etwas gemildert. Dieser Zug im Gesicht ist vielmehr das sichere Kennzeichen der fehlenden, bezw. der durch irgend welche Ursachen zerstörten und dann nur notdürftig wiederhergestellten Harmonie der Seele und des Geistes. Von diesen abnormen Fällen abgesehen, läßt das Antlitz des wahren Genies in gehobenen Momenten das gerade Gegenteil davon erkennen: das glückselig-ruhige Lächeln des Mundes und die von olympischer Heiterkeit strahlenden Augen drücken „Sinnenglück und Seelenfrieden" zugleich aus. Und es ist dies ja auch vollkommen in der Ordnung. Das individuelle Leben ist ja hier

Digitized by Google

gleichsam auf dem Gipfel des Genusses seiner selbst: das Daseinsgefühl auf der höchsten Höhe angelangt. Die daraus unter normalen Umständen mit naturgesetzlicher Notwendigkeit entspringenden Reize des Daseins scheinen hier, wo sie der mannigfaltigsten Abwechselung fähig sind, geradezu unerschöpflich, unermeßlich zu sein. Freilich kann auch hier, wie überall, neben der „himmelhochjauchzenden" Lust das abgrundtiefe Weh unter den entsprechenden Umständen nicht fehlen; aber es wäre absurd, in sich selbst ein Widerspruch, wenn man dies anders verlangen wollte. Indessen sind hier wegen der höhern, umfassenderen Einsicht die Heilmittel oder vorbeugenden Maßregeln gegen innere und äußere Übel des Lebens zahlreicher und mannigfaltiger, als auf den tiefern Stufen: so daß die Höhe derselben keineswegs, wie die Pessimisten behaupten, ein bloß imaginärer Gewinn, eine „Illusion." ist. Die Pessimisten aller Zeiten und Länder hätten überhaupt besser gethan, ihre — durch eigne, oder fremde Erfahrung gewonnene — schiefe Ansicht vom Leben für sich allein zu behalten und hätten die übrige Menschheit mit den bald lächerlich verschrobenen, bald entsetzlich wüsten Ausgeburten ihrer krankhaften Phantasie verschonen sollen. Sie würden auf diese Weise wenigstens die noch halb oder zu drei Vierteln Gesunden vor der verhängnisvollen Ansteckung durch das Gift ihrer Lehre bewahrt haben. So ist z. B. selbst der sonst so gesunde und thatkräftige Geist unseres großen Schiller von einer leisen pessimistischen Anwandlung nicht frei, wenn er in jenem Gedicht: „Das Ideal und das Leben" meint:

. . . . . .

„Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht . . . . .

Es ist eine durchaus absurde Behauptung, daß auf jegliche Art des Lebensgenusses unter allen, auch vollkommen normalen Umständen Enttäuschung folgen müßte. Nur auf das Übermaß

des Genusses folgt der (physische oder moralische) Katzenjammer; auf das richtige Maß dagegen — welches keineswegs immer das Mittelmaß zu sein braucht — muß ganz im Gegenteil mit naturgesetzlicher Notwendigkeit die Befriedigung folgen. Doch kehren wir zu unserem eigentlichen Thema zurück.

Geist ist eine glückliche, harmonische Komposition von seinem Verstand, Phantasie, Herz und Gemüt. Alles andere, was unter diesem Namen kursiert, ist gleichsam falsche Münze, die nicht den vollen Metallwert hat. Wenn man also in politischer und sozialer Beziehung von einer Aristokratie des Geistes, als der einzig wahren und wirklichen, zur Herrschaft berufenen, spricht, so muß man das Wort „Geist" im richtigen Sinne verstehen und keinen Mißbrauch damit treiben. Am wenigsten darf man dabei an jene Karikatur denken, die in einer überspannten, oder einseitig versimpelten Gelehrsamkeit ihren Ausdruck findet.

Man kann auf dieser Hauptstufe gewissermaßen drei in ihrer Art gleich vollendete Idealtypen als die besten Ausprägungen des aristokratischen Prinzips unterscheiden. Wir wollen diese mit einer gewissen Anlehnung an die klassischen Vorstellungen einer frühern Kulturepoche den Zeustypus, den Marstypus und den Apollotypus nennen, ohne uns jedoch irgendwie an die engere mythologische, oder gar religiöse Bedeutung der betreffenden Götter zu halten. Es soll dies nichts sein als eine poetische Metapher für gewisse, in allen höhern Kulturvölkern vertretene und mehr oder minder vollkommen ausgeprägte Menschheitstypen. Je nachdem die äußere körperliche Erscheinung im ganzen wie im einzelnen mehr die festen, gedrungenen, oder die schlanken, graziösen Formen zeigt, wird der betreffende Typus dieser Hauptstufe mehr dem des Mars, oder dem des Apollo gleichen. Bei dem ersteren blickt gleichsam aus allen Zügen die eiserne Festigkeit des Willens und die kalte Überlegenheit des Intellekts, welche beide der schöpferischen Phantasie nur im Dienste realer Zwecke Raum lassen. Es ist dies der Geist, welcher besonders deutlich aus den Statuen und Köpfen römischer Kaiser, z. B. „Constantins des Großen" spricht.

Digitized by Google

Der eherne Wille der weltbeherrschenden Roma scheint sich hier gewissermaßen individualisiert, konzentriert zu haben. Wenn sich dieser Typus aus Mangel an andern Bethätigungsmöglichkeiten auf geistige Produktion legt, so wird sich diese mehr auf das wissenschaftliche, als auf das künstlerische Gebiet erstrecken und so auch hier die freie, schöpferische Phantasie mehr in den Dienst realer als idealer Interessen stellen.

Bei dem zweiten hat sich zwar nicht alle Kraft in Anmut und Grazie aufgelöst. Gestalt, Antlitz und Bewegungen erscheinen auch hier stolz, kühn und gebietend; aber das Ganze ist gleichsam durch eine hoheitsvolle Milde verklärt. Die körperliche Schönheit steht deshalb hier auf dem Gipfel ihrer bezaubernden Wirkung und sieghaften Allgewalt. Sie herrscht hier schon durch ihr bloßes Erscheinen. Die Phantasie erreicht bei diesem Typus die kühnste Schwungkraft, leichteste Beweglichkeit und vollkommenste Gestaltungsfähigkeit; der Intellekt die feinste Gliederung und zarteste Abtönung der Vorstellungen und Einsichten. Dieser Typus ist denn auch in geistiger Hinsicht vorzugsweise auf die künstlerische Bethätigung angelegt. Es giebt in Bezug hierauf gewisse Abstufungen nach Art des Gebietes und nach Grad der Ausübung, die teilweise auf einander und aus einander folgen. Wir können hier aber nicht näher darauf eingehen.

Zwischen diesen soeben erörterten polarischen Gegensätzen mitten inne steht der Zenstypus. Bei ihm ist die Entwickelung gewissermaßen nach keiner Richtung hin von der geraden Linie abgewichen. Die Harmonie der Persönlichkeit ist daher hier reicher und voller, wenn auch weniger rein und bestimmt, im Vergleich mit den andern. Er zeigt deshalb auch in seinen besten Ausprägungen eine vollkommene Allseitigkeit, Universalität der geistigen Fähigkeiten und Eigenschaften, indem keine derselben gegen die andere besonders hervorsticht. Die schöpferische Phantasie ist nach allen Richtungen hin gleich stark angelegt und wird sich deshalb überall mit derselben Energie bethätigen. Dies muß im Falle des Mangels an realen Bethätigungsmöglichkeiten auf eine Art idealen Schaffens führen,

Digitized by Google

die zwischen Wissenschaft und Kunst mitten inne steht: gleichsam das Verbindungsglied zwischen beiden ausmacht, und das ist die Philosophie. Die derselben entsprechende geistige Thatigkeit wird deshalb diesem Typus am natürlichsten sein. Es ist jedoch dabei nicht ausgeschlossen, ja zur Fruchtbarkeit auf diesem Gebiete in gewissem Grade und Maße unerläßlich, daß er sich auch in den rein wissenschaftlichen bezw. künstlerischen Richtungen stark receptiv und womöglich auch produktiv bethätige.

Bisher ist das (männliche oder weibliche) Geschlecht dieser drei Haupttypen gar nicht besonders in Berücksichtigung gezogen. Es war dies insofern nicht direkt erforderlich, als wir es hier mit ganz allgemein menschlichen Idealtypen zu thun haben, welche außerhalb der durch das jedesmalige Geschlecht gegebenen und bei den verschiedenen Individuen mehr oder minder scharf abgegrenzten Differenzen beiderlei Geschlechtern gemeinsam sind: wie ja denn auch erst beide Geschlechter zusammen den vollständigen (sämtliche wesentlichen und unwesentlichen Bestandteile enthaltenden) jedesmaligen Individualtypus vorstellen. Hierfür spricht ja auch die Thatsache, daß sowohl die Eigenschaften des Vaters als auch diejenigen der Mutter auf den Sohn bezw. die Tochter (also ohne Rücksicht auf das Geschlecht) erblich übergehen können. Allerdings treten jene oben geschilderten Gegensätze bei den weiblichen Typen nicht entfernt so schroff auf, und bewegen sich innerhalb viel engerer Grenzen, als dies bei den männlichen der Fall ist. Diese Grenzen sind neben anderem z. B. schon durch die — unter sonst gleichen Umständen — geringere Gesamtleistungsfähigkeit (Energieinhalt) des weiblichen Typus vorgeschrieben. Mit: „unter sonst gleichen Umständen" soll nicht etwa gesagt sein, daß jeder weibliche Typus jedem männlichen an Gesamtleistungsfähigkeit nachsteht, sondern nur, daß dies bei sonst Ebenbürtigen der Fall ist. Es kann sehr wohl weibliche Typen geben, welche die weniger kräftigen männlichen Ausprägungen derselben Stufe an Energieinhalt in jeder — leiblicher sowohl wie geistiger — Beziehung übertreffen. Der Mut z. B. ist keineswegs, wie man gemeinhin glaubt, eine

Digitized by Google

ausschließlich männliche Eigenschaft; und ähnlich verhält es sich mit den intellektualen Fähigkeiten. Wenn man hier die Typen der höchsten Stufe des Aristokratismus den männlichen entsprechend poetisch bezeichnen will, so dürfte der Marstypus als der vorzugsweise männliche, — wenigstens was jene spezifischen Charaktergegensätze anbelangt — kein eigentliches Analogon haben. Wohl aber könnte man dem Zeustypus denjenigen der Juno oder Artemis; dem Apollotypus den der Venus, bezw. Aphrodite parallel setzen.

Außer diesen drei Hauptstufen und entsprechenden Haupttypen sind selbstverständlich eine unbeschränkte Anzahl von Zwischenstufen und Übergangstypen möglich. Soweit sie wirklich harmonische Kompositionen der physischen, moralischen und intellektuellen Fähigkeiten vorstellen, können sie sämtlich ebenfalls als Normaltypen gelten.

In unserer Epoche sind die eigentlichen Normaltypen auf allen drei Hauptstufen, insbesondere aber auf der dritten verhältnismäßig sehr selten geworden, wenn auch mehr oder minder unvollständige, oder nicht vollkommen harmonische Typen auf dieser letztern häufig genug sein mögen. Es ist heutzutage schon viel, wenn die intellektuellen Eigenschaften an sich und in Verbindung mit den moralischen ein einigermaßen harmonisches Ganze bilden, die physischen Eigenschaften aber dürfen dabei in der Regel gar nicht in Betracht gezogen werden. Einen Teil der mannigfachen Gründe hiervon haben wir schon vorher angedeutet; andere sollen im nächsten Kapitel folgen. Vor allem scheinen die besten Ausprägungen männlichen Geschlechts auf der dritten Hauptstufe immer seltener zu werden, da bei diesen eine ausnahmsweise einmal angeborne vollkommene Harmonie der Persönlichkeit durch eine verkehrte spätere Erziehung, durch allzu einseitige oder frühzeitige Anspannung der Geistes- oder Körperkräfte oder durch ungünstiges Lebensschicksal ꝛc. gewöhnlich wieder zerstört wird. Am häufigsten wird das Nervensystem bzw. der sensibele Teil desselben überreizt und der (bezüglich seiner Gesundheit von der Muskelthätigkeit abhängige) motorische Teil verweichlicht, bzw. vernachlässigt. Es kann jedoch auch (in den

Digitized by Google

niedern Schichten) das Umgekehrte der Fall sein. In den höhern Schichten wird in der Regel sowohl der Körper als der Geist verweichlicht, bezw. durch zu frühzeitiges Wohlleben entkräftet. Wir kommen hierauf später noch einmal zurück.

Es erübrigt noch die Beantwortung der wichtigen Frage: „Ist über die dritte Hauptstufe hinaus noch eine weitere Steigerung und Komplikation des individuellen Lebensgehalts möglich? Es ist schwer, hierauf eine durchaus unanfechtbare Antwort in bejahendem oder verneinendem Sinne zu geben, insofern die fortschreitende Entwickelung niemals stillstehen, aber auch nicht mit sich selbst in Widerspruch geraten kann. Wenn das individuelle Leben in jeglicher Gestalt gewisse relative Maxima hat, warum sollte es nicht auch ein absolutes Maximum haben? In der That, wie es im Leben des einzelnen von der Geburt bis zu dem normaler Weise erfolgten Tode neben verschiedenen relativen Maximis zweifellos auch ein absolutes Maximum giebt, so könnte es ja auch in der continuierlichen Entwickelungsreihe eines individuellen Verbands (Familie, Volk ꝛc.) neben den verschiedenen relativen ein absolutes Maximum geben. Man muß indessen hier mit den Schlußfolgerungen sehr vorsichtig sein. Auch wenn alle ausreichend verbürgten Entwickelungsgeschichten der Familien und Völker diese Vermutung empirisch bestätigen sollten, braucht dieselbe deswegen noch nicht eine Thatsache von der ausnahmslosen Giltigkeit eines Naturgesetzes zu sein. Denn da die Entwickelung der Familien und Völker bei jedem neuen Aufsteigen und während desselben außer gewissen bereits bekannten, stets noch andere, völlig unbekannte, ungeahnte Antriebe, Faktoren ꝛc., in sich aufnimmt, so ist im konkreten Falle niemals sicher zu bestimmen, ob ein in Frage stehendes Maximum das absolute, oder bloß ein relatives ist, ob nicht auf dieses ein anderes von noch höherem Niveau folgen kann. Allerdings hat das individuelle Leben auf unserem Planeten und in unserem Sonnensystem, — ebenso wie auf jedem andern Planeten und in jedem andern

Digitized by Google

Sonnensystem, zweifellos ein absolutes Maximum. Aber wer wollte die Epoche, in welcher dasselbe eintritt, vorherbestimmen? Auf ein paar Millionen Jahrtausende mehr oder weniger kommt es ja hierbei nicht an. Wie unser Planet im Vergleich mit dem **Weltraume** nur ein kaum wahrnehmbarer Punkt ist, so ist auch die Entwickelungsgeschichte unseres Planeten, — so weit sie bis jetzt selbst der kühnsten exaktwissenschaftlichen Phantasie übersehbar ist, — nicht viel mehr als ein solcher Punkt in der **Weltzeit**, auch wenn wir diese Zeit bloß auf unser Sonnensystem, unsere Sonne (und Erde) und nicht auf das ganze Weltall, etwa auf die Centralsonne beziehen. Vielleicht, ja man kann sagen — wahrscheinlich — ist die Entwickelung des Menschenlebens auf unserem Planeten kaum erst über das Anfangsstadium — gewissermaßen über die Kinderkrankheiten — hinaus, und hat bis zu seinem absoluten Maximum noch unabsehbare Millionen von Jahrtausenden vor sich. Alle jene albernen, kindischen, auf die wüsten Ausgeburten einer bekannten orientalischen Mythologie sich stützenden, sogenannten Prophezeihungen über eine nahe bevorstehende Weltauflösung sind ebenso lächerlich, wie wissenschaftlich unbegründet.

Wir haben also mit jener oben geschilderten dritten Hauptstufe des Aristokratismus durchaus nicht der Entwickelung des Menschengeschlechts das absolute Endziel setzen wollen. So lange an den Gliedern einer größeren oder kleineren individuellen Entwickelungsreihe, (Volk, Familie ꝛc.) nicht deutliche Symptome unheilbarer physischer, bzw. moralischer Krankheiten bemerkbar sind, hat dieselbe ihr absolutes Maximum noch nicht erreicht. Sie mag nach besonders starkem Kraftverbrauch eine Zeitlang abwärts gehen, gewissermaßen um neue physische bzw. moralische Kräfte zu sammeln; sie wird dann aber bei dem nächsten Aufsteigen ein um so höheres Niveau erreichen. Freilich ist das Lebensprinzip in seinen letzten logischen Konsequenzen unerbittlich: es zersetzt, zerstört ohne Unterschied alles, mit dem es nichts Neues, Größeres und Schöneres — weder direkt noch indirekt — mehr anfangen und zu Ende bringen kann. Und dies ist ja auch keineswegs etwa ein Übel,

Digitized by Google

sondern durchaus in der Ordnung. Was sich voll und ganz ausgelebt hat, verspürt nicht die mindeste Lust mehr, — weder in dieser noch in einer andern Welt — weiter zu leben, sondern sehnt vielmehr, wie jener ewige Jude, seine endliche Auflösung — oder wie bei den Pessimisten aller Arten und Abarten der gemeinsame technische Ausdruck lautet: — „Erlösung" — herbei.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

1. Die Vorbedingungen, Mittel, Wege, ꝛc., durch welche das allgemeine Lebensprinzip, — das ja nach den vorhergegangenen Erörterungen mit unserem aristokratischen als identisch betrachtet werden muß — seine höhern Zwecke erreicht, sind zugleich auch niedere Selbstzwecke; und verfehlte Mittel auch zugleich verfehlte Zwecke. Überhaupt besteht ein Unterschied zwischen Mittel und Zweck — abgesehen von der zeitlichen Aufeinanderfolge — für eine natürliche (nicht von einem Intellekt und Willen beabsichtigte) Entwickelung realiter gar nicht, sondern ist eben nur von unserem Intellekt idealiter gesetzt worden, und muß zur bessern intellektualen Orientierung auch beibehalten werden. Die Einsicht in Zweck und Ziel des Lebens ist eben nichts als eine bewußte (reflektierte) Erkenntnis seines Wesens überhaupt; und sie beruht auf der oft wiederholten Beobachtung seiner gewöhnlichen Bethätigungsweise, also auf der Erfahrung. Diese Einsicht reicht denn auch nicht weiter als die Erfahrung, d. h. nur so weit, als bis eine vorher noch nicht beobachtete Thatsache alle frühern Voraussetzungen zu Schanden macht und so beweist, daß das Leben auch noch andere, (in der Regel höhere) Zwecke, als die vorausgesehenen zu erreichen vermag.

Wenn man in der neuern Naturwissenschaft, bezw Naturphilosophie den Zweckbegriff entbehren zu können meint und alle Lebensäußerungen als Wirkungen einer rein mechanischen Kausalität ansehen möchte, so hält man eben Mittel und Zweck für etwas durchaus Verschiedenes und vergißt dabei, daß auch die wirkende Ursache insgesamt schon einen mehr oder minder abgeschlossenen Zweck repräsentiert und nach Maßgabe ihrer eigentümlichen Beschaffenheit im gegebenen Moment nur so und nicht anders wirken kann, wie es

Digitized by Google

zum Werden des jedesmaligen Ganzen erforderlich ist. Oder, etwas deutlicher ausgedrückt: der Kausalitätsbegriff, wie er von der neuern Wissenschaft verstanden wird, erstreckt sich nur auf einen mehr oder minder kleinen zeitlichen Teil eines relativ abgeschlossenen Lebensganzen, der Zweckbegriff nur auf einen räumlichen Teil desselben. Beide Betrachtungsweisen haben insofern eine unabweisbare Berechtigung, als man von einem fraglichen Lebensganzen nicht bloß die Teile im Raume (Zweck bezw. Mittel), sondern auch in der Zeit (Kausalität) kennen muß, wenn eine Erkenntnis vollständig sein soll. Denn so wenig man die Teile bezw. Glieder eines Ganzen in der räumlichen Erscheinungsform als von einander unabhängig betrachten darf, so wenig darf man dies in der zeitlichen Erscheinungsform thun.[1] Was den Unterschied zwischen Mittel und Zweck anbelangt, so erscheinen diese beiden überhaupt nur von einem subjektiven Standpunkte aus als verschieden. Gleichsam von vorn nach hinten zu gesehen, erscheint der fragliche Teil des betreffenden Ganzen als Zweck, von hinten nach vorn zu als Mittel, denn in diesem Falle sieht man außer dem in Rede stehenden noch einen weiteren, entfernteren Zweck.

Der ganze Streit über Kausalität oder Teleologie ist — sozusagen — ein Streit um des Kaisers Bart. Das Leben wird — seinem innersten Wesen entsprechend — überall, auch wo eine bewußte, weit vorausschauende Intelligenz und der ihr entsprechende Zweckbegriff nicht angenommen werden kann, seine jedesmaligen Ziele nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Mittel erreichen. Nichtsdestoweniger wäre es ein sehr voreiliger Entschluß, wollte man den Nutzen einer bewußten, vorausschauenden Intelligenz als sehr fragwürdig hinstellen: sozusagen das „Unbewußte" über das „Bewußte" setzen. Denn wäre eine vorausschauende Intelligenz innerhalb gewisser Grenzen nicht notwendig, so wäre sie eben gar nicht vorhanden. Sie ist indessen genau so wie alle andern Lebensäußerungen, zugleich Mittel und Selbstzweck,

[1] Vergl. Abschnitt I, Kap. IV, 3.

Digitized by Google

d. h. auch ohne Beziehung auf praktische Verhältnisse für sich ein integrierender Bestandteil des individuellen Lebensgehalts, der zur Erhöhung des Lebensgenusses wie jeder andere beträgt.

Man mag sich nun diese mehr oder minder weit vorausschauende Intelligenz auf der niedrigsten Stufe als eine Art instinktives Gefühl, einen gewissen intellektualen Takt oder in der höchsten Steigerung als vollkommen bewußte Einsicht in reale Verhältnisse vorstellen: sie ist im Wesen ein und dasselbe und hat jedenfalls eine nicht zu unterschätzende Bedeutung im Dienste des aristokratischen Lebensprinzips. Was der unbewußt schaffenden Natur, dem mehr oder minder blinden Walten ihrer Kräfte nicht gelingt, bleibt dem mit einer bewußten Intelligenz verbundenen Willen vorbehalten. Dies gilt ganz allgemein in Bezug auf das individuelle Leben überhaupt, in entsprechend höherem Grade aber für die spezifisch menschliche Steigerung und Komplikation desselben.

Von diesem Standpunkte aus kann es denn auch gar nicht merkwürdig erscheinen, daß jene vorschauende Intelligenz, — die man sonst auch wohl mit oft zu weitgehender Beziehung „Vorsehung“ nannte — bei Tier und Mensch zuerst bezw. zunächst auf die Sicherstellung der unerläßlichen Vorbedingungen der individuellen Existenz: der materiellen Bedürfnisse (Nahrung ꝛc.) gerichtet ist. Die mit dieser Art Intelligenz verbundenen Triebe und Leidenschaften sind die niedrigsten und in hochgradigem Spannungszustande zugleich die heftigsten und rücksichtslosesten vor allen andern. Bevor daher nicht diese momentan befriedigt und ihre fernere Befriedigung für längere oder kürzere Zeit sichergestellt ist, müssen alle andern höhern Antriebe zurücktreten; und es wäre absurd, dies anders zu verlangen. Es handelt sich ja eben zuerst und zunächst nicht um höheres und besseres Sein, sondern um „Sein“ oder „Nichtsein“ schlechtweg. Wie aber das Niedere nicht bloß das Mittel des Höhern, sondern, wie eben alles im Leben, in gewissem Grade und Maße auch Selbstzweck ist, so können gerade diese niedrigsten Triebe und der mit der Befriedigung der-

Digitized by Google

selben verbundene Lebensgenuß in einer Weise Selbstzweck werden, daß alle höhern Triebe und Leidenschaften gar nicht aufkommen können. Das sind jedoch immer krankhafte, abnorme Erscheinungen, die in einer einseitigen Überreizung des Nervensystems ihren Grund haben. Sie werden immer da besonders deutlich auftreten, wo auf einen Mangel an Befriedigung oder Bethätigungsmöglichkeiten der vorher erwähnten niedern Triebe bezw. Leidenschaften, plötzlich ein Überfluß an solchen folgt. Bekanntlich zeigen sich die Symptome eines solchen krankhaften Zustandes in erschreckender Mißgestalt gerade in unserer jetzigen Übergangsepoche der Kultur: als jene wahnsinnige Gier nach Befriedigung oder vielmehr *Überreizung* der *materiellen* Bedürfnisse und der damit mittelbar oder unmittelbar zusammenhängenden Interessen. Wenn auch diese Erscheinung im Anfange eine gesunde Reaktion gegen den materiellen Pauperismus früherer Epochen genannt werden mußte, so ist sie doch jetzt dermaßen ins Kraut geschossen, oder corruptiv entartet, daß ein baldiges stärkeres Hervortreten der höheren Antriebe und Leidenschaften sehr zu wünschen wäre.

Die Sicherstellung der unerläßlichsten materiellen Vorbedingungen der Existenz ist also zuerst bezw. zunächst das Bestreben einer im Sinne des Aristokratismus fortschreitenden Entwickelung. Dem entsprechend ist es denn auch durchaus kein *schlimmes*, sondern vielmehr ein an sich *gutes* Zeichen, wenn bei einem Individuum, bezw. an einer Familie der Trieb nach einer Aufbesserung der materiellen Lage, nach Erwerb von Geld und Gut ꝛc. mehr oder minder stark hervortritt und innerhalb der legalen Grenzen nach Verwirklichung strebt. Nur dürfen hier nicht Mittel und Zweck zu sehr auseinandergehalten werden. Das Mittel bildet mit dem Zwecke, wie aus dem Vorhergegangenen ersichtlich, ein unzertrennliches Ganze; und es ist gar nicht möglich, daß an diesem Ganzen der eine Teil schlecht, gemein ꝛc., der andere gut, edel u. s. w. sei, gerade wie ein *Zeus-* oder *Apollokopf* nicht gut auf einem Schweinsrumpfe sitzen kann. Verfehlte Mittel sind eben auch zu einem größeren oder geringeren Teile verfehlte Zwecke, und mit gemeinen Mitteln werden niemals,

Digitized by Google

(wenigstens nicht direkt) edle Zwecke erreicht werden. „Der Zweck heiligt die Mittel" ist ein auf materiellem wie geistigem Gebiete gleich corrúptiver Grundsatz, welcher dem wahren Lebensprinzip unter allen Umständen feindlich ist.

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortzeugend, Böses muß gebären."

Sowohl der allzugroße Mangel als der allzugroße Überfluß ist der im Sinne des aristokratischen Prinzips fortschreitenden Entwickelung hinderlich, und es läßt sich der richtige Stand der materiellen Vorbedingungen mit jener in den vorhergegangenen Abschnitten angedeuteten jedesmal passenden Temperatur vergleichen, die zu den verschiedenen Arten bildender Lebensthätigkeit (organischer wie unorganischer) notwendig und hinreichend ist. Ist dieselbe in einem bestimmten Falle zu niedrig, so geht die Bildung allzu langsam oder gar nicht von statten; ist sie zu hoch, so greift an stelle der Bildung eine teilweise oder vollständige Zersetzung um sich. Sofern daher eine erhebliche Differenz oder Disharmonie zwischen der innerlich bereits erreichten Bildungsstufe und dem äußerlichen Stand der materiellen Mittel und gesellschaftlichen Stellung eingerissen ist, so wird das auf höhere Zwecke gerichtete Lebensprinzip in den betreffenden Individuen zuerst diejenigen Triebe und Leidenschaften erregen, welche das Gleichgewicht, die Harmonie herzustellen bemüht sind: eben jenen vorher erwähnten Erwerbstrieb, bezw. den sog. Ehrgeiz. Soweit dieselben nichts weiter als diese Harmonie bezwecken, sind sie auch vollkommen berechtigt; gewöhnlich schießen sie aber über das zunächst gesteckte Ziel hinaus und streben nach einem Überfluß, welcher im günstigsten Falle den betreffenden Individuen nichts weiter hilft, ihr Lebensglück nicht erhöht, in der Regel aber ihnen über kurz oder lang verderblich wird. Kein Mensch, überhaupt kein Individuum ist eines höhern und intensiveren Lebensgenusses fähig, als desjenigen, welcher der betreffenden, von ihm erreichten, oder ihm erreichbaren Stufe des Aristokratismus entspricht. Es ist durchaus

Digitized by Google

ein Irrtum, wenn gemeinhin angenommen wird, daß dem an äußern Machtmitteln (besonders Geld) entsprechend Reichen alle Genüsse der Welt zur Verfügung stehen. Dieser Irrtum ist aber gerade bei denjenigen am meisten verbreitet, für welche die entsprechende Wahrheit der beste Trost wäre. Denn wenn es z. B. den betreffenden Individuen auch frei steht, ihr schweres Geld ꝛc. für die ihnen unerreichbaren höhern Genusse einzusetzen, so werden sie dabei doch im günstigsten Falle nicht mehr gewinnen als das, was sie auch hätten „billiger bekommen" können. So wenig sich jemand wahre Liebe erkaufen kann, so wenig kann er sich auch einen andern Körper, einen andern Willen, einen andern Intellekt, überhaupt einen andern, bessern Lebensgeist erkaufen, als er nun einmal hat. Dergleichen ist nur auf indirektem Wege, durch eine generationsweise allmählich fortschreitende Entwickelung möglich; und wenn dieselbe künstlich, z. B. durch unnatürliche — mehr oder minder erzwungene — geschlechtliche Kreuzungen, oder anderswie (forcierte Schulung ꝛc.) zu beschleunigen versucht wird, so resultiert daraus in der Regel nichts Gutes für die betreffenden Individuen. Es entstehen armselige, mehr oder minder disharmonisch komponierte Geschöpfe, die an stelle des vermeintlichen höhern Lebensgenusses vielmehr Lebensekel davontragen.

Die Wirkung eines unverhältnismäßig großen Reichtums an materiellen Machtmitteln läßt sich in Bezug auf die bessere Ausprägung der Menschheit auch mit den Folgen vergleichen, welche eine sehr reichliche Ernährung für die physische Entwickelung der Individuen hat. Innerhalb gewisser Grenzen steht eine günstige Wirkung ganz außer Frage. Man darf nur die Wichtigkeit jener Faktoren nicht zu hoch anschlagen, insbesondere sie nicht als die Hauptursache der allseitigen Vervollkommnung betrachten. Dann aber hat jener unverhältnismäßig große Reichtum ebenso wie die zu reichliche Nahrungszufuhr auch eine bedenkliche Seite. Sowie diese allzu reichliche Nahrungszufuhr bei den Individuen und deren Nachkommen eine Neigung zur Fettleibigkeit, und damit allmählich Trägheit, satte Unlust ꝛc. erzeugen muß, so läßt jener

Digitized by Google

unverhältnismäßig große Reichtum gewisse niedere, oder minder hohe Bestandteile des Lebensgehalts allzusehr ins Kraut schießen, da eben die Reichlichkeit der Mittel eine fast unbeschränkte Steigerung und Komplikation des betreffenden Gehalts ermöglicht. So wird z. B. der gemeine materielle Luxus (Prunk ꝛc.) in gewissen Schichten der jetzigen Gesellschaft bis zu einer wahnsinnigen Höhe getrieben. Das sind aber nicht die schlimmsten, sondern verhältnismäßig harmlose Wirkungen des Überflusses. Geradezu verhängnisvoll und zersetzend, allgemeine gesellschaftliche Fäulnis und Korruption erregend wirkt er aber da, wo er durch ein ganz unverhältnismäßig geringes oder gar kein Äquivalent von geistiger oder körperlicher Arbeit gleichsam spielend erworben werden kann. Nicht nur, daß dergleichen letzten Endes auf eine indirekte oder auch direkte Bestehlung der Gesellschaft hinauslaufen und in gewissen Schichten derselben Mangel, in andern berechtigte Unzufriedenheit erregen muß, — es macht auch durch die Möglichkeit eines unverhältnismäßig hohen Angebots von seiten der ökonomisch Übermächtigen Dinge verkäuflich, welche nicht verkäuflich sein dürfen, wenn die Ordnung des Lebens nicht gleichsam umgekehrt, und an stelle der höhern und bessern Entwickelung der Individuen, des Staates und der Menschheit ein allgemeiner Rückgang und zuletzt ein vollständiger Zerfall herbeigeführt werden soll.

Ebenfalls nur innerhalb ziemlich enger Grenzen wirksam, und auch hier nur sehr bedingter Weise, ist für die höhere und bessere Ausprägung des Menschentypus alles dasjenige, was man unter dem Begriff: „Erziehung“ zusammenfaßt. Man kann eine natürliche und eine künstliche (durch menschliche Absicht geleitete) Erziehung unterscheiden. Erstere ergiebt sich durch das gesellschaftliche Zusammenleben und dessen notwendige Folgen und Bedürfnisse ganz von selbst. Sie bildet im Laufe von Generationen durch allmähliche Steigerung bezw. Ausmerzung alle diejenigen positiven

Digitized by Google

und negativen Tugenden heraus, welche zum Bestehen der Gesellschaft notwendig oder wünschenswert sind. Es laufen diese sämtlich — fast ohne Ausnahme — auf eine freiwillige Einschränkung der natürlichen Selbstsucht des Individuum zu Gunsten anderer hinaus; sie convergieren gleichsam sämtlich in ein mehr oder minder kraftvolles Gefühl von Recht und Unrecht im weitesten Sinne des Wortes. In diesem erblichen bei den verschiedenen Individuen mehr oder minder tiefgrundigen Mutterboden des Rechtsgefühls wurzeln, und aus demselben ziehen ihre Nahrung alle mehr oder minder kräftigen Reaktionen nicht bloß gegen die gröbern Verletzungen der Persönlichkeit, welche das Strafgesetzbuch bedroht, sondern auch gegen die feineren Verstöße, welche die gute Sitte und gute Lebensart verbietet. Die künstliche Erziehung kann in Bezug hierauf im günstigsten Falle nicht mehr erreichen, als diese ererbten, aber mehr oder minder unbestimmten, unbewußten, Gefühle zum klaren deutlichen Bewußtsein zu bringen. Wo sie nicht der Anlage nach bereits vorhanden sind, wird eine — wenn auch noch so vollkommene — künstliche Erziehung sie vergeblich zu erwecken suchen. Wo der Wille, — die Gesamtheit der ererbten Triebe und Leidenschaften — von Hause aus gut, oder gar edel ist, kann kein böses Beispiel ihn erheblich schlechter, und im entgegengesetzten Falle keine noch so strenge und sorgfältige Erziehung ihn erheblich besser machen. Es gehören Generationen dazu, um gewisse Charaktereigenschaften einer Persönlichkeit in hervorragender Stärke auszubilden, und wiederum verlieren sich besonders hervorstechende Eigentümlichkeiten derselben erst im Laufe von Generationen gänzlich. Die künstliche Erziehung kann, wie schon angedeutet, nichts thun, als die Gelegenheit zur Geltendmachung jener ererbten Triebe geben oder nehmen; diese selbst aber weder erzeugen noch vernichten. Überhaupt ist die beste durch menschliche Absicht geleitete Erziehung eine solche, welche sich darauf beschränkt, die Natur bezw. das Leben in ihrer erzieherischen Thätigkeit zu unterstützen: die Hindernisse zu beseitigen, welche sich ihrer gedeihlichen Einwirkung entgegenstellen. Hierzu gehört vor allem nicht etwa die klösterliche Absperrung von der

Digitized by Google

Gesellschaft, sondern gerade das Aufsuchen aller Arten und Stufen derselben; natürlich mit Bevorzugung der bessern Elemente der bezüglichen Schichten. Auf diese Weise kommen nicht nur gewisse, oft so unheilvolle, oder lächerliche, gesellschaftliche Vorurteile gar nicht auf, sondern es werden auch dem Willen und Intellekt die ausgiebigsten und kräftigsten Anregungen aller Art zu teil. Selbstverständlich muß die aufzusuchende Gesellschaft dem Alter des betreffenden Individuum angemessen sein.

Mit der Erziehung mehr oder minder verwandt, jedoch von dieser erheblich verschieden ist der Unterricht. Wenn derselbe auf den niedern Stufen des Aristokratismus mehr wünschenswert als notwendig ist, so darf er auf den höhern Stufen unter keinen Umständen fehlen. Die höhern körperlichen und vor allem die geistigen Fähigkeiten, auch wenn sie der Anlage nach noch so sehr angeboren sind, bedürfen der sorgfältigen Ausbildung und Pflege; abgesehen davon, daß die höhere geistige Potenz zu einem großen Teile in positiven Kenntnissen und Fertigkeiten besteht, die naturgemäß nicht erblich sein können, sondern unter allen Umständen erworben werden müssen.

In unserer Kulturepoche geschieht bez. des Unterrichts einerseits zu viel, andererseits zu wenig; zu viel insofern, als die jugendlichen Individuen oft unter Anwendung von Gewalt, List und allen möglichen Mitteln zu Thätigkeiten gepreßt werden, die ihrer natürlichen Anlage und Neigung oft nicht im mindesten entgegenkommen: zu wenig insofern, als die natürlichen Anlagen und Neigungen, selbst wenn sie sich entschieden zeigen, oft aus falsch verstandenem Ehrgeiz oder aus andern Gründen nicht genug berücksichtigt werden. Dann auch hat man für die verschiedensten Arten und Grade der geistigen Fähigkeiten in der Regel ein und dieselbe Schablone, Methode der Ausbildung und auch gewöhnlich ein und dasselbe Ziel. Auf diese Weise wird eine von Hause aus oft ganz glückliche Harmonie der Persönlichkeit gewöhnlich wieder zerstört. Dazu kommt noch die auch jetzt immer noch viel zu geringe Betonung der körperlichen Ausbildung und Pflege. Die natürliche Folge davon ist eine Art Lähmung des Willens, eine allgemeine

Digitized by Google

Stagnation, Versumpfung aller positiven, thatkräftigen Triebe und Leidenschaften, ganz zu schweigen von der oft erheblichen Beeinträchtigung der Gesundheit. So lange man mit diesen eingerosteten Mißbräuchen und Vorurteilen nicht gründlich aufräumt, wird eine bessere Ausprägung des Menschentypus stets ein frommer Wunsch bleiben.

Alle diese Mittel und Wege, durch welche das aristokratische Prinzip in seinen Absichten unterstützt werden kann, sind jedoch bezw. ihres Erfolges geringfügig im Vergleich mit jenen oft fundamentalen Umwandelungen des Typus, wie sie durch eine glückliche geschlechtliche Kombination, also durch die Zeugung erreicht werden können. Das Leben setzt deshalb auch hier für die Verwirklichung seiner Absichten gleichsam die meiste Kraft ein, erregt in diesem Falle die gewaltigsten oft alles überflutenden Leidenschaften. Es empfindet demgemäß auch in der Bethätigung derselben den höchsten und intensivsten Genuß seiner selbst. Wenn sonst eine Bildung und Umbildung des Typus nur sehr allmählich, in kaum bemerkbaren Schritten vor sich geht, — macht die Schöpfung bei der Zeugung gleichsam einen Sprung, indem sie die allmählich gehäuften Resultate zweier (verschiedenen) Entwicklungsreihen vereinigt und so die Elemente des Lebensgehalts nicht bloß summiert, sondern in gewissem Sinne sogar multipliziert, bzw. potenziert. Freilich wird hier der Gesamterfolg, oder — um den mathematischen Vergleich weiterzuführen — der absolute Wert der Funktion davon abhängen, wie viel positive und wie viel negative Faktoren, Summanden ꝛc. dabei zusammengewirkt haben und wie die beiden Kategorien sich zu einander größenmäßig verhalten. Da nämlich die vollkommenere Schöpfung nicht bloß in einer Steigerung der besseren und edleren, sondern auch in einer Reduktion und allmählichen Ausmerzung der schlechteren und gemeineren Eigenschaften besteht, so muß man gewissermaßen eine positive und eine negative Seite bei jeder Neuschöpfung oder Wiederzeugung

Digitized by Google

unterscheiden. Dem entsprechend wirkt denn auch das aristokratische Prinzip bei der Auswahl der geschlechtlichen Kombinationen einerseits anziehend, anderseits abstoßend. Das eine setzt sich subjektiv in das Gefühl der mehr oder minder leidenschaftlichen Liebe, das andere in dasjenige des Abscheus[1] um. Bei edlen und kraftvollen sog. „Naturen", — in denen sich eben die „Natur" im Gegensatze zur Konvention nicht bloß regt, sondern kräftig regt, — ist die Empfindung des Abscheus vor einer unerwünschten geschlechtlichen Kombination in gewissen Fällen fast ebenso leidenschaftlich und heftig, wie die der Liebe zu einer erwünschten. Ja, gerade hierin zeigt sich der wahre und natürliche Adel einer Persönlichkeit, die Größe der Menschennatur in ihrer ganzen Erhabenheit, oder — die Aufopferung des eigenen Selbst in der vollen Glorie des Martyrium.

Bezüglich der Liebe nimmt man mit Schopenhauer und andern Pessimisten gewöhnlich an, daß dieselbe zwischen zwei Persönlichkeiten um so heftiger und leidenschaftlicher sei, je größere Gegensätze dieselben aufweisen. Diese angeblich auf der Erfahrung beruhende Regel ist mindestens ebenso oft falsch als richtig, d. h. überhaupt keine eigentliche Regel, sondern mehr eine Ausnahme. Der höhere und allgemeinere Gesichtspunkt, unter welchem diese angebliche Regel als spezieller Fall erscheinen dürfte, ist folgender. Der mittelbare Zweck der Liebe, — so zu bezeichnen, weil dieselbe zugleich auch unmittelbarer Selbstzweck: ein integrierender Hauptbestandteil des Lebensgehalts, bzw. Lebensgenusses ist — läuft offenbar auf eine möglichst beste Ausprägung und Fortsetzung der eignen Individualität hinaus. Ihr leitendes Prinzip wird deshalb auch gleichsam darauf ausgehen, den Wert der eigenen Persönlichkeit zum mindesten zu erhalten, womöglich aber noch zu steigern und zu vervollständigen. Diese mehr unbewußte Absicht wird

[1] Nicht mit dem sog. Haß zu verwechseln, da dieses Gefühl stets den Wunsch nach Ausgleich (Strafe) für irgend eine (wirklicher- oder eingebildeterweise) erlittene Kränkung interpretiert und im Grunde genommen mit dem Rechts- bezw. Rachegefühl identisch ist.

Digitized by Google

aber oft durch gewisse, sehr bewußter Weise, — aus Opportunitäts- oder andern Rücksichten, — zustande gekommene geschlechtliche Kombinationen gekreuzt. Dadurch entstehen dann allmählich oder plötzlich größere oder geringere Abweichungen von dem jedesmaligen, — der Stufe entsprechenden, — Normaltypus, die in einer mehr oder minder disharmonischen Komposition der betreffenden Persönlichkeiten bestehen.

Ist solches nun einmal geschehen, sind also gewisse integrierende Bestandteile eines Typus verkümmert, andere etwa zu sehr ins Kraut geschossen, so wird jenes leitende Prinzip bei der nächsten Wiedererzeugung des Individuum naturgemäß auf eine weitere Steigerung und Vermehrung des Lebensgehalts vorläufig verzichten und zunächst auf eine Wiederherstellung des harmonischen Normaltypus bedacht sein. Diesen Zweck wird es auf dem kürzesten Wege dadurch erreichen können, daß es zwei in entgegengesetzter Richtung disharmonisch abgeänderte Individuen, bezw. deren Zeugungsprodukte zu kombinieren sucht. Das Gelingen dieses Züchtungsverfahrens ist aber unter anderem besonders dadurch bedingt, daß die fraglichen Individuen ungefähr auf derselben Stufe der Entwickelung stehen; denn nur dann kann vielleicht durch jene geschlechtliche Kombination die betreffende Stufe des Aristokratismus geschaffen werden.

Hierdurch mag die angeblich so oft beobachtete Thatsache zu erklären sein, daß zwei in entgegengesetzter Richtung mehr oder minder häßliche Individuen eine leidenschaftliche Zuneigung zu einander fassen können. Aber gleichzeitig wird man in diesem Falle beobachten, daß die beiden Individuen ungefähr denselben Bildungsgrad besitzen. Ohne dies ist ja eine aufrichtige Zuneigung zu einander auch aus andern Gründen nicht denkbar.

Sofern aber eine solche gröbere Korrektion des Typus gar nicht notwendig, sofern ein Individuum in seiner Art nahezu vollendet, d. h. schön ist, wird dessen instinktives Gefühl bez. seiner Wiedererzeugung, wie schon erwähnt, gleichsam darauf ausgehen, sein eigentümliches Wesen zum mindesten zu erhalten und zu kräftigen, womöglich aber dasselbe noch zu vervollkommnen. Seine Liebe,

Digitized by Google

sofern dieselbe nicht bloß auf ein mehr oder minder flüchtiges Wohlgefallen hinausläuft, — wie es die Schönheit der Menschennatur und die Schönheit überhaupt unter allen Umständen erregt — sondern eine tiefe Leidenschaft ausmacht, die sein ganzes Wesen erfaßt und durchschauert, — wird deshalb auch nur auf solche Individuen fallen, die mit ihm ungefähr auf derselben Stufe des Aristokratismus stehen, und womöglich ebenfalls in ihrer Art nahezu vollendet, d. h. eben „schön" sind. Diese Neigung wird denn auch unter normalen Umständen mit derselben leidenschaftlichen Stärke erwidert werden; jedoch ist dabei nicht ausgeschlossen, daß sie bei demjenigen Teile, welcher am meisten hierdurch gewinnt, bezw. zu gewinnen Aussicht hat, noch heftiger sei. Bei erheblicher Verschiedenheit der Stufen kann dies so weit gehen, daß der eine Teil vorzugsweise liebt, der andere sich mehr lieben läßt, was ja ebenfalls eine oft beobachtete Thatsache sein soll. Sofern jedoch die Stufen allzu sehr verschieden sind, werden die Repräsentanten der höhern Stufe für die der niedern im günstigsten Falle höchstens ein flüchtiges Wohlgefallen, und umgekehrt, (erstere für letztere) eine Art begeisterter Schwärmerei: — beide aber keine aufrichtige Herzensneigung für einander empfinden.

Man kann sich deshalb bei der geschlechtlichen Auswahl einem gesunden — nicht krankhaft überreizten — instinktiven Gefühl überlassen. Da jedoch hierbei nicht selten Irrtümer unterlaufen können, indem bei abnorm hochgradigem Spannungszustande der geschlechtlichen Triebe oft ein in Wahrheit nur flüchtiges sinnliches Wohlgefallen für eine aufrichtige Herzensneigung gehalten wird, so ist eine vernünftige Überlegung unter gewissen Umständen ganz am Platze und sollte überhaupt niemals vollständig von der Hand gewiesen werden. Die hellere vorausschauende Intelligenz oder die reifere Erfahrung kann hier von dem dunkleren instinktiven Gefühl zwar vielfach lernen, dieses aber auch berichtigen und im entscheidenden Moment leiten.

Man begegnet sehr oft jener, sogar von vielen Philosophen und Dichtern unterstützten Behauptung, daß auch die leidenschaftlichste

Digitized by Google

Neigung in einem längeren Zusammenleben ihr Grab finde, und daß deshalb eine sog. vernünftige Konvenienzehe einer Heirat aus Liebe vorzuziehen sei. Sofern nichts Besseres zu thun ist, mag dies seine Berechtigung haben; eine solche Ehe ist jedoch immer nur ein armseliges Surrogat für eine aus wahrer und aufrichtiger Neigung geschlossene. Überdies ist es eine durchaus falsche Ansicht, daß diejenigen Individuen, welche durch eine geschlechtliche Kombination das beste überhaupt erreichbare Produkt ergeben können, im gesellschaftlichen Leben in der Regel nicht zusammenpaßten. Vielmehr ist das Umgekehrte der Fall: die geschlechtlich am besten zusammenpassenden Individuen passen auch in der Regel gesellschaftlich am besten zusammen, da sie ja eben ungefähr auf derselben Stufe der leiblichen und geistigen Bildung — abgesehen vom Alter — stehen müssen. Wenn Ausnahmen mitunter konstatiert werden, so war eben die fragliche Neigung von vornherein nur ein oberflächlicher Sinnenwahn, der dann allerdings auch „mit dem Gürtel und dem Schleier" u. s. w. zerreißt.

Die potentielle[1] Energie der geschlechtlichen Triebe und Leidenschaften ist im allgemeinen, — von augenblicklichen Spannungsgraden abgesehen — am größten auf dem Gipfel der leiblichen und geistigen Entwickelung des Individuum. Das Alter, in welchem jene Triebe sich zu regen beginnen, ist je nach Geschlecht, Klima, Rasse, Individualität ꝛc. verschieden, aber keineswegs unter normalen Umständen ein niedrigeres, als etwa 15—16 Jahre beim Weibe und 18—20 Jahre beim Manne. Der Höhepunkt fällt aber bei beiden in ein erheblich späteres Alter. Bringt man die Faktoren: „Klima", „Rasse" ꝛc. bei den betreffenden Individuen

[1] Das Wort „potentielle Energie" ist natürlich hier nicht in demselben Sinne zu verstehen, in welchem es in den beiden vorhergegangenen Abschnitten gebraucht wurde. Dies hier ist gewissermaßen eine übertragene Bedeutung, die mit der eigentlichen vieles Analoge hat.

Digitized by Google

gehörig in Rechnung, so kann es als eine fast ausnahmslose Regel gelten, daß die reichere und stärkere, überhaupt die vollkommenere Individualität bei beiden Geschlechtern — unter sonst gleichen Umständen — ein entsprechend höheres Alter zur völligen Reife beansprucht. Auch liegt es bei allen Individuen ohne Ausnahme im Interesse der bessern und vollständigeren — leiblichen wie geistigen — Entwickelung, den Zeitpunkt der beginnenden Geschlechtsreife möglichst weit hinauszuschieben, oder ihn wenigstens durch nichts irgendwie zu beschleunigen. Die Thatsache, daß die auf geschlechtliche Vereinigung gerichteten Triebe normaler Weise erst bei herannahendem Abschluß der Entwickelung erwachen, und ihre Maximalstärke überall mit dem Gipfel der sonstigen Entwickelung zusammenfällt, deutet augenscheinlich darauf hin, daß jene Triebe nicht bloß schlechtweg auf eine Wiedererzeugung, Fortpflanzung gerichtet sind, sondern zugleich eine Vervollkommnung, Verbesserung, Verschönerung des individuellen Lebens bezwecken. Denn wie das Individuum in einer bestimmten Zeit beschaffen ist, so werden auch gewissermaßen die von ihm in diesem Zeitpunkte erzeugten, verkleinerten Abbilder seines Wesens — die Zeugungsprodukte — beschaffen sein.

Hierzu kommt nun aber noch die kombinierte Zeugung. Wenn es sich nämlich bei der Wiedererzeugung nur um eine Fortpflanzung des Individuum schlechtweg handelte, so wäre nicht abzusehen, warum dazu immer zwei Individuen, bezw. deren Zeugungsprodukte, gehören sollten. Jedes Individuum könnte sich ja, wie es auf den allerunterſten Stufen des Lebens thatsächlich der Fall ist, allein aus sich selbst heraus wiedererzeugen, brauchte dazu nicht notwendig der Mitwirkung eines andern. In diesem Falle könnte es aber auch nur sein eignes Wesen, ohne irgend welchen erheblichen Zusatz, reproduzieren: — gerade wie man ja thatsächlich aus einer einzelnen Knospe, aus einem abgeschnittenen Reis ꝛc. ꝛc. ganz genau dieselbe, — aber auch nur dieselbe — Pflanzenspielart weiterführen, oder im eigentlichen Sinne: — „fortpflanzen“ — kann. Eine allmähliche Verbesserung und Ver-

Digitized by Google

schönerung des Typus wäre unter diesen Umständen auch wohl allenfalls möglich, könnte aber nur äußerst langsam und einseitig von statten gehen, indem das Individuum immer nur auf sich selbst, bezw. auf die günstigen Chancen einer einzigen zusammenhängenden Entwickelungsreihe angewiesen wäre. Ganz anders dagegen verhält es sich, wenn die Wiedererzeugung durch eine einheitliche Kombination zweier verschiedener Individualtypen bewirkt wird. Auf diese Weise können nicht nur die gehäuften Resultate zweier kontinuierlichen Entwickelungsreihen, sondern — (wenn man bedenkt, daß — wenigstens der Möglichkeit nach — jedes Individuum desselben Geschlechts und ungefähr derselben Art mit jedem Individuum des andern Geschlechts einer einheitlichen Kombination fähig ist) — die günstigen Chancen einer ganz unbeschränkten Anzahl von Entwickelungsreihen im Sinne des aristokratischen Prinzips ausgenutzt werden. Dieses Argument ist gar nicht genug zu beachten. Es wirft ein ganz eignes Licht auf das „Wie und Warum" jener merkwürdigen, überall in der Natur verbreiteten Trennung der Individuen ein und derselben Art in männliche und weibliche. Das Prinzip der physiologischen Arbeitsteilung (speziell angewandt auf den Reproduktionsakt), welches man gewöhnlich als zureichenden Grund der geschlechtlichen Trennung annimmt, kommt hierbei jedenfalls erst in zweiter Linie in Betracht. Die Arbeitsteilung ist jedenfalls nur die (mehr sekundäre) Folge und nicht die (primäre) Ursache davon. Diese letztere muß notwendig mit dem allgemeinen Lebensprinzip, dem Vervollkommnungs- und Verbesserungstrieb in Beziehung gesetzt werden. Denn wenn man sich überlegt, daß auf den untersten Stufen des individuellen Lebens (bei vielen Tier- und den meisten Pflanzenarten) jedes ausgebildete Individuum sowohl die aktive als die passive Rolle bei der Zeugung spielen kann (sog. Zwitter), daß bei gewissen Arten eine kombinierte Zeugung zweier verschiedener Individuen zwar nicht unbedingt notwendig, aber stets besser ist, — so muß sich jener Gedanke ganz von selbst aufdrängen. Auch ist ja hiernach leicht einzusehen und dürfte in vielen

Digitized by Google

Fällen direkt nachweisbar sein, wie sich eine vollständige Trennung der Geschlechter, [d. h. ein Auseinandergehen der Individuen einer Art in nur aktive (männliche) und nur passive (weibliche) Teilhaber an der kombinierten Zeugung] erst ganz allmählich herausgebildet: „entwickelt" haben könnte. Faßt man dieses alles zusammen, so kann gar kein Zweifel darüber sein, daß die kombinierte Zeugung vorzugsweise im Dienste der allgemeinen Vervollkommnung steht und keineswegs allein eine bloße Fortpflanzung bezweckt. Die einfache Fortpflanzung ist nämlich nur von der Ernährung, die kombinierte Fortpflanzung oder die eigentliche Zeugung jedoch nicht allein von der Ernährung abhängig. Wenn man hierzu noch das in den beiden ersten Abschnitten Erörterte hinzunimmt, so kann man in gewissem Sinne folgendes behaupten. Die allgemeine Stoffanziehung ist die niedrigste; die besondere (auf Grund von sog. Wahlverwandtschaften erfolgende) chemische Stoffanziehung schon eine höhere; die Ernährung und die damit in Zusammenhange stehende einfache Reproduktion wieder eine höhere; die kombinierte Wiedererzeugung endlich die höchste Form der bildenden Lebensthätigkeit. Die petitio principii für diese beiden letztern wirksamsten Vervollkommnungsweisen des Lebens ist — wie im zweiten Abschnitt ausführlich erörtert — der individuelle Tod. Derselbe ist also — wenn überhaupt ein Übel — jedenfalls ein notwendiges, unvermeidliches Übel, ohne welches ein höheres und schöneres Dasein des Individuum ganz unmöglich wäre.[1]

Nach den soeben vorhergegangenen Erörterungen ergiebt es sich denn auch ganz von selbst, wann und wo eine geschlechtliche Zeugung oder einheitliche Kombination zweier individueller Entwickelungsreihen möglich und statthaft ist: nämlich da und dann, wo und wann die Tendenzen derselben nicht allzusehr von einander verschieden sind, d. h. nicht allzuweit von einander abweichen, oder gar entgegengesetzten Zielen als nächstes Maximum zustreben. Falls die Tendenzen allzusehr verschieden sind, müßte nämlich — sofern eine (fruchtbare)

[1] Vergl. Abschnitt II, Kap. II, 2.

Digitized by Google

Zeugung überhaupt dann noch stattfindet — eine disharmonische Verzerrung des frühern Individualtypus an Stelle der Verbesserung und Verschönerung treten. Umgekehrt wird aber auch der Zweck der kombinierten Zeugung: die Vervollständigung des Typus — wenig, oder gar nicht erreicht, wenn die zu kombinierenden Individuen nahezu identisch sind. Dann würde nämlich im günstigsten Falle der betreffende Individualtypus einfach wiederholt werden; bei oftmaligem Vorkommen könnte aber dadurch leicht eine zu einseitige Entwickelung und damit eine ähnliche Verzerrung des Typus, wie bei zu großer Verschiedenheit herbeigeführt werden. Das ist offenbar auch der Grund für die Thatsache, daß geschlechtliche Kombinationen nahe verwandter Individuen mit der Zeit zu einer allgemeinen Verschlechterung der Rasse führen, so lange überhaupt in diesem Falle noch fruchtbare (wirkliche) Kombinationen der Zeugungsprodukte zu stande kommen. Es ist also hierbei ähnlich, wie bei zu großer Verschiedenheit.

In Bezug auf die (eigentlich hier allein in Frage stehenden) menschlichen Verhältnisse haben wir vorher schon einige Andeutungen in dieser Richtung gemacht. Die beste geschlechtliche Kombination wird also diejenige sein, bei welcher die betreffenden Individuen ungefähr auf ein und derselben jener — im vorigen Kapitel charakterisierten — Hauptstufen des Aristokratismus stehen. Es ist jedoch dabei nicht ausgeschlossen, sondern sogar wünschenswert, daß die fraglichen Individuen verschiedenen Neben- bezw. Zwischenstufen angehören. Auf diese Weise wird sowohl eine disharmonische Verzerrung, als eine einseitige Verknöcherung, Erstarrung der Typen vermieden und zugleich die für die gedeihliche Entwickelung so wünschenswerte Stetigkeit des Fortschritts, bezw. Rückschritts gewahrt.

Die natürliche gegenseitige Neigung der Geschlechter richtet sich denn auch ganz und gar nach diesen Gesetzen; oder vielmehr, man kann diese Gesetze aus der Beobachtung der natürlichen und wahren

Digitized by Google

geschlechtlichen Neigungen leicht abstrahieren. Die unverdorbene Natur fühlt sich hier gleichsam ganz von selbst zurecht und die höhere bewußte Intelligenz kann — wie schon erwähnt — hier nur im gegebenen Falle berichtigen und leiten.

Mit der Ermöglichung der jedesmal besten oder bessern geschlechtlichen Kombination ist aber das Wesen der Liebe keineswegs vollständig erschöpft. Diese merkwürdige Leidenschaft hat nämlich, wie eben jeder andere Lebensgehalt, zugleich einen mittelbaren, und einen unmittelbaren Zweck. Ersterer — der soeben erörterte — steht mit dem allgemeinen Lebens- bezw. Vervollkommnungsprinzip in Beziehung, und letzterer macht den mit ihr verbundenen Lebensgenuß aus. Ersterer bezieht sich gleichsam auf die Zukunft, letzterer auf die Gegenwart. Von jenem Genusse ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes nur ein Bestandteil, und nicht einmal der größte; denn er steht bez. der Intensität nicht viel höher als der Ernährungstrieb (Hunger) und ist in Bezug hierauf, ebenso wie dieser, wesentlich von dem augenblicklichen Spannungsgrade abhängig. Auf der Verkennung dieses Umstandes beruhen alle jene sog. Irrtümer, Enttäuschungen ꝛc., welche die Liebe bei erstmaliger Erfüllung ihres Hauptwunsches angeblich nach sich ziehen soll. In der That muß eine solche Enttäuschung ganz naturgemäß für alle diejenigen eintreten, welche die Ursache jenes überschwenglichen Rausches und Glückes allein in der Möglichkeit der geschlechtlichen Vereinigung suchten und die Erfüllung ihrer Hoffnungen allein auf den damit verbundenen physischen Genuß setzten. Sofern die Verketzerungsversuche der Liebesleidenschaft sich auf diese angebliche Enttäuschung stützen, sind sie geradezu lächerlich. Der eigentliche Hauptteil des Liebesgenusses liegt auf einem andern, höhern Gebiete.

Genuß an sich ist nämlich jede freie ungezwungene Bethätigung des Lebens, und Leiden das Umgekehrte: dessen Hemmung bezw. völlige Unterdrückung. Zwischen Leiden und Genuß mitten inne steht die freie Arbeit, d. h. eine solche Bethätigung des Lebens, die zwar aus freiem Antriebe erfolgt, aber doch aus

Digitized by Google

irgend welchem (eigenen, oder fremden, oder beiderseitigen) Interesse, Nutzen, zu irgend welchem mittelbaren Zwecke unternommen wird und nicht unmittelbarer Selbstzweck ist. Die freie Arbeit ist allein dem wahren Menschentum eigen und zugleich dessen größte Wohlthat. Ohne sie gäbe es für den kraftvollen Menschen, gerade wie für das entsprechende Tier, nur die Alternative: „Leiden, oder — Genuß". Ein Drittes wäre außer dem Schlafe nicht möglich und ein solcher Mensch hätte weder ein Heilmittel gegen das unerträgliche Leiden, noch eine Erholung von dem auf die Dauer ebenso unerträglichen Genuß. Die freie Arbeit ist ohne Zweifel neben der Hoffnung und dem Herdfeuer des Prometheus das Beste, welches Menschen, als er Mensch ward, zu teil wurde. Wir können uns indessen hierauf in dieser Skizze nicht näher einlassen und haben es nur beiläufig erwähnt, um das folgende in dem richtigen Lichte erscheinen zu lassen.

Es stellt sich nämlich hiernach der eigentliche Lebens- und Liebesgenuß erheblich klarer heraus. Alles, was den Lebensgehalt steigert und vermehrt, macht auch den Lebensgenuß intensiver und reicher; und alles, was die Gelegenheit zur freien, ungezwungenen Äußerung dieses Gehalts giebt, — vermittelt, bezw. ermöglicht erst den entsprechenden Genuß. Nun wird aber diese Gelegenheit nirgends reicher, mannigfaltiger und besser geboten, als in einem auf wahrer gegenseitiger Neigung beruhenden Umgange. Das erklärt zwar vieles, aber noch nicht alles an dem eigenartigen Glück eines geschlechtlichen Liebesverhältnisses; denn dieses leistet ja auch schon mehr oder weniger jedes innige, geistige, ideale Freundschaftsbündnis, wobei das Geschlecht gar nicht in Betracht kommt. Es muß also wohl noch etwas anderes sein, was jenes wahre Liebesglück so überschwenglich macht. Dieses ist offenbar das unbewußte instinktive Gefühl, oder auch das mehr oder minder deutliche Ahnen, Wissen, bezw. „Gewissen" davon, daß hier nicht bloß das vollkommene Glück, die Seligkeit der jeweiligen, sondern auch der spätern, zukünftigen Individualität (der Nachkommen) dem eigentlichen Wesen nach so weit gesichert ist, als dies überhaupt

Digitized by Google

von dem Ermessen und Zuthun des jedesmaligen Individuum abhängt.[1] Es ist dies eben ein Glück „ohne Reu". Das engere Leben des Individuum greift hier gleichsam hinüber in das weitere Leben desselben, anticipiert in gewissem Grade und Maße das Glück der spätern Generation. Der mittelbare und der unmittelbare Zweck der Liebesleidenschaft die Gegenwart und die Zukunft, fallen hier in eins zusammen: die betreffenden Individuen genießen so nicht bloß eine zeitliche sondern sozusagen eine ewige Seligkeit, die sich durch beiderseitige Einwirkung noch verdoppelt. Das verleiht eben der wahren Liebesleidenschaft jenen fast überirdischen, transcendenten Charakter, welcher ihr, je nach dem höhern oder niedrigeren Lebenswert der betreffenden Persönlichkeiten, mehr oder minder eigen, und keineswegs, wie die Pessimisten behaupten, eine bloße Illusion ist. Hiernach ist auch zugleich klar, welche Stufe des Glückes eine sog. Vernunft- oder Konvenienzehe im günstigsten Falle erreichen kann. Die in ihr zu erwartenden Genüsse — so mannigfaltig sie unter Umständen auch sein mögen — stehen doch — abgesehen von den physischen - noch nicht einmal so hoch als die aus jedem andern Freundschaftsverhältnis resultierenden, und sämtliche mit einer solchen Ehe direkt oder indirekt verbundene Pflichten sind Pflichten im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. haben im günstigsten Falle den Wert der „freien Arbeit", die weder Leiden noch Genuß ist und das volle Lebensglück allein nicht ausmachen kann.

Es erübrigt noch ein Wort über gewisse Abnormitäten der geschlechtlichen Kombination, wie sie sozusagen trotz der besten Absicht des eigentlichen Lebensprinzips unterder Herschaft der Opportunitätstendenz oder durch andere Zufälligkeiten zu Stande kommen. So sind z. B. künstliche oder Bastarderzeugnisse im strengsten Sinne des Wortes alle Produkte einer unnatürlichen, mehr oder

[1] Daß hierbei auch die materielle Lage (Geld, Gut ꝛc) nicht gleichgültig ist, ist selbstverständlich; doch sollte dies immer erst in zweiter Linie in Betracht kommen.

Digitized by Google

minder erzwungenen, — nicht aus beiderseitig freier Neigung hervorgegangenen — geschlechtlichen Kombination. Nur der Mangel an Möglichkeit entsprechender besserer Bethätigung des Geschlechtstriebs auf der einen, — und überreizte Sinnenlust auf der andern Seite, — oder auch eine Art Pflichtverhältnis beiderseits, — kann dieselben überhaupt ins Dasein rufen. Es läßt sich aus dem größeren oder geringeren Zwang beim Zustandekommen auf der einen oder auf der andern — oder auf beiden — Seiten vermuten, wie weit sie disharmonisch ausfallen müssen. In der That sind denn auch die daraus hervorgehenden Individuen mit sehr vereinzelten (mehr zufälligen) Ausnahmen armselige Mißgeschöpfe, bezw. Übergangstypen, die — weder Fleisch noch Fisch — gleichsam mit sich selbst im unklaren sind und alles nur halb wollen und empfinden. Von diesem Standpunkte aus müßte freilich in unserer jetzigen Kulturepoche mindestens die Hälfte der civilisierten Gesellschaft als künstliche oder Bastarderzeugnisse angesehen werden, indem diese aus Ehen hervorgehen, die mehr oder minder sämtlich aus Opportunitätsrücksichten geschlossen werden. Wenigstens spielt dabei die gegenseitige freie Neigung nur eine sehr untergeordnete Rolle; sie kommt erst in Betracht, wenn alle übrigen Äußerlichkeiten (Stand, Vermögen ꝛc.) gehörig berücksichtigt sind. Sofern dies in einer Familie ab und zu einmal geschieht, ist eine geradezu schädliche Einwirkung auf die Nachkommen, besonders wenn die bez. Individuen sonst gesund und lebenskräftig sind, nicht weiter zu bemerken. Wenn aber die Naturgesetze bei der geschlechtlichen Vereinigung fortwährend, mit einer — sozusagen — niederträchtigen Konsequenz und Beharrlichkeit umgangen oder ungebührlich hintangesetzt werden, so entstehen mit der Zeit Geschöpfe, oder vielmehr Mißgeschöpfe, die stark an gewisse Verbrecher- oder Idiotentypen streifen; ja, mitunter wirkliche Idioten, die ihr schattenhaftes Dasein ohne jeden Reiz hinschleppen: bezw. wirkliche gemeine Verbrecher aller Spielarten, deren Freveltaten oder entsprechende Gesinnungen um so widerlicher berühren, je mehr sie mit Spuren höherer Kultur gemischt sind. So kann man oft beobachten, wie gewisse Familien, deren Glieder bei

Digitized by Google

der Auswahl ihrer Ehegenossen immer so außerordentlich weltklug und vorsichtig waren, über kurz oder lang an allgemeiner Verlümpelung oder auf eine noch schlimmere Art zu Grunde gehen.

Aber auch noch in anderer Beziehung wirkt die Hintansetzung der beiderseitig freien Neigung bei der Eheschließung oft verhängnisvoll. Der Geschlechtsgenuß ohne wahre Liebe befriedigt nur unvollkommen; er führt deshalb durch immer stärkere Reizung, — insbesondere wenn andere Lebensgenüsse als Ausgleich fehlen — leicht zum gesundheitsschädlichen Übermaß, und — sofern die Mittel unbeschränkt zur Verfügung stehen — schließlich zu Ausschweifungen der allerschlimmsten Art, die mit naturgesetzlicher Notwendigkeit über kurz oder lang den moralischen und physischen Ruin der betreffenden Individuen zur Folge haben. Hier rächt sich das Leben am bittersten für die Hintansetzung seiner eigentlichen Absichten: es zerstört, zersetzt über kurz oder lang alles, was sich seinen Gesetzen durchaus nicht fügen will.

Mit der stetigen Vervollkommnung des Typus scheint der sog. Atavismus (Rückschlag) in Widerspruch zu stehen. Man kann nämlich oft die Thatsache beobachten, daß Kinder weniger die Fähigkeiten und Eigenschaften ihrer Eltern, als diejenigen ihrer Großeltern, Urgroßeltern ꝛc. zeigen. Auch sind von denselben Eltern die Typen der einzelnen Kinder oft erheblich nach Art und Stufe verschieden; sie nähern sich bald mehr dem Typus des Vaters, bald mehr dem der Mutter ꝛc.; und weisen oft in geistiger und leiblicher Beziehung erhebliche Unterschiede auf. So weit diese Variationen sich innerhalb verhältnismäßig enger Grenzen bewegen, sind sie durchaus nichts Abnormes und haben ihren Grund wahrscheinlich darin, daß die Chancen bei der geschlechtlichen Kombination (Befruchtung) auch unter sonst gleichen äußerlichen Umständen nicht immer gleich sind. Bekanntlich werden bei dem Zeugungsakt von männlicher Seite eine außerordentlich große Anzahl von — wohl in gleicher Weise befruchtungsfähigen — Spermatozoen abgesondert, welche ihrer spezifischen Beschaffenheit nach durchaus nicht einander gleich

Digitized by Google

zu sein brauchen, sondern innerhalb gewisser Grenzen vielleicht der mannigfaltigsten Variation fähig sind. Sie enthalten jedenfalls außer den allgemeinen (überhaupt unentbehrlichen) Elementen des betreffenden Individualtypus noch besondere (erst später hinzugekommene) Bestandteile. Und zwar mag vielleicht eine Anzahl jener Spermatozoen diese Bestandteile bis zur letzten (wirklich zurückgelegten) Station der Anbildung, eine andere Anzahl dieselben nur bis zur vorletzten, wieder eine andere nur bis zur drittletzten ꝛc. der Anlage nach enthalten. Auch auf weiblicher Seite können recht wohl ähnliche Unterschiede für die (jeden Monat) heranreifenden befruchtungsfähigen Ei'chen angenommen werden.

Man kann sich diese Unterschiede der mehr oder minder vollständigen Reife der Zeugungsprodukte unter anderem aus folgenden Ursachen erklären. Wie das Individuum zu einer bestimmten Zeit beschaffen ist, so wird auch unter sonst gleichen Umständen jenes — im zweiten Abschnitte so bezeichnete — „verkleinerte Abbild" seines Wesens beschaffen sein. Da nun die gesamte Lebensenergie bei den verschiedenen Individuen nicht nur ein absolutes (mit dem Alter zusammenhängendes) Maximum, sondern auch noch viele relative (von dem jedesmaligen Grade der Gesundheit ꝛc. abhängige) Maxima (Gipfel) hat, so werden auch die zu den verschiedenen Zeiten gebildeten und abgesonderten Zeugungsprodukte nicht immer gleich — der Quantität und Qualität nach — sein. Da nun z. B. auf männlicher Seite diese in verschiedenen Epochen unter verschiedenen Umständen gebildeten Sekrete ohne Unterschied in den sog. vesiculae seminales (Sammelgefäße für die fertigen Semina) durcheinandergemengt werden, so hängt es mehr oder minder vom Zufall ab, welche davon beim Zeugungsakt zur Befruchtung mit dem weiblichen Ei'chen, und wiederum, welche von diesen befruchteten Ei'chen thatsächlich zur völligen Ausbildung kommen. Zieht man dieses alles in Betracht, so muß man sich eigentlich wundern, daß die Nachkommen derselben Eltern nicht noch viel mehr variieren, als dies normalerweise der Fall zu sein pflegt. Es ist nämlich nicht ausgeschlossen, daß abnormer Weise der Rückschlag noch viel weiter

Digitized by Google

— bis auf eine halb tierische Stufe — heruntergehen kann. Die als Ursache hiervon zu betrachtende größere oder geringere Unreife, bezw. abnorme Entartung der Zeugungsprodukte hängt vielleicht weniger mit der allgemeinen Kraft und Gesundheit zusammen — obwohl auch diese daran beteiligt ist — als vielmehr mit einer erheblichen Schwächung der geschlechtlichen Sphäre infolge gröberer Exceſſe oder allzu weit getriebener Unmäßigkeit. Dies kann soweit gehen, daß eine Befruchtung — von der einen oder auf der andern Seite — gar nicht mehr möglich ist, bezw. nicht mehr erfolgt.

Dann auch beobachtet man häufig bei Tieren, die ihrer eigentlichen Heimat entrückt und in allzu verschiedene klimatische und andere Verhältnisse (Gefangenschaft 2c.) versetzt werden, eine Unfruchtbarkeit, bezw. Unfähigkeit der Fortpflanzung, obwohl bez. ihrer sonstigen Gesundheit gröbere Störungen nicht nachweisbar sind. Es müssen also auch wohl abnorme seelische Erregungen (hochgradige Schwermut 2c.) und ähnliche Umstände nicht ohne Einfluß auf die Beschaffenheit der Zeugungsprodukte sein. Dies läßt sich in gewissem Grade und Maße vielleicht auch auf menschliche Verhältnisse anwenden; wenigstens wäre dies durchaus keine ungeheuerliche Annahme. Wenn während der Schwangerschaft, — die doch fast nichts als ein Ernährungsvorgang eines der Hauptsache nach bereits fertigen Individuum ist, — gewisse Gemüts- und geistige Stimmungen, Vorstellungen 2c. einen Einfluß auf die leibliche und geistige Beschaffenheit der Frucht ausüben können, warum sollte dies nicht auch schon früher und vielleicht in noch größerem Maße möglich sein? Sollte Glück und Unglück ganz spurlos an einer so hochwichtigen und äußerst komplizierten physiologischen Funktion (wie der Bildung der Zeugungsprodukte) vorübergehen, da doch weniger wichtige und komplizierte Funktionen dadurch nachweisbar beeinflußt werden? So ist gar nicht zu ermessen, wie weit die wahre Geschlechtsliebe mit ihren so mannigfaltigen und intensiven Einwirkungen auf die betreffenden Individuen, wie weit das dadurch allein mögliche vollkommene Glück des Leibes und der Seele einen günstigen Einfluß auf die feinere und bessere Qualität der

Digitized by Google

Zeugungsprodukte ausüben kann. Wahrscheinlich ist dies in viel größerem Maße der Fall, als man gemeinhin annimmt. So zeigt sich also auch hier, daß das Wahre, Gute und Schöne auf allen Gebieten der Lebensäußerung innig zusammenhängt, daß sich alles gegenseitig durchdringt, und Mittel- und Zweckbeziehungen auch da existieren, wo es nicht im mindesten vermutet wird. Vielleicht trägt zu der im allgemeinen *kläglichen* (leiblichen wie geistigen) Beschaffenheit des Menschengeschlechts in unserer jetzigen Culturepoche unter vielen anderen *der* Umstand nicht unwesentlich bei, daß jetzt bei der geschlechtlichen Vereinigung fast regelmäßig niedere oder unreine Triebe an Stelle der höheren und reineren Leidenschaften treten. Es gilt eben hier wie überall der bekannte Ausspruch Goethes:

„Laßt *uns* besser werden
Gleich wird's besser sein."

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Was wir bisher für das einzelne *Individuum* der Gattung Mensch bez. des aristokratischen Prinzips geltend gemacht haben, läßt sich mit den nötigen Einschränkungen und Erweiterungen auch für einen *individuellen Verband* von Individuen (Familie, Gemeinde, Volk, Nation ꝛc.) anwenden. Auch hier kann also von einer stufenweise fortschreitenden Steigerung und Komplikation des *Gehalts*, und von einer Verschönerung, Verbesserung der *Form* des Lebens die Rede sein. Die sich durch bestimmte Kennzeichen (Harmonie ꝛc.) offenbarende *vollendete* Schönheit der *Form* indiziert hier ebenfalls einen Gipfel, ein Maximum der Äußerung des *Gehalts*.

Das jedesmalige physische, moralische und intellektuelle, überhaupt das leibliche und geistige Niveau der Gesellschaft ist demnach entweder im Aufsteigen, oder auf dem Gipfel, oder im Absteigen, wo es — sofern nicht ein völliger *Zerfall* eintritt — ebenfalls eine Grenze, gleichsam einen *negativen* Gipfel, Ruhepunkt, (Minimum) giebt, von dem aus es wieder aufsteigt ꝛc. Es ist dies der naturgesetzliche Lauf eines jeden (noch so großen oder noch so kleinen) Lebensganzen, und es läßt sich dies mit mathematischer Sicherheit, (nach den Lehren der höhern Analysis) beweisen, worauf wir aber hier natürlich nicht eingehen können.[1]

Freilich gilt *dies* — was wohl zu beachten ist — immer nur für die *sichtbare* Oberfläche der jedesmaligen individuellen Gesamtheit (Volk, Nation ꝛc.), wie sie durch die sog. *Geschichte* (kulturelle und politische) *der jedesmaligen Epoche* mehr oder minder richtig, bezw. falsch charakterisiert wird. Die in den *tiefern* Schichten und besonders auf dem *Grunde* gleichsam noch schlafenden,

[1] Vergl. Abschnitt I., Kap. 5.

Digitized by Google

oder exakter ausgedrückt: potentiell vorhandenen Kräfte entziehen sich dem jedesmaligen (zeitlich und räumlich mehr oder minder beschränkten) geistigen Horizont, und die Art und Weise ihres spätern Aktuellwerdens läßt sich höchstens auf Grund von Analogien der Vergangenheit dunkel vermuten. Daß hierbei oft die überraschendsten Wahrheiten, aber auch die gröbsten Irrtümer an den Tag kommen, kann nicht im mindesten zweifelhaft sein, sofern man sich überlegt, daß die Charaktere der verschiedenen Epochen einander zwar mehr oder minder ähnlich, keineswegs aber identisch sein können. Die Entwickelungstendenz nimmt nämlich bei jedem neuen Aufsteigen außer den frühern mehr oder minder bekannten, stets ganz neue — vorher oft nicht einmal geahnte — aktuelle Antriebe in sich auf, und es ist deshalb in der Regel müßig, die Gestalt des nächsten Maximum bezw. Minimum — wenn auch nur annähernd — vorher charakterisieren zu wollen. Erst nachdem die betreffende Epoche längst vorüber ist, wird dies mit einiger Objektivität möglich sein.

Es würde zu weit führen und auch im Grunde überflüssig sein, die Geschichte auch nur eines der Hauptkulturvölker im Altertum, Mittelalter und Neuzeit darauf hin anzusehen und — wenn auch nur kurz — zu skizzieren. Es kann uns hier nur darauf ankommen, dieselben Betrachtungen, welche wir bez. des aristokratischen Entwickelungsprinzips an dem Individuum bisher angestellt haben, auf eine individuelle Gesamtheit — soweit es angängig ist — zu übertragen.

Der Ursprung eines jeden einheitlichen Volkes — des größten individuellen Ganzen — und derjenige eines einzelnen Individuum — des kleinsten individuellen Ganzen — haben insofern etwas Gemeinsames, als beide auf ein einziges elementares Urgebilde zurückzuführen sind. Bei dem einen ist es eine mehr oder minder einfache organische Zelle bei dem andern eine ebensolche Familie. Stände die letztere Thatsache aus innern Gründen nicht so unwiderleglich fest und würde sie nicht durch so viele Beispiele in der Natur (Insekten und andere Tiere) illustriert, so könnte unter andern das

Digitized by Google

jüdische Volk als historisches Belegstück angeführt werden. Wenigstens reichen hier die historischen Überlieferungen bekanntlich bis auf die erste Familie zurück. Wie bez. des Ursprungs, so lassen sich auch bez. der ferneren Entwickelung jener beiden individuellen Lebensganzen Analogien leicht herausfinden. So entspricht z. B. der Vermehrung der Zellen die Vermehrung der Familien. Die sog. Arbeitsteilung oder besser spezifische Organisation der Zellen hat ihr Analogon an der Herausbildung der verschiedenen Berufsklassen, welche sich allmählich — mit oder ohne Unterstützung von leitender Stelle — in die sog. Stände, z. B. Nährstand, Wehrstand und Lehrstand verwandeln. Obwohl diese herkömmliche Bezeichnung der Stände ungenau ist, die Sache gleichsam nur im Groben trifft, so kann man sie doch in gewissem Sinne beibehalten. Hiernach würde das (vorher erwähnte) vegetative System (Magen, Eingeweide, Lymphdrüsen, Blutgefäßsystem ꝛc.) mit den zugehörigen Nerven, Muskeln ꝛc. den Nährstand; das motorische System mit den entsprechenden Nerven, Muskeln, Knochen ꝛc. den Wehrstand; und das sensibele System mit den äußern Sinnen und dazu gehörigen Nerven den Lehrstand im Volke vertreten. Weiterhin würden dann alle Neben- und Hauptnervencentra der drei Systeme und ihre einheitliche Centralisation im Gehirn der Regierung mit ihrem Oberhaupt analog sein. Auch die verschiedene Selbständigkeit der drei Systeme, ihre größere oder geringere Abhängigkeit vom Willen (und Bewußtsein überhaupt) — hat ihr Analogon im Volke daran, daß der Nährstand (das vegetative System) den lockersten, der Lehrstand (das sensibele System) schon einen etwas strafferen, der Wehrstand (das Bewegungs- und allgemeine Exekutivsystem) endlich den straffsten Zusammenhang mit der Regierung und ihrem Oberhaupt (Willen und Bewußtsein) hat, bezw. haben muß. Zum vegetativen System müssen in einem Volke nicht etwe bloß die Ackerbauer (Rohproduzenten) sondern auch die Handwerker (Halb- bezw. Ganzfabrikanten) und Kaufleute (Vertreiber) gerechnet werden. Die ersten würden dem Magen (und Eingeweide); die zweiten dem Lymphdrüsensystem; die dritten

Digitized by Google

dem Blutgefäßsystem entsprechen. Ähnliche Analogien lassen sich auch bei den andern beiden Systemen leicht herausfinden, und wir können wohl hier darauf verzichten.

Die mehr oder minder vollständige Organisation eines Volkes nennt man bekanntlich Staat; diejenige eines Individuum Organismus im engern Sinne. Wie weit indessen die Analogie zwischen der Organisation eines Individuum und derjenigen eines individuellen Verbandes auch gehen mag: in einer Beziehung zeigt sich ein wesentlicher Unterschied, auf den wir sofort aufmerksam machen wollen. Die spezifische Organisation der Individuen bezw. Familien im Volke kann, oder darf niemals, wie diejenige der Zellen, bezw. Zellengruppen im eigentlichen Organismus bis zur völligen Vernichtung der Individualität fortschreiten. Denn jedes Individuum muß — sofern es lebens- bezw. entwickelungsfähig bleiben will — ein relativ selbständiges Ganze für sich bilden: nur so ist seine allseitige Entwickelung im Sinne des aristokratischen Prinzips möglich. Damit aber seine eigene Entwickelungstendenz nicht mit derjenigen der Gesamtheit (des Staates) in Konflikt gerate, ist es wünschenswert und unter Umständen notwendig, daß die spezifische Organisation der Berufsklassen nicht in kastenartig gegliederte Stände ausarte. Je mehr diese nur zu natürliche Tendenz in der Geschichte eines Volkes sich verwirklicht, je mehr sich die Stände kastenartig von einander abschließen, desto mehr wird das Leben des Individuum und in der Folge auch das des Staates erstarren, verknöchern versumpfen. Auf diese Weise wird nicht nur das Leben in das gerade Gegenteil seines eigentlichen Wesens verkehrt, sondern auch seines hauptsächlichsten Reizes beraubt: wie dies besonders die Geschichte gewisser orientalischer Völker (Indier, Chinesen) gezeigt hat. Hier ist infolge der kastenartigen Erstarrung der Berufsklassen keine Erneuerung, Wiedergeburt derselben von innen heraus möglich gewesen, und deshalb ist die fortschreitende Entwickelung ins Stocken geraten.

Was nämlich der Stoffwechsel für den eigentlichen Organismus, ist der Kreislauf der Stände oder vielmehr Berufsklassen

Digitized by Google

für den Staat. Es darf deshalb die bei steigender Macht des Staates nur zu natürliche Tendenz nach kastenartiger Gliederung der Stände von leitender Stelle aus in keiner Weise künstlich befördert, sondern muß vielmehr nach Kräften gehindert werden. Es ist dies einer der Punkte, wo die unbewußte Entwickelungstendenz der Korrektur durch eine bewußte Intelligenz bedarf. Freilich wird diese Forderung aus praktischen Rücksichten erst auf den höhern Entwickelungsstufen eines Volkes erfüllt werden können. In den ersten Existenzstadien eines Volkes, wo der sich bildende Staat gleichsam noch in den Kinderschuhen steckt, liegt es im Interesse der bessern Verrichtung der verschiedenen Berufsarten sie in ein und derselben Familie möglichst lange zu erhalten, da sich nur unter diesen Umständen die Fähigkeiten dafür durch Erblichkeit steigern können.

In jenen Stadien ist also eine wirksame spezifische Organisation der Individuen nicht anders möglich. Auf den höhern Kulturstufen eines Volkes indessen, wo die Begabung der Individuen gleichmäßiger und im Durchschnitt höher ist, außerdem die zur Verrichtung notwendige Technik durch eine jahrtausende- bezw. jahrhundertelange Erfahrung ein für allemal feststeht und verhältnismäßig rasch erlernbar ist — hängt es nur von der betreffenden allgemeinen Stufe der physischen, moralischen und intellektuellen Befähigung ab, ob ein Individuum für diesen oder jenen Beruf tauglich ist. In den verhältnismäßig wenigen Fällen, wo eine spezifische Fähigkeit notwendig oder wünschenswert ist, kann ja die Familientradition beibehalten, oder eine ausgesprochene Begabung und Neigung besonders berücksichtigt werden.

Nur bei jener Abwechselung der Berufsarten ist nämlich die allseitige Entwickelung der Individuen oder vielmehr Familien neben derjenigen des Staates möglich. In diesem Falle kommt auch die stufenweise gegliederte Ungleichheit der Verrichtungsschwierigkeiten der bez. Berufe den entsprechenden Stufen des individuellen Aristokratismus entgegen. Es wird sich demnach auch unter normalen (nicht künstlich geschraubten) Ver-

Digitized by Google

hältnissen Angebot und Nachfrage in Bezug auf Verwendung im Gleichgewicht halten, denn die höhere und reichere Entwickelung des Staates geht im allgemeinen mit derjenigen der einzelnen Individuen parallel. Höchstens unter abnormen Übergangsverhältnissen wird sich eine erhebliche Differenz auf der einen oder der andern Seite geltend machen; aber gewöhnlich mehr in einer gesteigerten Nachfrage von seiten des Staates als in einem übertriebenen Angebot von seiten der Individuen. Anders jedoch, wenn ein falsch verstandener Ehrgeiz, oder Familienselbstsucht die verschiedenen Berufsarten den betreffenden Individuen mehr oder minder *aufdrängt*. In diesem Falle wird nicht nur das Lebensglück derselben beeinträchtigt, sondern es werden auch einseitige Stauungen, Überfüllungen in gewissen Berufsarten herbeigeführt, die unter allen Umständen schädlich wirken. Denn da bei der engern Wahl zur Beschäftigung keineswegs immer die relativ beste Befähigung, sondern oft (vorzugsweise in den höhern Berufsarten) Familienconnexionen oder materielle Mittel entscheiden, so erhält der Staat nicht selten für seine wichtigsten Berufsarten mehr oder minder unfähige Subjekte, die nicht bloß der Sache der sie dienen schaden, sondern auch (berechtigte oder unberechtigte) Unzufriedenheit bei den übrigen (gebührlich oder ungebührlich) zurückgesetzten Elementen erregen. Ein solcher Übelstand kann in kritischen Lagen für den Staat geradezu eine Gefahr werden, und man sollte ihm überhaupt niemals gleichgültig gegenüberstehen.

Hiermit sind wir zugleich auf jenes bestimmte Etwas geraten, welches in einem individuellen Verbande das ist, was wir vorher bei dem Individuum *Gesundheit* genannt haben: nämlich den ungestörten Ablauf aller physiologischen Funktionen des Organismus. Soweit dieser Zustand durch normale — den Mangel sowohl wie den stauenden Überfluß ausschließende — Stoffproduktion und Konsumtion bedingt ist, haben wir ein Analogon desselben für den Staat soeben angedeutet. Wo das Leben in einem individuellen Verband einmal kräftig pulsiert, reguliert sich diese Stoffproduktion (und -Konsumtion) ganz von selbst, gerade wie sich das Feuer, sobald es nur einmal im Gange ist, den zu seiner Unterhaltung nötigen

Digitized by Google

frischen Luftzug ganz von selbst erzeugt. Wenn jedoch aus irgend welchen Ursachen — völlige Abschließung bezw. Preisgebung des Volkes nach außen, ungebührlicher Druck auf wirtschaftlichem oder geistigem Gebiete ꝛc. ꝛc. — eine Stockung des materiellen, bezw. geistigen Lebens im Volke eingerissen ist, — kann der gesunde Zustand nur durch das Eingreifen einer bewußten Intelligenz und Thatkraft wiederhergestellt werden: gerade wie das Eingreifen des Arztes bei einem kranken Individuum unter Umständen wünschenswert, ja mitunter notwendig, unerläßlich ist, wenn der Staat, bezw. das Individuum nicht dem Zerfall entgegengehen soll. Die Funktionen des Politikers haben deshalb mit denjenigen des Arztes vieles Analoge. So ist die innere Medizin und Chirurgie für das kranke Individuum das, was die sog. innere und äußere Politik in gewissem Sinne für den Staat ausmacht. Der Arzt und der Politiker haben auch das Gemeinsame, daß sie aus Unkenntnis oder Vorurteil ohne persönliche Schuld sehr leicht große Mißgriffe begehen, aber auch in ihren besten Absichten vielfach verkannt werden. So z. B., wie bei den Ärzten früherer Tage der Aderlaß ein sehr beliebter chirurgischer Eingriff gegen alle nur möglichen Krankheiten des Individuum war, so galt bei den früheren Politikern der Krieg als ein unfehlbares Mittel gegen alle Schäden und Gebrechen eines Staates bezw. Volkes. Man ist jetzt in der Medizin und in der Politik davon bekanntlich zurückgekommen und wendet den Aderlaß, bezw. den Krieg nur in äußerst wenigen unumgänglichen Fällen und dann nur mit großer Vorsicht an. In der That ist der Krieg, bezw. der Aderlaß — abgesehen von der damit unter Umständen verbundenen Lebensgefahr — stets von einem mehr oder minder großen Energieverlust des betreffenden (staatlichen oder eigentlichen) Organismus (besonders in aktueller Form: Geld, Blut ꝛc.) begleitet, und dieser wird nicht immer durch einen entsprechenden Gewinn in potentieller Form (Land ꝛc.) aufgewogen.

Man kann bei einem Staate wie bei einem Individuum verschiedene Grade der Gesundheit unterscheiden, und es ist keineswegs ausgemacht, daß derselbe in der Kindheit eines Staates höher, und

Digitized by Google

die Tendenz nach Heilung im Krankheitsfalle kräftiger ist, als in einem späteren Alter.

Was die Regelmäßigkeit und Mäßigkeit der Lebensweise für die Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit eines einzelnen Individuum, ist die Regelmäßigkeit und Mäßigkeit der innern und äußern Politik für die Erhaltung, bezw. Kräftigung der Gesundheit eines Volkes. Unter Mäßigkeit ist hier natürlich nicht das sog. Mittelmaß, sondern das im konkreten Falle richtige Maß zu verstehen, was unter Umständen allerdings mit dem sog. Mittelmaß zusammenfallen kann, aber durchaus nicht immer muß. Man nennt dieses richtige Maß in der (innern und äußern) Politik bekanntlich Gerechtigkeit, und es lassen sich über deren eigentümliches Wesen keine allgemein gültigen Regeln feststellen. Sie wird im konkreten Falle gewöhnlich viel besser durch ein gewisses (moralisches und intellektuelles) Taktgefühl, als durch irgend eine vorgefaßte Theorie getroffen. Die moralischen und intellektuellen Fähigkeiten der betreffenden Personen, welche über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in der (innern und äußern) hohen Politik zu entscheiden haben, spielen deshalb die allerwichtigste Rolle und können niemals durch ein geschriebenes Gesetz, oder eine Art herkömmlicher Routine ersetzt werden. Es ist deshalb notwendig, oder wenigstens sehr wünschenswert, daß die höhern und höchsten Instanzen denen diese Entscheidung überlassen ist, von den besten, kräftigsten Willen und möglichst allseitigen Intelligenzen im Volke eingenommen, und bez. der höchsten Instanz — soweit es angängig — in ein und derselben Familie erhalten bleibe. Letzteres ist — abgesehen von anderm — schon aus dem Grunde von Vorteil, weil auf diese Weise jene für die gedeihliche Entwickelung eines Volkes so wünschenswerte Stetigkeit, Kontinuität des Fortschritts am besten gewahrt und — soweit dies von individuellem menschlichen Ermessen und Zuthun abhängt — auch auf unbeschränkte Zeit sichergestellt wird. Wir werden hierauf noch später zurückkommen.

Für die Gesundheit und Kraft eines Staates ist es von der allergrößten Bedeutung, daß die verschiedenen, höhern sowohl wie

Digitized by Google

niedern Berufsklassen im Staate den entsprechenden Stufen des individuellen Aristokratismus gemäß besetzt sind. Es müssen also die unteren Stufen des letztern auch wirklich nur durch die untern Schichten des Volkes, und die höhern Sprossen auch wirklich nur durch die im wahren Sinne höhern Gesellschaftsschichten repräsentiert werden. Alle innern Krankheiten eines Staates, soweit dieselben nicht auf mangelhafte, veraltete Institutionen zurückzuführen sind, haben ihre eigentliche Ursache in einem derartigen Mißverhältnis: mögen sich ihre Symptome auch noch so verschiedenartig äußern. Jener wichtige Zweck, daß jedes Individuum die seinen physischen, moralischen und intellektuellen Kräften angemessene Verwendung im Organismus des Volkes finde, wird nun am besten dadurch erreicht, daß das natürliche Emporstreben der untern Schichten der Gesellschaft in keiner Weise künstlich befördert, aber auch nicht ungebührlich gehindert wird. Ein vom krampfhaftem Ehrgeiz beseeltes Strebertum, welches sich Ziele steckt, die weit über seine physischen, moralischen und intellektuellen Kräfte oder materiellen Mittel hinausgehen, ist, — abgesehen von seiner bald lächerlichen, bald widerlichen Physiognomie — ebenso verderblich und der Allgemeinheit schädlich, wie die sog. philosophische Gleichgiltigkeit gewisser Individuen, die überall in der Gesellschaft — oder vielmehr für sich allein — am rechten Platze zu sein meinen und absolut keinen Ehrgeiz und keine Eitelkeit zu besitzen vorgeben. Durch das Überhandnehmen der letztern Tendenz würde nicht nur das gesellschaftliche und Einzelleben einen Hauptreiz verlieren, sondern auch die ungeschwächte Fortexistenz und Weiterentwickelung des Staates und der Gesellschaft auf die Dauer gefährdet werden.

Das allmähliche Emporsteigen der untern Gesellschaftsschichten in die mittleren, der mittleren in die oberen, und das entsprechende (allmähliche) Herabsinken dieser in die mitteren bezw. unteren kann man als den Kreislauf der Stände im Volke bezeichnen. Er ist dem Stoffwechsel im eigentlichen Organismus vergleichbar und demnach nicht nur eine natürliche, sondern sogar innerhalb gewisser Grenzen notwendige Erscheinung. Verbrauchte Stoffe und Kräfte müssen unter allen Umständen durch frische ersetzt werden, wenn das

Digitized by Google

Leben des Volkes nicht ins Stocken geraten und allmählich gänzlich erlöschen soll. Damit aber hierbei keine discrepanten Elemente wie Kraut und Rüben durcheinander gemengt werden, ist es wünschenswert, daß dieser Kreislauf — gerade wie im eigentlichen Organismus — allmählich, stufenweise vor sich gehe und von der Mitte nach unten und oben zu stetig enger werde. Man kann die breiten mittleren Schichten der Gesellschaft mit dem allgemeinen Nährboden (Humus) vergleichen, welcher — von unten und oben befruchtende Elemente empfangend — die besten, edelsten Gebilde allmählich hervorsprießen läßt. Diese steigen dann in die obern Schichten hinauf, verweilen dort in der Regel so lange, als ihre physischen und moralischen Kräfte vorhalten, sinken nach Verbrauch derselben gewöhnlich wieder herab, um mit verjüngter Kraft entweder von neuem emporzusteigen, oder sich in den untern Schichten zu verlieren. Der Volkskörper gleicht auf diese Weise dem Riesen Antäus, dem Sohn der Erde, (Gaea) welcher stets frische Kräfte schöpfte, sobald er mit dem mütterlichen Boden in Berührung kam, und der deshalb von Herakles nur in der Luft schwebend überwältigt werden konnte. Es ist nämlich Thatsache, daß gewisse Tugenden und Fähigkeiten, wie Fleiß, Sparsamkeit, Mäßigkeit der Lebensweise, und deshalb Intelligenz und unermüdliche Arbeitslust, überhaupt Gesundheit und Kraft des Leibes und der Seele vorzugsweise in den breiten mittleren Schichten der Gesellschaft ausgebildet, gesteigert und erblich fixiert werden. Die in diesen niederen moralischen Eigenschaften gleichsam aufgespeicherte potentielle Energie (Lebenskraft) wird dann in den höhern Schichten, unter veränderten Umständen, aktuell und geht allmählich in die höhern moralischen und intellektuellen Fähigkeiten über.

Das Ideal der Gesundheit und Lebensfähigkeit eines Volkes wird deshalb am besten verwirklicht sein, wenn die mittleren Bevölkerungsschichten nach Zahl und Gesamtvermögen die obern und untern erheblich übertreffen. Ein bedeutendes Überwiegen der obern bezw. untern auf Kosten der mittleren ist immer ein krankhafter, auf die Dauer unhaltbarer Zustand.

Digitized by Google

Der natürliche Kreislauf der Berufsklassen, bezw. Stände sollte deshalb durch keinerlei gesetzliche Institutionen, wie z. B durch die uneingeschränkte Erblichkeit der Familientitel künstlich gehemmt werden. Nicht nur, daß eine solche Einrichtung notwendig corruptiv für die höhern Stände wirken muß, indem sie jener — durch die gesellschaftliche Position ohnehin schon begünstigten — Trägheit, maßlosen Genußsucht, schlechten Wirtschaft ꝛc. Vorschub leistet — sie erregt auch jenen für das Gedeihen eines Staates so ungemein schädlichen Klassenhaß auf der einen, und Klassenübermut auf der andern Seite, welche centrifugale Tendenzen, sofern sie nicht irgend einmal ausgeglichen werden, schon so manchen kraftvollen Staat vor der Zeit zu Grabe getragen haben. Nicht mit Unrecht bezeichnet Macaulay in der: „History of England“ Seite 36. (Tauchnitz Edit.) den eigentümlichen Charakter der englischen Aristokratie mit der bedingten Erblichkeit der Familientitel als einen wichtigen Kulturfaktor, der zu dem kolossalen Aufschwung des verhältnismäßig so kleinen, in sich abgeschlossenen, und ursprünglich so discrepant gemischten Volkes der Briten nicht unwesentlich beigetragen hat.[1]

Es ist natürlich und innerhalb gewisser Grenzen vollkommen richtig, daß der Erblichkeit der persönlichen Eigenschaften durch eine entsprechende Erblichkeit der Familientitel auch äußerlich Rechnung getragen wird, gerade wie es an sich richtig und natürlich ist, daß das (materielle) Vermögen der Eltern auf die Kinder übergeht. Da aber die Erblichkeit der persönlichen Eigenschaften keineswegs eine

---

[1] Daß die Entwickelung dieses Volkes trotzdem nicht vor teilweiser Erstarrung, Verknöcherung, Versumpfung bewahrt worden ist, liegt weniger an dem Mangel seiner gesetzlichen Institutionen, als an der insularen Abgeschlossenheit des Landes, welche das tiefere — bis auf die untersten Schichten sich erstreckende — Eindringen zeugungskräftiger Ideen von außen sehr erschwert, wenn nicht ganz verhindert: und so das Volk zu einer übertriebenen — dem natürlichen, berechtigten Nationalismus weit überschreitenden — Selbstsucht oder vielmehr Borniertheit verurteilt. Das als natürliche Reaktion hiergegen gleichsam instinktiv erfolgende, massenhafte Bereisen fremder Kontinente von seiten der Briten ändert daran nicht viel, da solches nur den besitzenden Klassen möglich ist und außerdem nur oberflächlich wirkt.

Digitized by Google

unbedingte ist, da sich deren Vorzüge durch unmäßige Lebensweise, übertriebene Genußsucht ꝛc. ebenso leicht verlieren, wie sich das materielle Vermögen durch schlechte Wirtschaft ꝛc. vermindert, so darf auch die Erblichkeit der Familientitel nicht uneingeschränkt sein. Diese müssen auch in den niedern Abstufungen von dem Berufe, bezw. Besitze in ähnlicher Weise abhängig sein, wie dies auf den höhern und höchsten Stufen — z. B. bei den souveränen Fürstenhäusern — thatsächlich der Fall zu sein pflegt. Wenn in Bezug hierauf England auch nicht überall zum Vorbild dienen kann, so haben doch die bez. britischen Verhältnisse unleugbar einen großen Teil von innerer Wahrheit und natürlicher Logik für sich.

Überdies kann in einem kräftig pulsierenden Volksleben jene natürliche und innerhalb der zulässigen Grenzen wohlthätige, gesunde Vermischung der Bevölkerungsschichten durch gesetzliche Institutionen und gesellschaftliche Vorurteile höchstens gehemmt, aber niemals gänzlich aufgehalten werden. Sie wird aber unter diesen Umständen mehr durch materielle Interessen, als durch ideale Neigungen bewirkt; und daß erstere Art der Vermischung in den meisten Fällen eher schädlich als nützlich für die betreffenden Individuen, bezw. deren Nachkommen ausfällt, bedarf wohl keiner besondern Erörterung. Es würden außerdem jene, die Vermischung in der Regel herbeiführenden materiellen Verlegenheiten in den höhern Schichten der Bevölkerung viel weniger oft vorkommen, wenn durch angemessene, weniger exklusive geschlechtliche Kombinationen für einen entsprechenden Ausgleich der Fähigkeiten und Eigenschaften verschiedener Schichten der Gesellschaft gesorgt würde.

Wenn es aber Thatsache ist, daß die breiten untern und mittleren Schichten der Gesellschaft nicht nur direkt, durch ihre überwiegende Produktion von materiellen Mitteln und Vorbedingungen des Lebens, sondern in der vorher angedeuteten Hinsicht auch indirekt zum Bestand und zur gedeihlichen Weiterentwickelung der höhern Gesellschaftsstufen notwendig sind, so ergiebt sich von selbst, daß ihre Beschaffenheit von der allergrößten Wichtigkeit für jedes noch so große oder noch so kleine Volk ist. In der That giebt

Digitized by Google

die innere Kraft und Tüchtigkeit der untern und mittleren Schichten überall den genauesten Gradmesser für die innere Lebens- und Entwickelungsfähigkeit einer individuellen Gesamtheit ab. Es ist daher auch nur ein Akt der Selbsterhaltung, wenn der Staat, bezw. dessen Oberleitung dem gesicherten Bestand und der relativen Wohlhabenheit der untern und vor allem mittleren Stände seine allergrößte Aufmerksamkeit widmet. Die eigentliche Aufgabe der innern Politik besteht überhaupt vorzugsweise in der Ausgleichung der Gegensätze auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete und in der Erhaltung der Kontinuität der fortschreitenden Entwickelung. Es ist dies der regulierenden Thätigkeit des gesunden Nervensystems im Organismus vergleichbar. Gewaltsame innere Revolutionen, die natürliche Folge und gleichsam Naturheilmethode von oft lange verschleppten innern Krankheiten, werden auf diese Weise nicht nur vermieden, sondern sind überhaupt ganz unmöglich. Die sog. „laisser-faire-" und laisser-aller-Politik auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiete führen sehr leicht derartige akute oder chronische Krankheiten des Staates herbei; und diese Verhaltungsart gleicht bis aufs Haar jenem bekannten, oft so verhängnisvollen Leichtsinn des Individuum gegenüber deutlichen Symptomen einer innern Krankheit. Wenn das Vermeiden eines äußern Krieges auch nicht immer von dem Willen eines Volkes abhängt, so kann dagegen ein innerer Krieg sehr wohl durch angemessenes Verhalten der Regierung und der übrigen Gesamtheit vermieden werden. Es kommt nur darauf an, daß beide sich in ihren Zielen und Wünschen nicht unabsichtlich oder absichtlich verkennen: so nämlich, daß die Regierung berechtigten Wünschen des Volkes stets entgegen- oder womöglich zuvorkommt, und dieses keine unberechtigten, oder gar thörichten, unmöglichen Wünsche zu verwirklichen trachtet.

Ziehen wir unsere Parallele zwischen einem einzelnen Individuum und einer individuellen Gesamtheit noch weiter, so läßt sich für jene im zweiten Kapitel gekennzeichneten Hauptstufen des individuellen Aristo-

Digitized by Google

kratismus das bez. Analogon leicht herausfinden. Wenn man hier ebenfalls von den untersten Stufen der Kultur absieht und von der Epoche ausgeht, in welcher ein Volk anfängt seßhaft zu werden, regelmäßigen Ackerbau, bezw. Viehzucht zu treiben, so kann man doch immer noch drei Hauptstufen unterscheiden. Wir wollen diese Urzeit, Mittelalter und Neuzeit nennen, ohne uns jedoch streng an diejenige Bedeutung zu halten, welche die Geschichtswissenschaft unserer Tage diesen Worten in Bezug auf die Zeitrechnung und zeitliche Orientierung beigelegt hat. In unserem Sinne hat jedes größere Kulturvolk, welches eine selbständige Entwickelungsgeschichte aufweist, eine Urzeit, ein Mittelalter und eine Neuzeit (oft mehr als einmal) gehabt, bezw. noch zu erwarten. Bei den Griechen z. B. heißen jene drei Epochen bekanntlich das pelasgische, das heroische und das eigentlich historische Zeitalter. Ähnliches gilt von den Römern, und andern noch früheren Kulturvölkern. Bei den übrigen Stämmen, bezw. Zweigen der indogermanischen Völkerfamilie (Kelten, Germanen, Slaven) sind die Urzeit und das Mittelalter größtenteils vorbei; sie befinden sich augenblicklich in der Übergangsepoche vom Mittelalter zur Neuzeit, bezw. haben die ersten Stadien der letztern bereits angetreten.

Diese Bezeichnungen gelten indessen — was wohl zu beachten ist — immer nur für jene, im Eingange des Kapitels erwähnte sichtbare Oberfläche und die derselben benachbarten Schichten der Gesellschaft. Der tiefere Untergrund wird immer auf der entsprechend tieferen Kulturstufe stehen; und umgekehrt, die höchsten Spitzen der Oberfläche werden stets die folgende höhere Stufe in gewissen Richtungen schon erreicht haben. So z. B. werden bereits im Mittelalter vereinzelte Ausläufer der Gesellschaft die kommende neue Zeit mit ihren eigentümlichen, größern und schönern Lebensformen in der Phantasie mehr oder minder deutlich vorherahnen und sehnsuchtsvoll erwarten: während dagegen die durchschnittliche Höhe der Oberfläche noch das Niveau der zweiten Stufe vertritt, und die tieferen Thäler und Schluchten noch in der Urzeit verharren. Nimmt man demnach die höchsten Spitzen der Oberfläche

Digitized by Google

und den tiefsten Untergrund jedesmal dazu, so hat wohl jede Epoche alle drei Hauptstufen mehr oder minder stark, bezw. schwach ausgeprägt; nur mit dem Unterschiede, daß die weit überwiegende Mehrzahl der bez. individuellen Vertreter der betreffenden Hauptepoche angehört. Auch hat man sich jene sichtbare Oberfläche der Gesellschaft keineswegs unbewegt, ruhig, stabil ꝛc. vorzustellen; sie kann in kürzeren oder längeren, schnelleren oder langsameren Rhythmen auf- und niederschwanken: doch so, daß das durchschnittliche Niveau im allgemeinen steigt. Auch hat diese Oberfläche der Gesellschaft — wie die Oberfläche der Erde, — in den verschiedenen Epochen eine mehr oder minder unregelmäßige Gestalt, oft eine ganz krause Physionomie.

Obwohl jede Epoche sich selbst genug, gleichsam Selbstzweck ist, so muß doch jede vorhergehende zugleich als Vorstufe, Vorbereitung, Vorbedingung ꝛc. für die nächstfolgende angesehen werden. Es ist deshalb durchaus nicht gleichgültig, wie lange, und in welcher Ausprägung die verschiedenen Epochen bei den betreffenden Völkern in Erscheinung getreten sind. Jede vorhergehende ist unter normalen Umständen in Bezug auf Dauer und Intensität gleichsam der Maßstab für die folgende. Ein plötzlicher, abnormer Übergang aus einer Epoche in die andere, hebt zwar die äußerliche, aktuelle Energie eines Volkes um ein bedeutendes, schwächt aber die innerliche potentielle Energie desselben um so viel mehr; sodaß es im weiteren Verlaufe seiner Geschichte nicht diejenige Höhe und Breite des Gipfels (Maximum) erreicht, die es unter normalen Umständen erreicht hätte.

Die Ostslaven (Russen) können dafür in gewissem Sinne als Beispiel dienen. Hier war das Mittelalter allzu kurz in der Dauer, und allzu dürftig ausgeprägt: das Volk wurde ohne eigentlichen Übergang künstlich aus dem tiefen Mittelalter und teilweise aus der Barbarei der Urzeit in die ersten Anfangsstadien der Neuzeit, bekanntlich unter Anwendung oft der lächerlichsten Gewaltmittel, gepreßt. Deshalb beobachtet man hier so häufig die widerlichen Symptome einer Fäulnis vor der Reife. Das allzu plötzliche Auf-

Digitized by Google

flackern der Kultur und Macht dieses Volkes wird deshalb von keiner nachhaltigen Wirkung sein. Die Russen werden nach menschlichem Ermessen nicht das Ziel erreichen, welches wohl manchem vorschweben mag: nämlich die Germanen als Hauptträger der Kultur in ähnlicher Weise abzulösen, wie diese es seiner Zeit mit den Römern, und diese wieder mit den Griechen ꝛc. gemacht haben. Es drängt sich in Bezug hierauf jenes schon früher gebrauchte Bild auf: das frühreife Obst ist gewöhnlich madig, klein, verhozelt, hat auch nicht das feine Aroma des spätern, das in der normalen Zeit und unter normalen Umständen gereift ist.[1]

Das Mittelalter unterscheidet sich von der Urzeit — in der die Menschen sozusagen „schlecht und gerecht" lebten — besonders durch eine erhöhte Thatkraft und Thatenfreudigkeit, die vor schwierigen Unternehmungen nicht bloß nicht zurückschreckt, sondern gefahrvolle Abenteuer geradezu aufsucht, um daran die gleichsam überschäumenden Kräfte zu probieren. Der Anfang des Mittelalters wird deshalb gewöhnlich durch Völkerwanderungen, Kriege, soziale, politische, religiöse Umwälzungen ꝛc. eingeleitet. Ähnliches findet jedoch auch bei Beginn der Neuzeit, überhaupt bei jedem größeren Aufsteigen des gesellschaftlichen Niveau statt; jedoch so, daß die Unternehmungen, je mehr sie in die spätern, der Neuzeit sich nähernden Epochen fallen, immer weniger abenteuerlicher Natur sind und mit mehr Umsicht und Überlegung in Scene gesetzt werden. Die Veranlassung, aber nicht die eigentliche Ursache hiervon sind oft mehr oder minder zufällige Ereignisse, welche die schon längst

[1] Die Furcht vor einer russischen Überflutung der West-Europäischen Kultur ist deshalb (auch wenn ein gewisses West-Europäisches Volk verräterischer und wahnsinniger Weise dabei indirekt mitwirken wollte), im allgemeinen unbegründet. Damit aber dazu nicht erst der Versuch gemacht werden könnte, wäre es wünschenswert, daß die in vielen Beziehungen besser veranlagten, nicht so discrepant gemischten und im allgemeinen auch besser vorgebildeten Westslaven sich nicht völlig abthun ließen. Das Beste wäre, wenn die Süd- und Westslaven, soweit sie noch unvermischt sind, sich zu einem einheitlichen Verbande zusammenschlössen, was durch die Teilung Polens zwar erschwert, aber durchaus nicht unmöglich gemacht worden ist.

Digitized by Google

vorher aufgespeicherte größere oder geringere Menge potentieller Energie gleichsam frei, aktuell machen: den Stein, bezw. die Lawine sozusagen ins Rollen bringen.

Wenn sich das Mittelalter von der Urzeit durch einen größeren Aufschwung der Thatkraft, überhaupt durch eine Hebung des moralischen Niveau unterscheidet und kennzeichnet, so ist der Anbruch der Neuzeit jedesmal durch eine Hebung des intellektuellen Niveau charakterisiert. Während also das geistige Leben im Mittelalter seinen Schwerpunkt noch in dem tieferen, dunkleren Untergrunde der Seele — dem sog. Gemüt — hat, nähert sich dieser Schwerpunkt mit Anbruch der Neuzeit der helleren, klareren Oberfläche, dem Intellekt: ohne deshalb des tieferen Untergrundes zu entbehren. Dies wird höchstens bei den schwächeren, dünnschichtigeren Individuen bezw. Völkern mehr oder minder der Fall sein. Bei kraftvollen, tiefer angelegten Persönlichkeiten, bezw. Völkern indessen, deren potentielle Energie auch bei hohem geistigen Aufschwung noch nicht völlig erschöpft wird, gleichsam von unten stets wieder nachwächst, — werden die Gemütskräfte deshalb keineswegs fehlen. Freilich: „es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen". Jedes Aufsteigen des moralischen und intellektuellen, überhaupt des geistigen Niveau hat, wie alles andere, seine Grenze, sein Maximum, welches erreicht sein wird, wenn die von unten nach oben drängenden Kräfte endlich nachlassen. Es folgt dann eine — je nach der Breite des Gipfels — längere oder kürzere Pause des ruhigen Genusses der errungenen Lebensgüter, und darauf ein mehr oder minder langsames Sinken, welches unter Umständen — aber durchaus nicht immer — in ein rascheres Fallen, und zuletzt in ein völliges Zerfallen übergeht. Die dem eben erwähnten Gipfelpunkt — der Pause des ruhigen Genusses — entsprechenden Epochen dieses Zeitalters sind die eigentlichen Kulturepochen, die Blütezeiten der Künste, Wissenschaften ꝛc. Bezüglich der Künste pflegt die Blütezeit für die sog. bildenden unter ihnen (Architektur, Plastik, Malerei) zuerst, die der Poesie zuletzt einzutreten. Doch können auch alle drei Gruppen (bildende Kunst,

Digitized by Google

Musik, Poesie) sofern sie sich gegenseitig nicht stören, d. h. jede gerade nur das darstellt, was die andere nicht darstellen kann, ungefähr gleichzeitig eine gewisse Blüte erreichen. Bezüglich der Litteratur ist der sogenannte „haut-goût" des Geistes sozusagen die letzte Station vor dem Beginn der teilweisen oder völligen Zersetzung. Er gleicht in gewissem Sinne der sogenannten „Edelfäule" der Weintrauben, die bekanntlich in diesem Zustande einer teilweisen Überreife die feinsten Weine geben.

Außer diesen Hauptstufen des Aristokratismus einer individuellen Gesamtheit giebt es natürlich eine ganz unbeschränkte Anzahl von Zwischenstufen und Übergangsstadien, die keine besonders hervorstechenden Charaktere haben und sich höchstens durch das sehr ungleiche, krause Gepräge ihrer gesellschaftlichen Zustände auszeichnen. Die Oberfläche derselben ist in diesen Fällen noch viel mehr zerrissen und zerklüftet, als es ohnehin schon in jeder Epoche mehr oder minder der Fall zu sein pflegt. Die Gesellschaft ist hier gewöhnlich in des Wortes eigentlicher und uneigentlicher Bedeutung „sehr gemischt". Vorzugsweise ist dies natürlich in den Übergangsphasen zwischen größeren Epochen der Fall. Man denke hierbei z. B. an die Zeit der Völkerwanderungen: wo Gothen, Vandalen, Hunnen, Alanen, Römer, Griechen, Orientalen, Juden, Christen, Heiden, Philosophen ꝛc. bunt durcheinander gewürfelt wurden; oder an die Reformationszeit und die darauf folgenden Kriege, besonders den sog. dreißigjährigen, wo die Gesellschaft in Deutschland und Mitteleuropa nicht viel weniger gemischt war; oder, wenn man sich auch eine kleinere Zwischenstufe, Übergangsepoche vorstellen will, — an die Zeit der französischen Revolution und die darauf folgenden Napoleonischen Kriege. Es soll damit durchaus nicht gesagt sein, daß in diesen Übergangsepochen das wahre Lebensprinzip immer zum Durchbruch gekommen ist. Sehr häufig hat hier die Opportunitätstendenz über die aristokratische, oder eine Art Kompromiß aus beiden den Sieg davongetragen. Es bleibt deshalb oft den spätern Epochen überlassen, die Fehler der frühern wieder gut zu machen.

Digitized by Google

Urzeit, Mittelalter und Neuzeit, bezw. diesen mehr oder minder ähnliche Epochen mögen bei den Hauptkulturvölkern der kaukasischen (mittelländischen) Rasse schon mehrmals, und oft verhältnismäßig rasch, sich einander abgelöst haben: die Kultur derselben hat jedenfalls schon mehrere relative Maxima bezw. Minima gehabt. Der spätere Gipfel war dabei aber stets höher und breiter, als der vorhergegangene. Die letzten, (noch in die historische Zeit fallenden) Maxima waren denn auch jedenfalls die relativ größten und sind bekanntlich für die Griechen und Römer ungefähr durch die Zeit Alexanders des Großen und Cajus' Julius' Cäsars gekennzeichnet; wenigstens was die universelle Thatkraft und den äußerlichen sichtbaren Erfolg des griechischen bezw. römischen Geistes anbelangt. Alexander und Cäsar waren vielleicht die größten, kraftvollsten, aber wohl auch die letzten universellen Genies, welche diese Völker der antiken Welt hervorgebracht haben. Das nächste Maximum, der nächste, diese beiden an Breite und Höhe jedenfalls noch überragende Gipfel steht den Erben der Kultur dieser Völker, — soweit sie noch lebens- und entwickelungsfähig sind — noch bevor, wenn darüber auch noch eine geraume Zeit vergehen mag. Es muß dies aber mit derselben Notwendigkeit eintreten, wie sich die Trabanten um ihre Planeten, die Planeten um ihre Sonnen und die Sonnen um ihre Centralsonne bewegen müssen. Freilich sind die Zeiträume für jenes nicht ebenso genau und unausweichlich bestimmt, wie für dieses die betreffenden Umlaufszeiten; denn jene Vorgänge sind keineswegs so einfach, wie diese. Sie sind wegen der relativen Freiheit der hierbei in Betracht kommenden bewußten Individualitäten innerhalb gewisser (je nach Komplikation der Einzelerscheinungen mehr oder minder weiter) Grenzen vom sog. Zufalle abhängig: oder, was dasselbe sagen will, — sie haben für ihren gesetzmäßigen Ablauf einen größeren oder geringeren Spielraum. Sie müssen aber, wie gesagt, deshalb doch mit naturgesetzlicher Notwendigkeit eintreten, mag dies nun je nach Umständen früher oder später geschehen. Die Lebensmüdigkeit einzelner will dabei gar nichts besagen und kann dies nicht im mindesten hindern. Dergleichen Erscheinungen sind,

Digitized by Google

wie gewisse Krankheiten, zu allen Zeiten und bei allen Völkern mehr oder minder häufig beobachtet worden, und die Weltgeschichte hat deshalb ihren Gang noch niemals unterbrochen oder auch nur momentan aufgehalten.

Die Vorbedingungen, Mittel, Wege ꝛc., unter denen, bezw. durch welche das aristokratische Lebensprinzip in einer individuellen Gesamtheit seine Zwecke und Ziele erreicht, bezw. zu erreichen sucht, sind natürlich anderer Art und von anderer Wirksamkeit, als bei den Individuen. Einige der wesentlichsten hier in Betracht kommenden Fragen haben wir schon im Eingange dieses Kapitels berührt; derart, daß wir wohl nicht noch einmal darauf zurückzukommen brauchen. Es erübrigen jedoch noch einige wichtige, bisher noch nicht erörterte Punkte, die wir im folgenden herausarbeiten wollen.

Für jeden individuellen Verband ist der Haupthebel jedes allseitigen Fortschritts, jeder im Sinne unseres aristokratischen Prinzips fortschreitenden Entwickelung die möglichst beste, dem innern Wesen und dem jedesmaligen Kulturzustande angemessene staatliche Verfassung oder Regierungsform. Die möglich beste Verfassung ist stets diejenige, welche allen in einem Volke ꝛc. potentialiter und aktualiter vorhandenen Kräften den möglich größten Bewegungsraum läßt, bezw. verschafft. Unter normalen Umständen hat denn auch jedes Volk diejenige staatliche Verfassung, welche es verdient; vorausgesetzt freilich, daß diese organisch (historisch) geworden und weder unnatürlich erstarrt, noch künstlich vorwärtsgetrieben ist. Für größere und große individuelle Verbände sind überhaupt nur zwei Regierungsformen möglich und — wie die Geschichte aller Zeiten und Völker gelehrt hat — mehr oder minder dauernd zu verwirklichen. Dies sind eine (absolute oder beschränkte) erbliche Monarchie, und eine aristokratische Republik mit teilweise monarchischen Gebräuchen und Institutionen, (etwa nach Art der altrömischen Republik mit den bekannten zwei Konsuln und dem sog. Senat, oder einem einzigen sog. Diktator

Digitized by Google

an der Spitze). Für kleinere individuelle Verbände (Gemeinden ꝛc.) sind indessen demokratische Republiken nicht bloß möglich, sondern sogar natürlich und,im allgemeinen die besten staatlichen Verfassungen. Dagegen ist für ein größeres einheitliches Volk (Nation), wie bemerkt, eine derartige Regierungsform ganz unmöglich; sie muß über kurz oder lang zur Korruption und endlich zum völligen Zerfall führen, selbst wenn das betreffende Volk ursprünglich gesund und lebenskräftig war. Nicht viel besser steht es mit jener unglückseligen Übergangsform zwischen der eigentlichen (erblichen) Monarchie und jener oben erwähnten aristokratischen Republik: der sog. Wahl-Monarchie; denn diese vereinigt nur die Fehler dieser beiden Verfassungen und keineswegs deren Vorzüge. Hierfür liefern das frühere Königreich Polen, und das frühere deutsche Königtum die bekannten abschreckenden Beispiele. Es ist wohl nicht notwendig, deren Mängel noch besonders klarzulegen.

Die natürlichste und zugleich die beste der für einen größern individuellen Verband überhaupt möglichen staatlichen Verfassungen ist eine erbliche Monarchie, die aber je nach Eigentümlichkeit und Entwickelungszustand des betreffenden Volkes mehr oder minder beschränkt sein muß. Wie sich nämlich das Volk aus der Familie entwickelt, so bildet sich aus dem Familienoberhaupt, bezw. aus der Familienautorität allmählich das Königtum heraus, wie ja thatsächlich das Wort „König" (king, kuni, konge) in den germanischen Sprachen ursprünglich nichts anderes als „Familienoberhaupt", „Stammes-Ältester" ꝛc. bedeutete. Auch die noch jetzt gebräuchlichen Namen der obersten Würdenträger in der Monarchie (Marschall, Kämmerer, Minister ꝛc.) erinnern ja deutlich an Funktionen von Hausbeamten, Hausdienern ꝛc. Wie aber in gesunden Familienverhältnissen das Familienoberhaupt niemals ganz unumschränkt herrscht, sondern den Familiengliedern einen gewissen — je nach seiner eignen Individualität und nach der seiner Angehörigen mehr oder minder großen — Einfluß einräumt, so wird auch in einem einheitlichen Volke nicht die absolute, sondern die mehr oder minder beschränkte Monarchie normalerweise verkörpert sein. Nur da, wo ein

Digitized by Google

Volk nicht aus einer einzigen oder einheitlichen Familie, sondern (wie z. B. Rom und Amerika) aus einer ziemlich discrepant zusammengesetzten Kolonie, Gemeinde ꝛc. nach und nach entsteht, wird die Entwickelung gewöhnlich in andere Bahnen gedrängt werden. Hier wird die (aristokratische oder demokratische) Republik das Natürliche sein, und eine Monarchie nur schwer oder gar nicht Wurzel fassen.

Bekanntlich ist bei fast sämtlichen Stämmen und Zweigen der indogermanischen Völkerfamilie, soweit sie einheitliche Verbände ausmachen, das erbliche Königtum herrschend, war aber schon in der Urzeit mehr oder minder beschränkt. Diese Beschränkung nahm dann im Verlaufe des Mittelalters zu Gunsten des Adels, bezw. des Volkes entweder zu oder ab, sodaß mit Anbruch der Neuzeit die aristokratische bezw. demokratische Republik, oder die absolute Monarchie vollendet war. Sehr bald darauf stellte sich dann aber im letzteren Falle das natürliche Verhältnis der Urzeit dem eigentlichen Wesen nach, wenn auch in anderer Form, wieder her, und in der That ist eine solche Monarchie die beste und glücklichste aller Staatsverfassungen, weil — abgesehen von andern mehr äußerlichen Vorzügen — nur durch eine derartige Regierungsform allen Lebensantrieben, allen Lebensreizen gleichmäßig, harmonisch Rechnung getragen, bezw. Spielraum gelassen wird. Dies gilt nicht etwa bloß relativ, für ein bestimmtes Entwickelungsstadium, sondern ganz absolut für alle nur möglichen Kulturstufen eines Volkes. Eine aristokratische, und noch viel mehr eine demokratische Republik kann, selbst bei der glücklichsten sonstigen Verfassung, bekanntlich nur solange gesund und lebensfähig bleiben, als die Staatsbürger in politischer Beziehung sämtlich außerordentlich tüchtig und aktiv sind. Sobald die politische Tugend und eifrige öffentliche Aktivität nachläßt, führt eine derartige Verfassung mit naturgesetzlicher Notwendigkeit zur Korruption und endlich zum völligen Zerfall. Das Volk hat also in diesem Falle nur die Wahl zwischen hochgradiger politischer Aktivität und seinem Niedergange, bezw. völligen Untergange. Wenn aber sämtliche Staatsbürger unter allen

Digitized by Google

Umständen im hohen Grade politisch aktiv sein und bleiben müssen, so geht ihnen nicht nur viel Zeit für ihre wirtschaftliche, gewerbliche ꝛc. Thätigkeit verloren, — sondern es entsteht und besteht auch kein reges Interesse für höhere, geistige Thätigkeiten und Genüsse nicht-politischer Art. Das Volk erstickt gleichsam in der Politik und hat weder Zeit, noch Lust, die Wissenschaften und Künste zu pflegen, oder sich einem innigen Familienleben zu widmen. Überhaupt gilt in diesem Falle jede höhere geistige Produktion, die nicht ganz unmittelbar mit dem Interesse des Staates verknüpft ist, für gar nichts: gleichgiltig, ob sie auf das Gute und Nützliche, oder auf das Schöne, oder auf beides zugleich gerichtet ist. Die höhern Wissenschaften und Künste fristen ein kümmerliches Dasein. Athen, und Griechenland überhaupt, kann keineswegs als Beispiel dagegen angeführt werden; denn die Konzeptionszeit für deren spätere Produktion auf künstlerischem und wissenschaftlichen Gebiete fällt nicht in die Zeit der aristokratischen oder gar demokratischen Republik, sondern in eine viel frühere Periode. Auch haben die so viel geschmähten sog. Tyrannen (z. B. Pisistratos) an der Entfaltung und Blüte des höhern geistigen Lebens in Griechenland einen nicht unwesentlichen Anteil gehabt. Selbst Rom verdankt bekanntlich die eigentliche Grundlage zu seiner spätern Macht und höhern Kultur seinen tüchtigen Königen; und der letzte derselben, Tarquinius Superbus, war, abgesehen von einigen menschlichen Fehlern — die einem jeden Großen, gleichgiltig, ob er König oder Kaufmann ist, mehr oder minder anhaften können — jedenfalls nicht das Scheusal, als welches ihn die spätern republikanischen Geschichtsschreiber hingestellt haben.[1]

Infolge der Konzentration aller Kräfte auf die Politik konnte denn auch im alten Rom naturgemäß kein höheres Geistesleben aufkommen. Die sog. Blüte desselben zur Zeit des Kaisers Augustus war sehr dürftig, verwelkte sehr bald und entfaltete sich zudem erst,

[1] Vergleiche: Montesquieu: „Grandeur et décadence des Romains.“ Seite 4.

Digitized by Google

nachdem die Republik zu Grabe getragen war. Es ist durchaus keine absurde Behauptung, daß Kunst und Wissenschaft in Rom, und auch zum Teil in Griechenland, nicht etwa wegen — sondern vielmehr trotz seiner staatlichen Verfassung sich entwickelt haben. Unter einer angemessen beschränkten Monarchie, welche die Freiheit und Macht der Kleinen nicht zertritt, sondern vielmehr gegen die Übergriffe der Großen schützt, hätten dort nicht bloß jene, sondern auch noch andere Bestandteile des Lebensgehalts einen höhern und breitern Gipfel erreichen können. Die verhältnismäß kleinen Gemeinwesen in Griechenland konnten allenfalls noch eine (aristokratische oder demokratische) Republik vertragen; nicht aber das große römische. Doch hat sich bekanntlich auch in Griechenland, besonders in Athen, gezeigt, wie eine aristokratische, vor allem aber demokratische Republik selbst in kleinen Gemeinwesen ein Greuel werden: wie die wahnsinnigste Willkür an Stelle von Freiheit und Recht treten kann.[1]

Wo eine Monarchie der oben angegebenen Art möglich ist, wird sie sich in der Regel auch so lange gesund und lebensfähig erhalten, als der Herrscher bezw. dessen Familie gesund und lebenskräftig bleibt. In dieser Vorbedingung liegt überhaupt die einzige Schwäche dieser Regierungsform, welche ein Wahlkönigtum oder eine aristokratische Republik allerdings nicht hat. Indessen fällt dieser Fehler nur in der Urzeit und im Mittelalter, wo fast sämtliche Regierungsfunktionen auf den Schultern des Herrschers, bezw. dessen Stellvertreters lasten, erheblich ins Gewicht. Auch sind in diesen Zeitaltern für den Fall der Regierungsunfähigkeit des Herrschers in der Regel keine gesetzlichen oder wenigstens keine ganz unumstößlichen Bestimmungen getroffen, bezw. zu treffen möglich. Man kann deshalb behaupten, daß eine erbliche Monarchie mit einer, der Eigen-

[1] Von den vielen historischen Belegen hierfür möge nur einer angeführt werden. Bekanntlich wurden im sog. peloponnesischen Kriege (nach der Schlacht bei den Arginusen) von den siegreichen athenischen Feldherrn 6 in Athen zum Tode verurteilt und — was noch mehr sagen will — wirklich hingerichtet, „weil sie die Schiffbrüchigen bei einem Sturme nicht gerettet und die Leichen nicht bestattet hatten"!

Digitized by Google

tümlichkeit des betreffenden Volkes und Landes angemessenen, weisen (nicht zu engen) Beschränkung für die höhern Kulturstufen noch viel besser geeignet ist, als für die frühern, niedrigeren. Diese Regierungsform verliert auf den höhern Stufen nur wenig oder nichts von ihren Vorzügen, aber viel von ihren Fehlern und Unzuträglichkeiten, indem hier viel besser neben der persönlichen Autorität des Herrschers diejenige des geschriebenen Gesetzes und der Volksvertretung bestehen kann, und beide Autoritäten sich hier besser gegenseitig ergänzen und unterstützen können.

Von dem Wesen der eigentlichen Monarchie ist die anstandslose Erblichkeit, und von dieser wieder die natürliche Angestammtheit der Dynastie unzertrennlich. Wo das letztere Moment fehlt, wird eine erbliche Monarchie in einem hochsinnigen und feinfühligen Volke nur schwer oder gar nicht Wurzel fassen; denn es ist für ein solches in der That eine starke Zumutung, sich eine derartige Autorität, wie sie der König, bezw. Herrscher haben muß, von einem aus ihrer Mitte oder gar von einem Fremden gefallen zu lassen. Nur durch ganz hervorragende Verdienste um das betreffende Volk kann dieser Umstand gerechtfertigt erscheinen und mit der Zeit einigermaßen verwischt werden.

Die erbliche mehr oder minder beschränkte Monarchie ist auch insofern die natürlichste und beste aller Regierungsformen eines größern Verbandes, weil sie am meisten mit derjenigen des einzelnen Individuum (der Verfassung des Nervensystems) übereinstimmt. Der bewußte einheitliche „Wille“ mit den Haupt- und Untercentren des motorischen Systems vertritt hier gewissermaßen den Monarchen mit den Regierungsorganen, der übrige Teil des Bewußtseins (nicht des augenblicklichen sondern des gesamten) das geschriebene Gesetz und die Volksvertretung. Wie nämlich im Vorhergegangenen ausführlicher erörtert worden ist, besteht das gesamte subjektive Sein, soweit es ins Bewußtsein fällt, bezw. fallen kann — in einem sensibeln Teile (Intellekt), in einem motorischen (Wille) und in einem zwischen diesen beiden vermittelnden Teile, der — weder motorisch noch sensibel — eine doppelte Funktion

Digitized by Google

hat: einerseits auf Grund der Einsichten des sensibelen Teiles Begriffe zu bilden, systematisch zu ordnen und im Gedächtnis zum gelegentlichen Gebrauch aufzuspeichern: — andererseits je nach Bedürfnis und Interesse des Willens aus diesen Begriffen Urteile, Schlüsse, Beschlüsse ꝛc. zu bilden, die dann der Wille in Motive (Befehle) übersetzt und an die entsprechenden Centra des motorischen Systems zur weitern Besorgung überträgt. Soweit nun diese Urteile mehr allgemeiner Natur sind, für eine große Anzahl von besonderen Fällen gelten und in dem Charakter des Individuum als vernünftige, (bezw. auch unvernünftige) Maximen, Grundsätze, Prinzipen ꝛc. ein für allemal feststehen, sind sie in einem Staate dem geschriebenen Gesetz, bezw. der Sitte dem Herkommen ꝛc. analog. Soweit sie dies aber nicht sind, hängen sie noch von den beiden gesetzbildenden Faktoren (Wille und Intellekt: Regierung und Volksvertretung) ab; sind gleichsam noch keine fertigen Gesetze, bezw. Verhaltungsmaßregeln. Die sog. Vernunft — jener weder motorische noch sensibele Teil des Bewußtseins — ist also in einem individuellen Verbande durch das (geschriebene oder ungeschriebene) Gesetz, Sitte, Herkommen ꝛc. repräsentiert. In der That enthalten denn auch die Gesetzessammelungen, Sitten, Gebräuche ꝛc. eines Volkes die gesamte Vernunft (bezw. Unvernunft) desselben in konzentriertem (gleichsam allmählich abdestillierten und auf Flaschen gezogenen) Zustande. Die Volksvertretung gleicht insofern dem sensibeln System, der Gesamtheit der intellektualen Fähigkeiten und Fertigkeiten, als sie fortwährend Beziehungen mit den verschiedensten Schichten der Gesellschaft unterhält: — sozusagen die äußern Sinne (Augen und Ohren) überall offen hat.

Wie nun aber in einem Individuum der Wille — die Gesamtheit der moralischen Fähigkeiten und Fertigkeiten — das Primäre, der eigentliche Träger des Lebens und der Entwickelung: „die Seele des Ganzen" vorstellt, — der Intellekt dagegen mehr das Sekundäre, aus dem Bedürfnis des Willens hervorgegangene ist, — so muß auch die Regierung mit dem Monarchen an der Spitze der Hauptträger der Autorität im Staate bleiben und nur durch Gesetz

Digitized by Google

und Volksvertretung (Vernunft und Einsicht) angemessen beschränkt sein. Ferner, wie der Wille in ein und demselben Individuum dem Wesen nach beständig derselbe bleibt und sich höchstens in Generationen allmählich im Sinne des Guten oder Bösen abändert, so ist es auch in einem individuellen Verbande wünschenswert, daß der Monarch und dessen Familie, so lange sie das Vertrauen des Volkes haben und rechtfertigen, — beständig, bezw. solange das Volk selbständig existiert — an der Spitze der Regierung bleibe, und die eigentliche Seele, die letzte Triebfeder derselben sei. Eine bloße Repräsentation genügt hier jedenfalls nicht, wenigstens nicht auf die Dauer; denn in diesem Falle würde die ungeteilte (individuelle) Einheit der Oberleitung allmählich zerstört, und damit die Kontinuität, Allseitigkeit, Gleichmäßigkeit des Fortschritts zerrissen werden, auch Zersetzung, Korruption in der Regierung und im Volke nach und nach einreißen und um sich greifen.

Mit einer straffen Monarchie ist die relative Selbständigkeit der kleineren individuellen Verbände (Stadt- und Landgemeinden) durchaus nicht unvereinbar. Die engern Verwaltungsorgane derselben gleichen nämlich in gewissem Sinne demjenigen (unwillkürlich funktionierenden) Teile des motorischen und sensibelen Nervensystems, welcher für die normale Verrichtung des vegetativen Teiles (der Ernährungs-, Verteilungs- und Absonderungsorgane: Magen, Eingeweide, Lymph-, Blutgefäßsystem, Lunge ꝛc.,) überhaupt für die beständige Erhaltung der Leistungsfähigkeit des Organismus sorgt. Wie also diese Organe ihre eignen selbständigen Nervencentra haben, die mit der im Gehirn befindlichen Centralleitung nur sehr mittelbar und locker zusammenhängen, so ist auch die sog. Selbstverwaltung der kleinern Verbände (Stadt- und Landgemeinden) in einem hochentwickelten Volke nicht bloß möglich, sondern sogar wünschenswert, weil dadurch die oberste bewußte Leitung erheblich entlastet wird und ihre Aufmerksamkeit mehr auf andere wichtigere, mit der fortschreitenden Entwickelung sich immer mehr häufende und komplizierende Aufgaben der innern und äußern Politik richten kann.

Wenn in einem Individuum, bezw. individuellen Verbande der

Digitized by Google

Wille gut, womöglich edel, schön, der Intellekt klar und umfassend, die Vernunft wirklich vernünftig ist, oder es zu werden wenigstens von keiner Seite verhindert wird, so ist die Entwickelung des Individuum, bezw. des Volkes im Sinne des aristokratischen Princips gesichert, bezw. vollendet. Das Ideal eines Monarchen liegt deshalb in der höchsten Thatkraft, vereinigt mit dem höchsten Adel der Gesinnung: das einer Volksvertretung in der höchsten Klarheit und Wahrheit der Einsicht. Natürlich sind diese Vergleiche insoweit hinkend, als kein Individuum reiner Wille oder reiner Intellekt sein kann, sondern vielmehr beide normalerweise im Gleichgewicht sind und sein müssen. Ein Übergewicht auf der einen, oder auf der andern Seite kann dem betreffenden Individuum, je nach Umständen, sowohl zum Schaden als zum Nutzen gereichen; doch ist ein Übergewicht auf der moralischen Seite (dem Willen) im allgemeinen besser, weil die Einsicht im Sinne der Wahrheit und Klarheit leichter als der Wille im Sinne des Guten und der positiven Thatkraft abgeändert werden kann.

Überhaupt sind alle jene Vergleiche „cum grano salis" zu nehmen, weil auch im günstigsten Falle die Organisation eines individuellen Verbandes — aus leicht abzusehenden Gründen — niemals so vollkommen sein kann, wie diejenige eines normal beschaffenen Individuum.

Die politische Organisation eines individuellen Verbandes mit dem Monarchen als letztinstanzlicher Autorität an der Spitze ist für die Gesundheit und allseitige Entwickelung des Volkslebens vollkommen ausreichend. Es ist daher nicht nur im allgemeinen gänzlich überflüssig, sondern sogar schädlich, wenn sich neben, oder gar über der politischen noch eine sog. geistliche Organisation und Autorität breitzumachen versucht. In der Urzeit und im Mittelalter, wo die politische Organisation, der Staat, gleichsam noch in den Kinderschuhen steckt, und wo vor allem das geistige Leben, die Intelligenz und Urteilskraft des Volkes an Haupt und Gliedern noch

Digitized by Google

nicht, oder nur unvollkommen entwickelt ist, mag jene geistliche Organisation und Autorität — die sog. sichtbare Kirche mit weltlichen Machtmitteln — nicht ganz überflüssig sein und vielleicht im ganzen doch etwas mehr Nutzen als Schaden stiften. Durchaus anders stellt sich dagegen dieses Verhältnis in der Neuzeit. Hier ist eine weltliche Macht der Geistlichkeit nicht nur gänzlich überflüssig, sondern unter allen Umständen schädlich; ganz besonders aber dann, wenn sie nicht bloß nationale sondern internationale Organisation, Gesinnungen und Interessen hat. In diesem Falle wird sie die unter ihrem Machtbereich stehenden Völker gewissermaßen als ihre Domänen betrachten, die sie nach jeder Richtung für ihre eigenen Sonderinteressen ausnutzen zu können meint, und wird dafür niemals ein auch nur einigermaßen genügendes Äquivalent bieten. Im Gegenteil wird sie, — weil es von ihrem Wesen, Interesse und ihrer Lebensfähigkeit unzertrennlich ist, — bewußt oder unbewußt, absichtlich oder unabsichtlich, überall und immer die nationale, politische, wirtschaftliche und geistige Erstarkung der betreffenden Völker nach Möglichkeit hindern: durch allerlei verborgene Ränke im Innern Zwietracht, Uneinigkeit, Zersplitterung, nach außen hin Mißtrauen, Feindschaft erregen: auch gelegentlich die Parteien, bezw. die Völker kriegerisch aufeinander zu hetzen suchen: vorausgesetzt natürlich, daß dabei für sie speziell etwas abzufallen in Aussicht steht. Sie verfolgt immer zuerst ihr eignes Interesse, und das der betreffenden Völker höchstens insoweit, als es mit ihrem eignen Intresse vereinbar ist. Dem entsprechend pflegt sie sich, besonders wenn ihre Autorität erschüttert ist, gern als Stütze und Fundament der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung aufzuspielen; sie steht aber auch nicht an, falls es ihrem Interesse dienstbar zu werden verspricht, sich gelegentlich als deren Gegner zu bekennen. Überhaupt ist sie schlau genug, in kritischen Lagen sich immer auf die Seite der stärksten Partei zu stellen; angeblich, um diese zu stützen, in Wahrheit aber, um sie als Fußgestell für die wirksamere Geltendmachung ihrer eignen Interessen zu benutzen. So ist sie denn auch im Anfange, wenn ihre Macht noch gering ist, demütig, bescheiden, dienst-

Digitized by Google

willig gegen den betreffenden Staat, bezw. dessen Oberhaupt. Nachdem sie aber auf diese Weise allmählich eine in jeder Beziehung ausreichende Macht im Volke usurpiert hat, giebt es bekanntlich keine hochmütigere, anspruchsvollere und herrschsüchtigere Tyrannin, als die sog. sichtbare Kirche mit weltlicher Autorität. Daß ein solches unleidliches Verhältnis in einem Staate überhaupt gelitten, ertragen wird, ist außer der Gewohnheit, dem Schlendrian, dem Herkommen 2c. vorzugsweise der raffinierten List, Schlauheit, mit der sich eine solche Korporation dem Staate gegenüber scheinbar unentbehrlich zu machen weiß, sowie dem Umstande zuzuschreiben, daß sie für ihre Zwecke keine Mittel, auch nicht die der Lüge und Verleumdung, scheut. Man mag dabei an chinesische, indische, oder europäische Verhältnisse denken: die Form ist bei den verschiedenen Völkern und zu den verschiedenen Zeiten verschieden, das Wesen bleibt sich aber immer und überall gleich. Die geistliche Autorität und Organisation ist überall und immer der Nebenbuhler der politischen, und das geistliche Oberhaupt der Herr oder der Gegner des politischen. Dieses Verhältnis ist besonders dann verhängnisvoll und verderblich für das betreffende Volk, wenn die Macht beider annähernd gleich ist. Hierfür liefert bekanntlich die Geschichte des Deutsch-Römischen Kaisertums und des Römischen Papsttums eine besonders frappante Illustration. Dieses Römische Kaisertum von Papstes Gnaden ist freilich schon lange tot, aber gleichsam noch nicht mit all seinem Zubehör (nämlich dem Papsttum) begraben. So ist es denn nicht zu verwundern, wenn sein Gespenst noch immer in den Köpfen gewisser Dunkelmänner herumspukt.

Eine derartige Kirche, oder eine geistliche Autorität mit weltlichen Machtmitteln ist dem wahren Lebensprinzip, dem wahren Fortschritt der Völker in der Neuzeit stets feindlich und muß deshalb, soweit sie hier noch besteht, ohne Weiteres beseitigt werden. Dagegen ist eine sog. unsichtbare Kirche mit rein geistlicher Autorität, ohne weltliche Machtmittel und ohne selbständige (von dem betreffenden Staate unabhängige) Organisation unter

Digitized by Google

Umständen, — d. h. sofern sie nicht bereits versumpft, in ödem Formalismus verknöchert ist, — außerordentlich wirksam im Sinne der bessern moralischen und geistigen Ausprägung der Gesellschaft. Eine solche Macht ist in den rohen, finstern Epochen der Urzeit und des Mittelalters oft ganz unschätzbar, hat aber auch nur in diesen Epochen, bezw. bei den dieser Epoche entsprechenden Individuen die volle Wirkungskraft und Vorbedingung ihrer Existenz. Sie kann auch in den auf das Mittelalter folgenden Übergangsepochen noch nicht vollständig entbehrt werden; denn durch ihren allzu plötzlichen Zusammenbruch würde manches andere mit einstürzen, an dessen Aufrechterhaltung der Gesellschaft gelegen sein muß. Indessen ist auch sie in der Neuzeit nicht durchaus notwendig. Hier kann das durch die Kirche repräsentierte, bezw. befriedigte sog. geistliche Leben und Bedürfnis des Volkes allenfalls auch durch das geistige Leben und das geistige Bedürfnis, — wie es durch die Litteratur, Presse, öffentliche Meinung ꝛc. repräsentiert, bezw. befriedigt wird — ersetzt werden.

Wenn eine solche Institution auch in der Neuzeit bestehen, lebens- und entwickelungsfähig bleiben will, so muß sie beständig ihre Dogmen mit der fortschreitenden Wissenschaft und Philosophie in Einklang bringen, darf niemals gänzlich erstarren. Im andern Falle ist ihre allmähliche Rückbildung und endliches Verschwinden mit derselben Sicherheit zu erwarten, wie beim eigentlichen Organismus mitunter gewisse Organe, die bei der veränderten Lebensweise des Individuum dem Organismus entbehrlich geworden sind, allmählich sich rückbilden und endlich ganz schwinden. Sollen diese Organe erhalten bleiben, so müssen sie sich eben umbilden und ihre Funktion der veränderten Lebensweise anpassen können.

Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, ob die jetzige Kirche oder schlechtweg die Religion, wie sie in der Jetztzeit bei den Hauptkulturvölkern der kaukasischen Rasse ausgeprägt ist, einer Umbildung im Sinne der neuesten sichern Errungenschaften der exakten Naturforschung und der sich darauf stützenden Philosophie fähig ist, oder nicht fähig ist. Nach unserer Ansicht ist diese Frage keineswegs

Digitized by Google

von vorn herein mit „nein“ oder „ja“ zu beantworten; denn die verschiedenen Richtungen innerhalb der christlichen Religion sind ihrem innern Werte und ihrer Vertretung nach sehr ungleich. Für die sog. evangelische Richtung ist die Antwort im bejahenden Sinne entschieden diskutierbar. Diese Richtung ist bekanntlich aus dem Bedürfnis, ja der Sehnsucht der Gemüter und Geister nach Befreiung von römischer Knechtschaft hervorgegangen und steht bez. ihres moralischen und geistigen Niveau entschieden am höchsten. Sie ist auch ihrem Ursprunge und ihrem Wesen nach der freien Forschung nach Wahrheit und Klarheit nicht so von vornherein und aus Prinzip feindlich gesinnt, wie dies mit gewissen andern Richtungen der Fall ist. Sie sollte dann aber auch diesem ihrem eigentlichen Wesen und dem wahren Lebensprinzip unter allen Umständen treu bleiben und nicht, wie es oft genug geschehen ist, das evangelische Bekenntnis bloß als ein eitles Aushängeschild benutzen, hinter dem sich grober Obscurantismus mit zugehöriger Unduldsamkeit, oder die platteste Alltäglichkeit mit der obligaten Gleichgiltigkeit ungeniert breit machen kann.

Das Christentum, wie es durch die Person seines erhabenen Stifters nach bestem Wissen und Gewissen aufgefaßt und repräsentiert worden ist, könnte recht wohl in seinen wesentlichen ethischen Bestandteilen conserviert, bezw. weiter entwickelt werden. Es müßte dann aber erst von seinen pessimistischen Auswüchsen — dem Erbfehler des Judentums und des Orients überhaupt — mit kühnem Schnitt befreit und in eine gefälligere, mehr ästhetische Form gebracht werden. Vor allem dürften sich seine Dogmen nicht auf eine längst veraltete und notorisch falsche Metaphysik stützen, sondern müßten sich, soweit es möglich, von jeder objektiven Metaphysik unabhängig zu machen suchen, und so weit es nicht möglich ist, sich mit den unzweifelhaft wahren Bestandteilen derselben in Übereinstimmung setzen. Der Schwerpunkt jeder nicht geradezu absurden Religion liegt nämlich nicht in der objektiven, sondern in der subjektiven Welt: nur hier hat sie ihre eigentliche Heimat und ihre dauernden Lebensbedingungen.

Digitized by Google

Durch eine solche Umbildung brauchte die christliche Religion an Tiefe durchaus nichts einzubüßen; sie könnte aber an Klarheit und Wirkungskraft unendlich gewinnen. Sie bliebe dann nicht bloß als leidiger Trost für die armen Geister und schwachen Herzen, sondern müßte gerade auf die erleuchtetsten Geister und tiefsten Gemüter eine beseligende Macht ausüben.

Zu den unhaltbaren metaphysischen Bestandteilen gehört z. B. die Jenseitigkeitslehre in ihrer bisherigen Gestalt. Wenn man sich unter einem sog. Jenseits nicht geradezu etwas Widersinniges, *Wahnsinniges* vorstellen will, so kann man darunter nichts anderes *verstehen*, als den thatsächlich *bestehenden* idealen Zusammenhang unseres zeitlich, räumlich und materiell begrenzten Einzeldaseins mit dem gesamten ewigen Leben des betreffenden Volksindividuum, bezw. der Menschheit. Die thatsächlich unter gewissen Umständen bestehende subjektive Sehnsucht nach einem bessern Jenseits, nach einem sog. Himmel, ist objektiv und wirklich einmal das ahnungsvolle Hinübergreifen des gegenwärtigen Lebens in das zukünftige, bezw. Zurückgreifen in das vergangene: dann überhaupt eine *seelische* (nicht bloß intellektuelle) Erhebung über die räumlichen, zeitlichen und materiellen Schranken, Bedingungen ꝛc. der Persönlichkeit. Das *immanente* Leben des *Individuum* nämlich wurzelt und zieht gleichsam seine Nahrung aus einem *transcendenten* Leben des betreffenden *individuellen Verbandes* (Familie, Gemeinde, Volk, ꝛc. ꝛc.) und sobald dieses transcendente Leben stark genug zum Bewußtsein gekommen ist, wird sich bei dem betreffenden Individuum ein gewisses *metaphysisches* — über das physische hinausgreifende — Bedürfnis geltend machen. Diese an sich ganz natürliche Frage nach dem woher? und wohin? unseres Einzeldaseins kann nun *unter gewissen Umständen* eine *sehr brennende* werden, und sie erzeugt dann in Verbindung mit noch andern Ursachen den Jenseitigkeitsglauben mit einer übernatürlichen, unmöglichen Hoffnung.

Wenn nämlich ein Individuum vollkommen zufrieden, glücklich, selig ist, — bezw. die Hoffnung, es wenigstens einmal in seinem Leben zu werden, noch nicht vollständig aufgegeben hat, — wird

Digitized by Google

die Frage nach jenem „Woher?“ und „Wohin?“ einen rein intellektualen Charakter annehmen, gleichsam nur ein wissenschaftliches Interesse und Bedürfnis anregen. Ferner, falls ein Individuum sich völlig ausgelebt hat, alle Höhen und Tiefen des Lebens, alle Gipfel und Abgründe des Glücks, bezw. Unglücks, die auf der betreffenden Stufe des Aristokratismus möglich sind, erreicht hat, — so wird er für sich selber nicht die geringste Lust nach einem Jenseits — gleichviel ob besser oder schlechter — verspüren. Er wird unter normalen Umständen an dem ferneren Leben nur soweit Interesse nehmen, als seine unmittelbaren oder mittelbaren Nachkommen, Familie, Freunde ꝛc., oder auch das Volk, (Vaterland) bezw. die Menschheit daran beteiligt ist. Sein Leben oder Tod wird nicht für ihn selber, sondern nur noch für diese in Betracht kommen, und hiernach wird sich auch sein Wunsch, weiter zu leben, oder zu sterben, ausschließlich bestimmen. Sind nun in diesem Falle gar noch alle physischen, moralischen und intellektuellen Kräfte, seine gesamte potentielle Energie (Lebenskraft) erschöpft, ist er sozusagen „völlig blasiert“ — gleichgültig ob früh oder spät — so wird er nicht nur keinen Wunsch, sondern vielmehr ein gelindes Grauen vor einem etwaigen Weiterleben nach dem Tode empfinden: er wird mit der größten Gleichgültigkeit dem Tode entgegengehen, bezw. ihn suchen.

Sofern aber keiner dieser Fälle zutrifft, und besonders, sofern das betreffende Individuum, bezw. die individuelle Entwickelungsreihe (Familie, Volk) bez. des ihm möglichen Lebensgenusses in der Gegenwart und Vergangenheit zukurzgekommen ist, bezw. es zu sein glaubt, — so wird es stets eine größere oder geringere Sehnsucht — zunächst nach einem bessern Diesseits, — wenn es aber vollkommen eingesehen hat, daß dieses nicht mehr möglich ist, — nach einem bessern Jenseits empfinden. Es wird deshalb jede irgendwie und irgendwo einmal aufgekommene Ansicht von einer Fortdauer der individuellen Existenz nach dem Tode begierig aufgreifen und sich mit der ganzen noch übrig gebliebenen Kraft der Seele darauf stützen. Der dem Menschen eingeborne und nur

Digitized by Google

sehr schwer zu unterdrückende Rechts- und Gerechtigkeitssinn sträubt sich sozusagen mit aller Macht dagegen, so ungebührlich vom Schicksal vernachlässigt zu sein. Man sucht in einem imaginären Dasein, was man in dem wirklichen vergeblich erhofft. So entsteht der Jenseitigkeitsglaube mit jeder — wenn auch noch so widersinnigen und unmöglichen — Hoffnung. Der Wille, der unbefriedigte, besiegt hier gewissermaßen den Verstand, und das betreffende Individuum greift nach dem letzten Halt, der es vor dem völligen Wahnsinn der Verzweiflung rettet. Dies wäre nun soweit ganz schön, und man könnte den armen Unglücklichen diesen letzten Trost gönnen: er ist das Morphium, welches man einem unheilbar Kranken eingiebt. Warum sollen denn aber auch alle andern, auch die leiblich und geistig Gesunden von diesem verhängnisvollen Gifte kosten? Etwa um den vorübergehenden phantastischen Sinnenrausch mit einer desto größern Enttäuschung und einem dauernden Siechtum an Leib, Seele und Geist zu bezahlen? Das wäre denn doch der Gipfel der Widersinnigkeit!

Wenn nun aber ein Jenseitigkeitsglaube als notwendiger, integrierender Bestandteil jeder Religion und der christlichen insbesondere, nicht entbehrt werden kann, indem eine unter gewissen Umständen thatsächlich vorhandene Gemütsbeschaffenheit diesem Glauben entgegenkommt und festen Halt verleiht: — muß denn derselbe durchaus auf etwas Unmögliches, Irrtümliches, Widersinniges gerichtet sein? Kann er sich denn nicht auf etwas unzweifelhaft Wahres, — auch den erleuchtetsten Köpfen, ja diesen am meisten als solches Erscheinendes — stützen? Es wird sich im folgenden zeigen, daß dies sehr wohl möglich ist.

Bekanntlich sind bez. der Jenseitigkeitslehre zwei extreme Richtungen möglich und in der That auch in den bestehenden Religionen, bezw. Weltanschauungen ausgeprägt. Die Vertreter der einen sehen das sog. diesseitige Leben ausschließlich als Zweck, Selbstzweck: — die Vertreter der andern ausschließlich als Mittel, Vorbereitung ꝛc. auf das jenseitige an. Die einen vernachlässigen vollständig die Gegenwart, hüllen sich gleichsam in Sack und Asche und

Digitized by Google

warten beständig auf den Tod als die Erfüllung aller ihrer Hoffnungen: suchen ihn dabei aber merkwürdiger Weise nicht etwa, sondern fliehen ihn oft nach Kräften. Die andern dagegen betrachten das diesseitige Leben als einzig und allein in Frage kommend; sie sagen sich etwa: „Genießet den Tag und denket nicht an die Nacht, die ja doch, — wenn überhaupt — zunächst noch nicht kommt, wenigstens nicht für uns.“ „Après nous — le déluge“! — Die andern dagegen rufen sich zu: „Schaffet eure Seligkeit mit „Furcht und Zittern“, denn der Tod, die Erfüllung ist nahe!“ Beide Richtungen sind aber — abgesehen von ihrer widerspruchsvollen dogmatischen Ausprägung, bezw. Nichtausprägung — einseitig und verfehlt. Denn da in Wahrheit das Leben in allen seinen individuellen Äußerungen weder ausschließlich Mittel, noch ausschließlich Selbstzweck, sondern vielmehr beides zugleich: einerseits Mittel, andererseits Zweck ist, so darf auch der praktische Inhalt des Einzellebens weder ausschließlich in einer Vorbereitung auf das Kommende, noch ausschließlich in einem gedankenlosen Genießen der Gegenwart bestehen. Das Einzelleben ist eben normalerweise nicht bloß für sich ein Ganzes in Raum und Zeit, sondern zugleich Teil eines größeren allgemeineren Ganzen und muß dieses sein, wenn es sich vollkommen befriedigt fühlen: glücklich, „selig“ sein soll. In diesem Falle ist nämlich das Individuum gleichsam einig mit sich und mit Gott, hat eine Gegenwart und eine Zukunft, ein Diesseits und ein Jenseits. Abnormer Weise ist jedoch der Lebensinhalt eines Individuum weder ein Ganzes für sich, noch Teil eines Ganzen. Deshalb befriedigt er nicht, sondern macht mehr oder minder unglücklich, unselig.[1] Dann auch wird ein in Raum und Zeit sich bildendes Ganze vor einem relativen Abschluß mitunter ganz plötzlich und zufällig, (gewaltsam) unterbrochen, bezw. in seiner Entfaltung gehindert. Alles dies läßt die Sehnsucht, den heißen Wunsch nach einer spätern Vervollständigung, Befriedigung des Einzeldaseins entstehen, und dies ist, wie schon

[1] Selbstverständlich ist dies nur in seelischer (nicht in sinnlicher) Hinsicht zu nehmen. Es handelt sich hier eben nur um pathologische Zustände der Seele.

Digitized by Google

erwähnt, die objektive und wirkliche Ursache eines jeden subjektiven Jenseitigkeitsglaubens.

Es ist deshalb nicht zu leugnen, daß eine Religion, bezw. Weltanschauung, welche mit ihren Dogmen auf ein Jenseits Bezug nimmt, an sich sehr schön und sehr tröstend ist. Auch könnte man dagegen gar nichts einwenden, wenn eine solche Religion sich das jenseitige Leben nicht völlig widersinnig und physisch unmöglich außerhalb der Erde, in einem sog. Himmel vorstellte, wo doch ganz gewiß nichts ist, als unwägbare Materie (Äther) und wägbare Materie (Weltkörper, Stoffnebel 2c.). Es giebt nämlich — wie ja fast jedem Gebildeten jetzt bekannt ist — außerhalb der Erde, in dem sog. Himmel auch nichts anderes als Weltkörper mit denselben oder ähnlichen Stoffen und Kräften, wie auf unserem Planeten und in unserem System. Wir können von unserer Erde ebenso unmöglich weg, als irgend ein Individuum — mit Ausnahme etwa gewisser Krustentiere — bei lebendigem Leibe aus seiner Haut fahren kann. Ein jeder Irrtum aber, der, — wenn auch in noch so wohlmeinender Absicht — als Wahrheit eingeführt wird, muß über kurz oder lang als Irrtum an den Tag kommen und wirkt dann — abgesehen von dem Schmerze der Enttäuschung — unter allen Umständen schädlich, ethisch und ästhetisch corruptiv auf die betreffenden Individuen.

Warum muß denn also der Himmel — die eigentlich und ursprünglich nur metaphorisch, irrtümlich aber real genommene Bezeichnung für den Inbegriff der höchsten Seligkeit — durchaus in jenen luftigen Regionen existieren? Ist er denn nicht als — absolut oder relativ — höchstes Menschen- und Menschheitsideal auch auf unserer „festgegründeten dauernden" Erde möglich? Kann denn das sog. Reich Gottes nicht auch als ein auf Erden — wenngleich erst in mehr oder minder später Zukunft — realisierbares vorgestellt werden?

Ja! Ein solches Reich Gottes, die Verwirklichung des höchsten Menschen- und Menschheitsideals ist in früherer oder späterer Zukunft nicht nur möglich, sondern muß sogar mit derselben Not-

Digitized by Google

wendigkeit in Erscheinung treten, wie sich die Trabanten um ihre Planeten, die Planeten um ihre Sonnen, die Sonnen um ihre Centralsonne — bewegen müssen: die gesamte Entwickelungstendenz des Menschen und der Menschheit — die sogenannte Weltgeschichte — drängt mit naturgesetzlicher Notwendigkeit darauf hin. Freilich ist dieser Vorgang nicht entfernt so einfach, wie einer jener Umläufe; und deshalb ist auch die Zeit, in welcher er — absolut oder relativ — vollendet, erfüllt sein wird, nicht eben so unausweichlich bestimmt. Dieselbe läßt sich nicht, wie Sonnen- und Mondfinsternisse mit mathematischer Sicherheit im voraus berechnen und vorhersagen. Alle in höherm Maße und Grade organische, vitale Vorgänge, Prozesse ꝛc. haben, wie schon mit einer andern Bezugsnahme früher angedeutet, bez. ihres Eintrits in der Zeit einen größern oder geringern freien Spielraum, sind deshalb innerhalb gewisser Grenzen vom Zufalle abhängig. Und nun gar jener Vorgang, für den nicht bloß die relative Selbständigkeit, Entwickelungsfreiheit einzelner Individuen, sondern ganzer individueller Verbände (Völker ꝛc.) in Betracht kommt!

Jene Zeit, die Zeit der Erfüllung, ist also bez. ihres frühern oder spätern Eintritts zu einem größeren oder geringeren Bruchteile in die Hand der Individuen und individuellen Verbände gegeben: ein jedes Individuum, ein jedes Volk kann an seinem Teile zur Verwirklichung jenes höchsten Menschen- und Menschheitsideals beitragen, gleichsam das Reich Gottes auf Erden bauen helfen. Denn wie nach dem Erhaltungsprinzip auch nicht das kleinste Partikelchen Materie und Kraft im Weltall verlorengehen kann, so wird auch in entsprechendem Grade und Maße kein zielbewußtes, kraftvolles Eintreten für Recht und Wahrheit, kein Opfer für die Verwirklichung der Idee des Wahren, Guten und Schönen auf irgend einem Gebiete umsonst sein. Ein jedes rechtschaffene Leben und Streben des noch so kleinen oder noch so großen Einzelnen wird, — wenn auch nicht immer für die unmittelbare Gegenwart, so doch für die nähere oder fernere Zukunft — ins Gewicht fallen und die im Laufe der Weltgeschichte bald herüber, bald hinüber-schwankende Wage des

Digitized by Google

Menschen und Menschheitsschicksals im günstigen Sinne beeinflussen. Umgekehrt wird jede böse, frevelhafte That und Gesinnung, auch jeder Irrtum, diese Schicksalswage zu Ungunsten belasten, und jene Zeit der Erfüllung — die heilbringende Wendung des Menschen- und Menschheitsschicksals — mehr oder minder hinausschieben. Sollte sich auf diese — nicht bloß sensu allegorico sondern sensu proprio — wahre Thatsache kein felsenfester Glaube, kein unter allen Umständen stichhaltiges Moralsystem, keine Heilslehre mit Heilsweg, keine zeitliche und ewige Seligkeit gründen lassen?

Was will man denn überhaupt mit jenem Himmel, jener ewigen Seligkeit, wie sie die obscurantен Theologen und das gewöhnliche Volk sich vorstellen, bezw. vorzustellen suchen, soweit diese überhaupt noch klaren Denkens fähig sind! Meint man damit eine unbegrenzte Fortdauer des gewöhnlichen individuellen Daseins, aber ohne Mühe und Arbeit, ohne Schmerz und Klage, in beständiger wechselloser Lust, unter fortwährenden Lobgesängen auf den Herrn, Herrn ꝛc. — so müßte das denn doch — abgesehen von der nur „Unmündigen und Säuglingen" einleuchtenden Möglichkeit — auf die Dauer etwas langweilig werden. Die sog. Seligen würden sich sehr bald wieder in das vielgescholtene, im einzelnen oft sorgen- und mühevolle, im ganzen aber doch so traute und warme Erdenleben zurücksehnen und lieber für immer sterben, als ewig so weiter leben wollen.

Meint man damit aber ein Dasein, ganz wie das unsrige, mit der Abwechselung von Tag und Nacht, Wachen und Schlafen, Leben und Tod, Arbeit und Genuß, Leiden und Freuden, nur auf einer höheren und edleren Stufe, gleichsam mit verklärtem Leibe und Geiste, — in was unterscheidet es sich dann von der Verwirklichung des höchsten Menschen- und Menschheitsideales?

Man sollte doch nicht nach Kinderart ganz unmögliche und noch dazu thörichte, absurde Wünsche bez. unseres individuellen Daseins hegen und mit dem Leben, wie es auf unserem Planeten und in unserem System nun einmal ist und nirgends wesentlich anders sein kann, endlich zufrieden sein, bezw. werden. Wenn sich — sozusagen — „Gott" lange hin und her besonnen hätte, wie er es

Digitized by Google

wohl einrichte, daß das Leben des Individuum in Glück und Unglück erträglich sei, — sofern nur alle Menschen ernstlich wollten — so hätte er es nicht anders einrichten können, als es in der That unter normalen Umständen ist oder wenigstens sein könnte.

Ein jeder begnüge sich also nur mit dem, was er zunächst erreicht hat und möglicherweise noch erreichen kann: suche, wenn nicht das Schöne, Edle, so doch das Gute, Nützliche, wenn nicht das Große, Erhabene, so doch das Kleine zu schaffen: wenn nicht Centner, so doch Gramme bezw. Milligramme auf jene Schickfalswagschale zu legen. Wie das Weltmeer aus Tropfen, und die Weltkörper aus Atomen bestehen, so kann auch das Große, Erhabene, durch die sich summierende Wirkung des Kleinen, Unscheinbaren, vollbracht werden. Man liebe und verehre neidlos das Schöne, Edle, Herrliche, verabscheue und bekämpfe nach Kräften das Häßliche, Niederträchtige, Gemeine, — so wird „Sinnenglück und Seelenruhe" — die zeitliche und ewige Seligkeit — schon hienieden einkehren, und man wird sich nicht in krankhafter, schwächlicher Sentimentalität nach einem unmöglichen Jenseits sehnen.

„Ach, ihr Götter! große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Mut,
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben![1]

Ein weiterer unhaltbarer metaphysischer Bestandteil der christlichen Religion ist der Gottesglaube in der Gestalt, in welcher er jetzt noch immer von den eigentlichen Theologen vertreten wird. Auch hier ist im Laufe der Zeiten nichts Wesentliches von den vorzugsweise dazu Berufenen ausgegangen, welches diesen Glauben auch in den erleuchtetsten Köpfen lebendig zu erhalten geeignet wäre. Nach der

[1] Goethes Gedichte: „Menschengefühl."

Digitized by Google

kindlichen und mitunter kindischen Auffassung jener Leute ist der sog. „liebe Gott“ nicht viel mehr als ein sorgsamer alter Familienvater, der im Gewitter seine grollende Stimme hören läßt und Sonnenschein oder Regen macht, bezw. machen kann, je nachdem man ihn darum bittet. Er bekümmert sich um die kleinsten, auch die lächerlich unbedeutenden Sachen des täglichen Lebens und wird deshalb von den „Frommen“ bei jeder erdenklichen Gelegenheit angerufen. Daß unter diesen Umständen der Gottesglaube bei allen nur einigermaßen Urteilsfähigen über kurz oder lang der Lächerlichkeit anheimfallen muß, ist natürlich, fast selbstverständlich, scheint jedoch von den berufenen Verkündigern desselben noch immer völlig übersehen zu werden. Selbst die „misera contribuens plebs“ lächelt ja mitunter über das Ungeheuerliche, was ihr von ihren sog. Seelsorgern in Bezug hierauf zu glauben zugemutet wird. Auch ganz einfache, ungelehrte Leute, sofern sie nur gesunden scharfen Menschenverstand haben, finden, wie man so oft beobachten kann, Vorstellungen der angedeuteten Art über das höchste Wesen des Daseins völlig absurd, unsinnig. Wenn ihnen diese nicht von der frühesten Kindheit her gewaltsam eingeimpft worden wären, würde der Gottesglaube in dieser Gestalt schwerlich haben Wurzel fassen können. Man sollte überhaupt mit derartigen außerordentlich subtilen metaphysischen Ideen, wie die jenes höchsten Wesens und was damit zusammenhängt, keinen Menschen ohne ausdrücklichen Wunsch bekannt machen, und vor allem die unreife Jugend mit theologischen Spitzfindigkeiten in Bezug hierauf verschonen. Denn durch eine solche frühzeitige, gewaltsame Befriedigung (Notzüchtigung) des metaphysischen Bedürfnisses wird dasselbe öfters im Keime erstickt, zum mindesten übersättigt und dadurch degeneriert: abgesehen davon, daß man in diesem Falle ganz absurder Weise jemandem ein Verständnis für die abgezogenen Begriffe zumutet, ehe die ihnen entsprechenden realen Anschauungen vorhanden sind, oder feste Gestalt gewonnen haben. Wenn es Thatsache ist, daß bei jedem normal organisierten Individuum irgend einmal das metaphysische Bedürfnis mit Macht herantritt, so sollte man doch diesen Zeitpunkt

Digitized by Google

ruhig abwarten und nicht künstlich heraufbeschwören; besonders, da man doch so oft die Erfahrung macht, daß religiöse Vorstellungen keinen wesentlichen Einfluß auf das Thun und Lassen der jugendlichen Individuen ausüben, daß hier das gute Beispiel und verständige Belehrung das einzige ist, was von außen in dieser Beziehung geschehen kann.

Wenn so auf der einen Seite grobe Vermenschlichung, lächerliche Vorstellungen von Gott dem Gottesglauben schadet, so droht auf der andern Seite der sog. Pantheismus denselben in ein Nichts zu verflüchtigen. Diese Übergangsform zum Atheismus sieht das leitende einheitliche Prinzip in der Entwickelung von Welt und Leben als eine sehr unbestimmte, allgemeine Wirksamkeit an, die das Irrationelle, Zufällige nicht aus-, sondern einschließt. Sie kennt hierfür keine Individualisation, keine stufenmäßige Steigerung und Komplikation, keine höheren oder niedrigeren Grade und Maße der Wirkungsfähigkeit. Es wird auf diese Weise nicht nur ein wesentlicher, sondern gerade der wesentlichste Bestandteil des wahren und eigentlichen Lebens geleugnet: „Gott" fällt hierbei fast gänzlich mit dem Begriffe von Materie und Kraft schlechthin: — in mechanischem, oder besser „maschinellem" Sinne — zusammen.

Sofern man sich keine absurden Vorstellungen über „Gott" und das „Göttliche" machen will, so ist vor allem zweierlei festzuhalten. Erstens ist „Gott" nicht im Sinne der sog. Spiritisten ein Geist, der unabhängig, getrennt von lebendiger Materie und Kraft existieren, sich z. B. in ein beliebiges Stuhlbein verkriechen und daraus etwas vororakeln kann. Zweitens ist sein Wesen von der Individualisation des Lebens untrennbar, mag diese nun in einem einzigen Individuum oder in einem individuellen Verbande ausgeprägt sein.

Außerhalb einer solchen Individualisation giebt es keine stufenmäßige Entwickelung und folglich auch kein leitendes Prinzip derselben: es herrschen dann die Naturgesetze in der gewöhnlichen (mechanischen) Bedeutung dieses Wortes.

Digitized by Google

Man nennt bekanntlich jenes leitende Prinzip (gleichsam das Leitmotiv) in der allmählichen Entwickelung eines (relativ oder absolut) selbständigen abgeschlossenen Ganzen (Individuum, individueller Verband) populär auch „Seele", „Wille" dieses Ganzen; und, — sofern dabei noch eine bewußte vorausschauende Intelligenz in Betracht zu ziehen ist, — „Geist" dieses Ganzen. Wie nun in einem Individuum Leib, Seele und Geist in stufenweise aufsteigender Ordnung als die Gesamtheit der innern dynamischen Wechselbeziehungen zwischen den konstituierenden Molekülen aufgefaßt werden muß, so hat man auch in einem individuellen Verbande unter „Seele", bezw. „Geist" dieses Ganzen — die Summe bezw. das Produkt der innern Wechselbeziehungen zwischen den Seelen, bezw. Geistern sämtlicher Individuen — natürlich nicht alle in gleichem Grade und Maße in Betracht kommend — sich vorzustellen. Ebenso, wenn man von einem Geiste der Menschheit spricht, so darf man darunter nur die Gesamtheit der geistigen Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Völkern — soweit diese zur Menschheit gerechnet werden — verstehen.

Es ist klar, daß diese Wechselbeziehungen zwischen den konstituierenden Elementen für ein einziges aus Molekülen zusammengesetztes Individuum inniger, straffer, intensiv größer sind, als für einen aus relativ selbständigen Individuen zusammengesetzten individuellen Verband oder gar für einen aus solchen Verbänden zusammengesetzten größern Verband, — wenn sie auch für solche extensiv größer, (mannigfaltiger, zahlreicher) sein mögen. Deshalb ist auch vorzugsweise das Individuum der Träger des Göttlichen, bezw. dessen Gegensatzes.

Von einer Realität des „Göttlichen" kann nur insoweit die Rede sein, als in der That die fortschreitende Entwickelung der Individuen und der individuellen Verbände, überhaupt des individuellen Lebens, auf die Verwirklichung eines höchsten Zieles hindrängt, dieses unter günstigen Umständen früher, unter ungünstigen später — erreichen muß, mag dafür auch, wie bemerkt, bezüglich des Zeitpunktes ein noch so großer Spiel-

Digitized by Google

raum offen stehen. Der kürzeste Weg auf welchem dieses Ziel erreicht wird, ist unter normalen Umständen der gerade, d. h. der Inbegriff derjenigen Grundsätze, Maximen ꝛc, die für das Thun und Lassen des Individuum im ethischen Sinne als gut, edel, schön ꝛc. gelten. Derselbe ist vollkommen identisch mit dem sog. Heilsweg, d. h. derjenigen Art und Weise, auf welche das Individuum glücklich, selig: die Seele ruhig und der Geist befriedigt wird. Zugleich führt dieser Weg zum ewigen Leben, denn nur bei seiner Verfolgung erhält sich eine individuelle Entwickelungsreihe beständig gesund, lebenskräftig und lebensfreudig: gerät niemals in die Irre, in das Verderben, in den Tod. — —

Alle hierüber hinausgehenden Ansichten über „Gott" und das „Göttliche" sind in das Reich des Aberglaubens zu verweisen. Um der sinnlichen Vorstellung zu Hilfe zu kommen, mag man sich ja immerhin „Gott" als ein allervollkommenstes Individuum vorstellen; aber man darf nicht vergessen, daß dieses eben nur Vorstellung ist und auf Realität im gewöhnlichen Sinne des Wortes keinen Anspruch machen kann. Wie jedoch einem solchen allervollkommensten Wesen eine ihm nicht zukommende Realität zu den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern, bezw. in deren Religionen beigelegt worden ist, braucht wohl nicht erst besonders erörtert zu werden. Überdies haben wir im vorhergegangenen schon darauf hingewiesen.[1]

Durch diese zur Steuer der rückhaltlosen Wahrheit notwendigen, unerläßlichen Beschränkungen würde die Gottesidee und eine sich darauf stützende Religion, bezw. Weltanschauung keineswegs an Tiefe und Wirkungsfähigkeit einbüßen. Man stelle sich nur „Gott" in diesem Sinne als das zum Guten, Wahren und Schönen leitende Prinzip in der Seele, bezw. dem Geiste eines individuellen Lebensganzen (Individuum, Familie, Volk, Menschheit) mit allem, was dazu gehört, vor, suche sein Wesen voll und ganz zu erfassen — wozu im vorhergegangenen einige Anleitung gegeben worden ist, —

[1] Vergl. Absch. II, Kap. III, 2.

Digitized by Google

so wird man schon von seiner gewaltigen Bedeutung durchdrungen werden. Oder, wenn man sich „Gott“ als das letzte Resultat jenes leitenden Prinzips — als das allervollkommenste Individuum, bezw. als den allervollkommensten individuellen Verband — denkt und ihn sich nicht (wie bisher irrtümlicherweise) am Ausgangspunkt, am Anfang, — sondern am Endpunkt, am Endziel von Welt und Leben stehend — vorstellt: so ist diese Vorstellung denn doch wohl nicht weniger erhaben, als die von jenem biedern alten Familienvater der strenggläubigen Theologen.

Hiernach hat es also auch einen Sinn — freilich einen andern, als den bisher angenommenen — wenn man von dem Leben und Streben eines Individuum, einer Familie, eines Volkes sagt: „Es führt zu Gott“; zum ewigen Leben“; „zur Seligkeit“ ꝛc.

Wir halten es nicht für die Aufgabe der Wissenschaft und Philosophie, die einzelnen zu diesem Glauben an Gott, an die Verwirklichung des höchsten Menschen- und Menschheitsideales zu bekehren. Noch weniger ist dies die Absicht der vorliegenden Skizze. Es handelt sich hierbei nur um Einsichten, nicht um Absichten. Eine solche Bekehrung wäre vielmehr die Aufgabe der Religion in Verbindung mit der Kunst, oder der Kunst in Verbindung mit der Religion. In der That, nur durch eine rückhaltslose Versöhnung der Kunst mit der Religion oder der Religion mit der Kunst kann die Menschheit von dem jetzt herrschenden **Un**glauben oder **Aber**glauben zu dem wahren Glauben geführt werden. Auch kann nur auf diesem Wege das höchste Menschen- und Menschheitsideal verwirklicht, die höchste Stufe des Aristokratismus erreicht werden. Von der jetzigen Religion ist dergleichen freilich fürs erste noch nicht zu erwarten. Es dürfte noch eine geraume Zeit vergehen, ehe diese von ihren hergebrachten Velleitäten zurückkommt. Ihre strenggläubigen Vertreter haben sich derartig in die bekannten abergläubischen Vorstellungen über das höchste Wesen des Lebens verrannt, daß es wohl leichter ist, einen von einer fixen Idee besessenen Wahnsinnigen zu heilen, als jene zur rückhaltlosen Anerkennung der Wahrheit zu bringen. Jene Herren befinden sich nämlich in

Digitized by Google

der nicht gerade beneidenswerten Lage, daß sie eine gewisse Wahrheit, die sie dunkel ahnen, fühlen, von deren Vorhandensein sie fest überzeugt sind, doch beständig da suchen müssen, wo sie dieselbe niemals finden können. Anstatt:

„Mit festen, markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten, dauernden Erde"

stehen zu bleiben, machen sie fortwährend krampfhafte Anstrengungen, sich gleichsam in die Lüfte zu schwingen. Anstatt in sich und um sich zu blicken, schauen sie beständig nach oben, als ob jene Wahrheit von dort herunterfallen müßte. Dabei verschließen sie sich hartnäckig und mißtrauisch gegen jede auf andere Art und Weise gefundene Erkenntnis, gegen jede — wenn auch noch so plausibele — wissenschaftliche Thatsache, die ihnen ihr Suchen erleichtern oder womöglich überflüssig zu machen verspricht. Sie bemühen sich gar nicht erst, davon ernstlich Notiz zu nehmen, sondern wehren dieselbe vielmehr gleich von vorn herein als „gottlos" ꝛc. von sich ab. Sie gleichen damit auffallend jenem biedern Aktuarius, der zu Hause, als er einen empfangenen Brief lesen will, seine Brille plötzlich vermißt und dann in der ganzen Stube krampfhaft danach sucht. Anfangs bleibt er dabei leidlich ruhig und gemütlich. Als sich aber das bewußte optische Instrument durchaus nicht finden lassen will, wird er endlich ganz nervös, flucht und schimpft, daß es eine Art hat. Seine herzukommende Frau, die ihn fragen will, was er denn eigentlich habe, läßt er gar nicht erst zu Worte kommen, sondern wirft sie in seiner hochgradigen Nervosität ohne weiteres zur Thüre hinaus. Er sucht dann noch eine gute Weile alle Winkel durch, bis er in seiner blinden Wut unversehens mit dem Kopfe gegen eine offene Schrankthüre stößt. Der Schmerz läßt ihn nach der Stirn greifen, und da fühlt er denn plötzlich seine Brille sitzen. Er hatte sie vorher über den Augen gehabt, dann aber auf die Stirn hinaufgeschoben, ohne sich dessen bewußt geworden zu sein. —

In der That, wie jenem närrischen Philister mit seiner Brille geht es einem großen Teile der Menschheit mit dem Suchen nach „Gott", nach dem eigentlichen höchsten Wesen des Daseins. Anstatt

Digitized by Google

das wahre Wesen des Lebens und das leitende Prinzip (Leitmotiv) seines unendlichen Prozesses in uns selbst, auf der höchsten Stufe seiner Individualisation zu suchen, verlegt man es in die nur locker zusammenhängende und deshalb oft genug von wüstem, irrationellem Zufall beherrschte Allgemeinheit. Anstatt „Gott" vorzugsweise im menschlichen Individuum, bezw. menschlichen individuellen Verbande, im tiefsten, intensivsten Leben nachzuforschen, sucht man danach hinter den Wolken, in einem sog. Himmel, der mit seinen Weltkörpern und Stoffnebeln — abgesehen von den Teilen, in denen, wie bei uns, die Bedingungen höhern (organischen) Lebens erfüllt sind — eine sehr niedrige (unorganische) Stufe der Entwickelung repräsentiert. Man sucht das Erhabene, Göttliche nur in der räumlichen bezw. zeitlichen Ausdehnung und bedenkt nicht, daß schon jedes selbständige Individuum eine Welt, ein Kosmos für sich ist, und die Gesetze des Lebens in gewisser Beziehung vollständiger offenbart, als jenes oft unverständliche wüste Durcheinander von Weltkörpern und Stoffnebeln.

Im Grunde genommen weiß man für das Aufkommen jener — der modernen exakten Wissenschaft so unsagbar lächerlich erscheinenden — Ansicht, daß „Gott", der höchste Inbegriff des Lebens platterdings eine Person sei und in einem sog. Himmel „wohne", keinen andern stichhaltigen Grund anzugeben, als den uralten Aberglauben von der grollenden Stimme Gottes im Gewitter. In der That, wenn die Ausgleichserscheinungen der atmosphärischen Elektrizität nicht mit den üblichen imponierenden Knalleffekten und magischen Lichtern vor sich gingen, so wüßte man wahrhaftig nicht, wie die Menschheit auf den Gedanken kommen konnte, „Gott" gerade im Himmel zu suchen.

Um noch einmal auf die Vorstellung von der „Persönlichkeit" Gottes zurückzukommen, so könnte man — wie schon bemerkt — dagegen gar nichts einwenden, sofern man Persönlichkeit und Individualität, Personifikation und Individualisation des Lebens als identische Begriffe — aber eben auch nur als Begriffe — ansieht. Dieser Begriff von einem allervollkommensten Individuum ist eine

Digitized by Google

notwendige Ergänzung zu jenem von dem unendlichen Prozesse und seinem im großen und ganzen leitenden Prinzip (Leitmotiv).

Absurd, unsinnig wird die Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes erst dadurch, daß sie mehr als bloß Vorstellung sein soll, daß man ihr menschliche Attribute, (Vater, Sohn) menschliche Eigenschafteen (Intellekt, Wille ꝛc.) beilegt, besonders aber dadurch, daß man mit ihr wie mit einer menschlichen Person spricht, von ihr Erhörung erwartet und sie doch wieder nicht „Mensch" schlechtweg — und (wie dieser) den materiellen Bedingungen des Lebens unterworfen — sein läßt. Hierdurch entsteht aber ein unmögliches Mittelding, ein Zwitterwesen zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen poetischer Metapher und eigentlicher Bedeutung. Dieser Gott soll wollen, empfinden, hören, sehen denken, und doch auch wieder nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, nicht Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein sein.[1] Das involviert aber sowohl einen logischen, wie einen physischen (naturgesetzlichen) Widerspruch. Entweder ist „Gott" reine Idee, bezw. reines Ideal, oder ein wirklicher leibhaftiger Mensch wie wir, wenn auch von noch so großer Vollkommenheit; ein Drittes ist ein Widerspruch in sich selbst, also ein Unding.

Hierin liegt offenbar der erste Irrtum (das πρῶτον ψεῦδος) der Gottes-Idee wie sie auch jetzt noch von den eigentlichen Theologen — soweit diese überhaupt denken — aufgefaßt wird. Dieser Grundirrtum erzeugte dann einen wahren Rattenkönig von andern Irrtümern, Absurditäten, Widersprüchen, bewirkte eine Verkehrung der gesunden Logik, wie sie in ihrer Art einzig dasteht. Der Gipfel des Widersinns, die Grenze des überhaupt Möglichen, wurde in der Lehre von der sog. Dreieinigkeit erreicht. Diese dogmatische Mißgeburt — welche gegen die gesunde Logik ungefähr ebenso verstößt, wie (im Mutterleibe) zusammengewachsene Drillinge gegen die gesunde

[1] Die Alten waren in dieser Beziehung viel konsequenter: sie ließen wenigstens ihre olympischen Götter Ambrosia essen und Nektar trinken, eine Art Blut (ἰχωρ) in den Adern haben ꝛc.

Digitized by Google

Natur — ist nämlich deshalb interessant, weil daran jene Zwitterhaftigkeit am deutlichsten in die Augen fällt. Der „Vater“ und der „Sohn“ vertritt hier nichts anderes als die Gottesidee in ihrer konkreten Bildlichkeit, wie sie — man mag dagegen sagen was man will — in den Naturreligionen fast aller Völker mit mehr oder weniger Aberglauben[1] vermengt zur Ausprägung gelangt ist: — und der „heilige Geist“ die Gottesidee in ihrer abstrakten Reinheit, wie sie aus der philosophischen Spekulation hervorgegangen und mehr oder minder richtig getroffen worden ist.

Obwohl nun die Unvereinbarkeit beider — im Wesen durchaus verschiedenen — Vorstellungen von Gott für jeden Unbefangenen auf der Hand liegt, so hat doch jene in ihrer Art einzig dastehende begriffliche Mißgeburt durch sorgfältige Pflege von seiten obscuranter Theologen und Metaphysiker lange Zeit ein schattenhaftes Dasein gefristet. Selbst heutzutage giebt es noch immer „gebildete“ ja sogar „gelehrte“ Leute, die an die Daseinsberechtigung dieses aller gesunden Logik hohnsprechenden Begriffsmonstrum glauben und dasselbe am Leben erhalten wollen. Man brauchte indessen nur den „Sohn“ von dem „Vater“ mit dem kritischen Operationsmesser allmählich oder plötzlich abzutrennen, oder sie beide in dem „heiligen Geiste“ der ja ohnehin mit ihnen „eins“, sein soll — nach und nach aufzulösen, — und — sofort wäre die Gottesidee einer gesunden Entwickelung zur widerspruchslosen Wahrheit fähig.

So viel Selbstverleugnung im Interesse der Wahrheit und Klarheit ist aber den Theologen wohl noch immer nicht zuzutrauen; eine fixe Idee ist eben nicht so leicht auszuroden. Und dennoch werden sie es thun müssen, wenn sie überhaupt die Religion vor dem Ansturm der exakten Wissenschaft retten wollen. Es ist überdies geradezu unverständlich, wie selbst heutzutage, nach so vielen unzweifel-

[1] Es kommt nämlich in Bezug hierauf gar nicht darauf an, wie viel oder wie wenig Menschliches Gott angedichtet wird. Es ist im Wesen ein und dasselbe, ob man ihm nur die Tugenden (wie die Christen) oder auch die Fehler eines Menschen (wie die sog. Heiden) beilegt, ob man ihn Nektar trinken und Ambrosia essen oder ihn gleichsam von der Luft leben läßt und dergl. mehr.

Digitized by Google

haft richtigen Ergebnissen der exakten Wissenschaft, noch immer „gebildete“ ja „gelehrte“ Leute nicht etwa bloß vorläufig, sondern für immer an jenen lächerlichen Anschauungen über das höchste Wesen des Lebens festhalten wollen. Indessen, da es auch in den vornehmen, herrschenden Kreisen jetzt wieder Mode geworden ist, über gewisse sog. Wahrheiten nicht zu streiten, so ist fürs erste noch keine Aussicht vorhanden, daß jene früher dort so viel verspottete und belachte fable convenue endlich für immer von der rückhaltlosen Wahrheit verdrängt werde.

Man stemmt sich jedoch vergebens in das unaufhaltsam rollende Rad der Weltgeschichte. Was man jetzt nicht thun *will*, dürfte man später vielleicht thun *müssen*, und ob *dann* gewisse reaktionäre Gesellschaftselemente von ihrer sog. Überzeugung weniger opfern müßten, ist zum mindesten *sehr zweifelhaft*. Wenn man jetzt dem wahren Glauben die Thore *verschließt*, dürften diese von dem Unglauben später *gesprengt* werden, und was dann in die Mauern einstürmt, — bedarf keiner nähern Andeutung.

Wem also an der Kontinuität der fortschreitenden Entwickelung etwas gelegen ist, und wer einen — wenngleich vorübergehenden — Rückfall der Kultur in die Barbarei vermeiden will, der gewöhne sich endlich daran, in Bezug auf jene rückständigen religiösen Anschauungen ehrlich Farbe zu bekennen. Es wird nun endlich Zeit, daß jene unerträgliche Heuchelei, die das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft nun schon so lange vergiftet, von der Tagesordnung verschwindet und der rückhaltlosen Wahrheit und Klarheit Platz macht.

Wenn so das Menschenleben erst wieder überall auf dem Wege zur *Wahrheit* ist, dann wird auch seine Entwickelung zur *Schönheit* bezw. deren idealer Ausprägung in der *Kunst* nicht länger auf sich warten lassen. Wenn die *Religion* erst wieder der *wahre unverfälschte* Ausdruck der Weltanschauung und Lebensauffassung der Epoche geworden, wenn sie den bisherigen beengenden Formalismus endlich abgestreift und wie alle andern Kulturfaktoren von neuem

Digitized by Google

lebens- und entwickelungsfähig geworden ist, dann wird auch ihre jüngere Schwester, die Kunst, nicht nur einen neuen Lebensantrieb, sondern überhaupt erst die ihr gebührende Stellung im Kulturleben der Menschheit erhalten. Das nun schon so lange bestehende Mißverhältnis zwischen diesen beiden Kulturfaktoren ist für beide verderblich geworden. Denn ohne Connex mit der Kunst und deren Idealen wird die Religion alt, häßlich, hausbacken, prosaisch, langweilig, abgeschmackt; — und ohne Connex mit der Religion und deren berechtigten Forderungen verliert die Kunst nach und nach ihre Weihe und Würde: ihre schöne Heiterkeit degeneriert allmählich in freche Frivolität, ihre natürliche, freie Grazie in raffinierte Koketterie. Sie büßt dadurch nicht nur ihre innere Gesundheit und Entwickelungsenergie, sondern einen großen Teil ihrer lebenspendenden, lebenschaffenden Kraft ein, ganz abgesehen von der Schädigung ihrer materiellen Interessen. Denn, wenn die Kunst erst anfängt, ihre eigentliche kulturelle Mission hintanzusetzen und nichts weiter als eine stets gefällige Dienerin (Dirne) der ökonomisch Mächtigen sein will, wenn sie sozusagen nicht nur nach „Brot" geht, sondern gleichsam danach „kriecht", so verbessert sie nur scheinbar und vorübergehend ihre materielle Lage: am Ende wird sie doch nur wie eine Dienerin behandelt und — bezahlt. Die Religion hat in dieser Beziehung ihren Vorteil besser wahrzunehmen verstanden. —

Diese so verderbliche Trennung der Kunst von der Religion und umgekehrt beginnt für die europäische Kultur eigentlich schon mit dem Niedergange der griechisch-klassischen Blüteepoche, wurde aber erst durch den allgemeinen Sieg des Christentums, jener im großen und ganzen pessimistischen Weltanschauung des Orients, thatsächlich vollendet. Eine Aussöhnung beider hat seitdem nie wieder ohne jeden Vorbehalt — innerlich sowohl wie äußerlich — bestanden. Und es war dies auch gar nicht anders möglich. Die krankhafte pessimistische Weltanschauung und quietistische Lebensauffassung der Orients, auf welche bekanntlich das Christentum basiert ist, — und die gesunde, wenn auch mitunter etwas rohe

Digitized by Google

Thatkraft des Occidents, aus welcher die Menschen- und Menschheitsideale unserer Kunst ihre Nahrung ziehen, sind zu sehr von einander verschieden. Beide Lebensauffassungen, die des Orients und die des Occidents, könnten wohl, in der Blüte sich einander befruchtend, ihre partiellen Einseitigkeiten ausgleichen; aber sie dürfen nicht ohne weiteres mit einander gleichsam copuliert werden. Die einfache Aufpfropfung der einen auf die andere, besonders aber der letztern auf die erstere, ergiebt ein krüppelhaftes Gewächs.

Wenn wir also endlich einmal ein an Leib und Seele gesundes, thatenfreudiges Geschlecht heranziehen wollen, wenn die in der mitteleuropäischen Rasse bis jetzt noch nicht überall verdorben Knospe einer edlen und schönen Menschlichkeit nicht endlich doch in der orientalischen Wimmerei und Winselei ersticken soll, so muß man endlich die (fast immer mißlungenen) gewaltsamen Aufpfropfungsversuche jener orientalischen Weltanschauung aufgeben und die wenigen noch wurzelechten Sprößlinge nach ihrer eigenen Art auswachsen lassen. Was die orientalische Weltanschauung an für uns wirklich brauchbaren Bestandteilen enthält, könnte herangezogen werden, ohne daß der natürliche kräftige Wuchs allzusehr gehemmt wird.

Dann erst wäre eine vollständige rückhaltlose Versöhnung und Verquickung der Religion mit der Kunst, die — von einigen schwächlichen Anläufen abgesehen — gerade jetzt wieder in hoffnungslosem Außereinander liegen, möglich und statthaft. Wenn die Religion hierbei der Kunst nicht entgegenkommen, an ihren absurden Dogmen und Kulten krampfhaft festhalten will, so besiegelt sie dadurch selbst ihren Untergang. Die Kunst wird dann allein vorgehen, und, von der modernen Wissenschaft, bezw. Philosophie befruchtet, eine neue Religion gebären, welche die alte — rascher vielleicht als manche glauben möchten — für immer verdrängen dürfte. Damit sie dies aber auch könne und nicht selbst vorher dem Verderben anheimfalle, mögen ihre Priester die Worte nicht vergessen, die ihnen Schiller so schön entgegenruft:

Digitized by Google

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch, mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane:
Still lenke sie zum Oceane
Der großen Harmonie.

Digitized by Google

Berichtigungen.

Seite 65, Zeile 7 (von unten): Zwischen den Worten: „vorkommen“ und „möge“ ist „der“ einzuschieben.

Seite 105, Zeile 4 (von oben). Statt „erzeugenden“ lies: „erzeugten“.

Seite 112, Zeile 16 (von oben). Statt, „beim“ lies: „am“.

Seite 121, Zeile 10 (von unten). Statt „die“ lies „dies“.

Seite 164, Zeile 18 (von oben). Statt „erstere“ für „letztere“ lies letztere für erstere.

Seite 188, Zeile 6 (von der Anmerkung). Statt „dem“ lies: „den“.

Digitized by Google

Halle a/S. Druck von Otto Hendel.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

1 May'62 J M	
REC'D LD	
MAY 4 1962	

LD 21A-50m-3,'62
(C7097s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YD038803

Digitized by Google